



Daniel Ganzfried

...alias Wilkomirski

Die Holocaust-Travestie

Hrsg. von Sebastian Hefti
im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums



JVB

Fünf Jahre lang wurden die "Bruchstücke" des KZ-Überlebenden Benjamin Wilkomirski, 1995 in Frankfurt/Main erschienen, als Klassiker der Shoa-Literatur gefeiert. Ihre Entlarvung als skandalöse Fälschung ging durch das internationale Feuilleton. Für die Offenlegung der Fakten und den beharrlichen Kampf um ihre Bekanntmachung steht ein Name: der des Schriftstellers Daniel Ganzfried.

Durch seine dokumentarische Erzählung wird auf spannende Weise deutlich, wie bekannte Institutionen und respektable Persönlichkeiten der Fälschung des Bruno Doessecker alias Benjamin Wilkomirski erst zum Durchbruch verholfen haben und mit welchen Mitteln sie ihre Aufdeckung verhindern wollten. Ganzfrieds "Razzia im Holocaust-Zirkus" (St. Galler Tagblatt) öffnet ein Fenster ins Innere eines Kulturbetriebes, in dem die Instanz der Kritik und der Debatte längst der Korruption, Lüge und dem Opportunismus gewichen sind.

Neben Ganzfried äußern sich in diesem Band zu einem der fatalsten Literaturskandale der 90er Jahre auch Philip Gourevitch, Lorenz Jäger, Imre Kertész, Ruth Klüger, Claude Lanzmann, Rafaël Newman, Elsbeth Pulver, Hans Saner, Wanda Schmid.

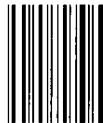
Daniel Ganzfried, geb. 1958 in Afulah/Israel,
lebt seit 1960 in der Schweiz.

Er ist Autor von Romanen, Theaterstücken und Essays zu zeitgeschichtlichen Themen, darunter 1997 der Roman *Der Absender*.

ISBN 3-934658-29-6



€ 12.90



9 783934 658295

Daniel Ganzfried

... alias Wilkomirski.

Die Holocaust-Travestie

Enthüllung und Dokumentation eines literarischen
Skandals

Herausgegeben im Auftrag
des Deutschschweizer PEN-Zentrums von Sebastian Hefti

Wir danken den Rechteinhabern für die Abdruckgenehmigung der Texte, für die Unterstützung danken wir der Kulturstiftung des Kantons Thurgau, Frauenfeld, der Cassinelli-Vogel-Stiftung, Zürich, und dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund, SIG, Zürich.

Redaktion: Michael Philipp

Alle Rechte, insbesondere die der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist erhältlich bei Die Deutsche Bibliothek.

Originalausgabe

© 2002 Jüdische Verlagsanstalt Berlin

Satz, Druckvorlage und Umschlaggestaltung: Hartwig Otto, Hamburg

Druck und Bindung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG

Printed in Germany

ISBN 3-934658-29-6

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader 16](#)

INHALT

Vorwort

Sebastian Hefti:

Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht? 7

Erzählung

Daniel Ganzfried: *Die Holocaust-Travestie* 17

Beiträge

Elsbeth Pulver:

«... der wisse nicht, wovon er rede». *Gedankenmäander
an den Rändern eines literarischen Skandals* 155

Lorenz Jäger:

Morsche Stellen in der Erinnerungspolitik 167

Rafaël Newman:

*Binjamin der Lügner? Performative Hybridität
und schweizer-jüdischer Multikulturalismus* 175

Gespräche

Claude Lanzmann:

Der organisierte Übergang zum Vergessen 197

Imre Kertész: *Wichtig ist die Öffentlichkeit* 207

Dokumente

Hans Saner: *Wilkomirskis Wahl* 219

Wanda Schmid: *Wer zuerst das Schweigen bricht* 223

Ruth Klüger: *Kitsch ist immer plausibel*

*Was man aus den erfundenen Erinnerungen
des Binjamin Wilkomirski lernen kann* 225

Philip Gourevitch: *Der Dieb der Erinnerung* 229

Die Autorinnen 267

Der PEN steht zu dem Grundsatz des ungehinderten Gedankenaustausches innerhalb einer jeden Nation und zwischen allen Nationen, und seine Mitglieder verpflichten sich, jeder Art der Unterdrückung der Äußerungsfreiheit in ihrem Land oder in der Gemeinschaft, in der sie leben, entgegenzutreten.

Der PEN erklärt sich für die Freiheit der Presse und verwirft die Zensurwillkür überhaupt, erst recht in Friedenszeiten. Er ist des Glaubens, dass der notwendige Fortschritt der Welt zu einer höher organisierten Ordnung hin eine freie Kritik gegenüber den Regierungen, Verwaltungen und Einrichtungen gebieterisch verlangt. Und da Freiheit auch freiwillig geübte Zurückhaltung einschließt, verpflichten sich die Mitglieder, solchen Auswüchsen einer freien Presse wie wahrheitswidrigen Veröffentlichungen, vorsätzlicher Lügenhaftigkeit und Entstellung von Tatsachen entgegenzuarbeiten.

Aus der Charta des Internationalen PEN

Sebastian Hefti

Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht?

Fact has to be scrupulously true to reality scrupulously.

V.S. Naipaul

Fünf Jahre lang – vom Frühjahr 1995 bis zum Herbst 1999 – dauerte das Falschspiel «Wilkomirski». Gespielt wurde Auschwitz, der Völkermord an den europäischen Juden und die unwahrscheinliche Rückkehr aus den Vernichtungslagern. Bruno Dessesker, ein reicher Schweizer, bot als armer Holocaust-Jude Benjamin Wilkomirski den aufregenden Stoff, der die Prominenz des Geistes- und Sittenlebens zu einer Orgie falscher Emotionen verführte. Zur grösstmöglichen Investition in die edle Gesinnung, aber auch in Erwartung einer kräftigenden Rendite aus der moralischen Empfindsamkeit erhob sie den Holocaust-Konvertiten zum Prominenten an ihrer Seite. In seinem Namen gewann die deutsche Schweiz einen Popstar des grenzquerenden Literatur- und Psychobetriebes, labte die Schweiz sich am Mitleid mit einem landeseigenen Martyrium, das die Welt sehen, in über fünfzehn Sprachen verstehen und mit ehrwürdigen Preisen überschütten wollte. Über herrlichen Bergen, smarten Uhren und sicheren Tresoren erhob sich endlich wieder das weisse Kreuz auf blutrotem Grund. Für das neue «Branding» der Schweiz in der ausländischen Welt war Wilkomirski berufen. Im Strahlenmeer der nachmodernen Leidkultur erscheint ein Haupt voll Blut und Wunden: O Du heiliger Benjamin, Du gesegneter «Hystoriker» neu-helvetischer Selbstanklage!

«Lügen haben kurze Beine», warnt und tröstet zugleich der Weisspruch. Warum blieb die Lüge Wilkomirskis fünf Jahre lang

in vollem Gange? Zwar hatte sie überhaupt keine Beine. Ihr Weg jedoch war die schiefe Bahn, auf der gar keine Beine nötig sind. Die «unwahre Veröffentlichung» war da schon angebahnt. Das sublimen «Begehren», grossartig belogen und aussergewöhnlich betrogen zu werden, hatte sie bestellt. Die Lust auf freiwilligen Selbstbetrug verlieh der Lüge Flügel, die sie leicht über die Grünanlagen transnationaler Zivilkultur, in die philanthropischen Buchhandlungen hinein und in die Gefilde des höherwertigen Bildungsstrebens trugen. Humanitäre Witterung trieb das Werk des St. Benjamin an. Ein solcher Trieb zur höheren Selbsterhaltung ist schon im Wesen der imperativen Logik eingerichtet. Solches «Müssen» erstickt jedes Lachen. Die Schmerzkomödie des heiligen Wilkomirski strotzt vor todernster Innigkeit. Im Windschatten der Suhrkampfschen «Bruchstücke» begannen unzählige Bilder voller Tränen durch Funk, Film und Fernsehen zu segeln. Und unendlich qualvolle Weisen trugen das Mitleid durchs Zwielicht der romantischen Assoziation. Gar auf den Brettern, welche die finstere Welt uns deuten, landete die Todesoperette.

Zu lange – fünf Jahre zu lang – dauerte die Mitleidsorgastik. Hätte man das Stimulans dem Licht auch nur minimier geschichtlicher Kenntnisse, dem Zweifel des Denkens und schliesslich dem Urteil des Geschmacks ausgesetzt, die Ente hätte ihren Flug ins Erhabene niemals angetreten. Da aber der Höhenrausch gefordert war, beraubten sich die Kultur-Kader vorweg ihrer Sinne. Erst als alle Begeisterung verpufft war, stellten Agentur und Verlag das Signal auf Land. Nach dem Vorbild der nationalen Historikerkommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der «Schweiz im Zweiten Weltkrieg» erging der Auftrag zur Ausnüchterung an den fachkundigen Historiker. Dieser sollte sowohl die Himmelfahrt des heiligen Benjamin als auch das freie Fallenlassen des entzauberten Bruno rechtfertigen. Der Befund durfte wiederum nur *zwingend* ausfallen: Bruno *musste* Benjamin spielen, weil er eine

adäquate Therapie für eine beschwerliche Kindheit haben *musste*. Wir aber *mussten* mit Brunos Binjamin aufliegen, weil wir immer noch eine geschwächte Bodenhaftung zu jenen finsternen Zeiten haben *müssen*. So durfte der unaufhaltsame, aber vorübergehende Wahnsinn vor dem gnädigen Urteil der Geschichte sein möglichst folgenloses Ende finden.

Dieses Buch erhebt Einspruch. Wilkomirski war ein grosser Literaturskandal. Die wesentlich *literarische* Bedeutung dieses Skandals bleibt solange unbewältigt, als die organisierte Verantwortungslosigkeit wesentlicher literarischer Instanzen und ihres führenden Personals weder thematisiert noch beurteilt werden, sondern sich ins Folgenlose verflüchtigt. Wilkomirskis «Bruchstücke» errangen auf unlautere Weise weltliterarischen Rang und genossen zu Unrecht jene Immunität, welche die Institution der Literatur ihren Geschöpfen gewährt, um sie vor dem Urteil des Commonsense in Schutz zu nehmen. In der Dichtkunst gibt es kein Lügen – höchstens die Metapher eines literarischen «Lügens», das gewissermassen unter den besonderen Richtspruch der Kunstkritik fällt. Wer von «Freiheit» hinsichtlich literarischer Schriften spricht, meint diese streitbare Immunität, ohne die unsere ästhetische Differenz fundamental blockiert wäre.

Wilkomirski hat den Bericht seiner «Erinnerungen» veröffentlicht. Er berichtet über seine Deportation, seine Insassenschaft in den Vernichtungslagern, über sein Überleben und seine Auslieferung in die Schweiz. Wohlmeinende Kritiker haben irrtümlich die literarische Immunität des *Autobiographischen* eingeklagt. Aber anders als bei Autobiographien, denen man gewiss literarische «Unwahrheiten» entweder ankreiden oder verzeihen mag, sind *Zeugenberichte* über geschichtliche Ereignisse ausschliesslich den Tatsachen verpflichtet. Zwar können solche Berichte sogar höchsten literarischen Rang erreichen, jedoch sind sie dadurch des

obersten Kriteriums ihrer Wahrhaftigkeit keineswegs enthoben. Im Falle Wilkomirskis haben die zuständigen Instanzen der Literatur diese kritische Leistung nicht nur verweigert. Sie haben sich sogar zu Agenten, Promotoren und Propagandisten degradiert. Am Ende übertrug man die unterlassene Kritik – zumal jetzt auch Selbstkritik dazukam – einem bestellten Fachhistoriker, der ihnen eine Apologie verpasste.

Den bitteren Anfang vom Ende des heiligen Benjamin verdanken wir zum Glück doch einem literarischen «Missverständnis». Im Herbst 1998 war die Schweiz Gastland an der Frankfurter Buchmesse. Im Hinblick darauf erteilte die Schweizer Kulturstiftung «Pro Helvetia» einen denkwürdigen Auftrag an Daniel Ganzfried. So sorgte der deutschschweizer Schriftsteller nun dafür, dass das heimliche Doppelspiel Benjamin-Bruno einen jähren Dämpfer fand. In der «Weltwoche» erschien am 27. August 1998 Daniel Ganzfrieds Artikel «Die geliehene Holocaust-Biographie», nachdem «Pro Helvetia» zwar das vereinbarte Honorar bezahlt hatte, aber auf die geplante Publikation in ihren «Passagen» lieber verzichten wollte. In Tat und Wahrheit ging es nur darum, dass sich die «Pro Helvetia» den hochgradig «nestbeschmutzenden» Auftritt vor dem ausländischen Publikum in Frankfurt nicht zumuten durfte. Ganzfried habe den Auftrag, den «kreativen Akt» Wilkomirskis darzustellen, falsch verstanden und stattdessen einen «Meinungsbeitrag» abgeliefert. «Pro Helvetia» schrieb: «Wir meinen, dass ein Mensch, der sich in eine Psychotherapie begibt, nicht einfach ein Betrüger sein kann.» In messerscharfer Logik folgte daraus, dass ohne Betrüger auch kein Betrug beklagt werden dürfe. Nachdem die hehre Immunität des «kreativen Aktes» zerstört war, musste das traurige Auffanglager der Schizophrenie – wenigstens im Laienverstande – seinen vorbereiteten Notfalldienst antreten.

Die fatale Entscheidung von «Pro Helvetia» hatte zur Folge, dass die Chance, den Fall «Wilkomirski» innerhalb einer literari-

schen Öffentlichkeit zu erörtern, kläglich verspielt wurde. Damit war dem medialen Sensationsdienst die Bahn geebnet. Was nach dem 27. August 1998 folgte, glich dem bewährten Nachspiel des schweizerischen Bankenskandals. Der «Literaturplatz» Zürich – von Suhrkamp-Frankfurts Gnaden – begann, die Peinlichkeit im Szenenklatsch auszusitzen. Bis heute ist es keinem unserer zivilcouragierten Kritiker eingefallen, die Unseldsche Jubiläumsburg im Lichte dieses Skandals zu preisen. Wie es trotz früher Warnungen von berufener Seite im «Jüdischen Verlag bei Suhrkamp» überhaupt zu diesem lukrativen Geschäftsabschluss kommen konnte und welche Prominenz rückversichernd daran beteiligt war, bleibt bis zur Stunde das einzige Geheimnis, das es im «Fall Wilkomirski» je hätte aufzudecken gegeben. Den beiden grossen und sorgsam eingebundenen Literaturverbänden der Schweiz wollte zu diesem sehr gegenwärtigen Fall gar nichts einfallen, der schuldhaften Verstrickungen in die finstere Vergangenheit hingegen konnten sie sich nicht satt genug bezichtigen; die Deutschseminare, die anhand des Falsifikats von Wilkomirski ihre neuesten psychosemantischen Thesen verifiziert hatten, setzten sich ohne viel Federlesens ins Recht, sie hatten lediglich die Prämissen ins Gegenteil zu kehren; die Literaturkritik, die ihr etabliertes Wesen in entsprechenden Schreibressorts, Sendegefässen und hermetischen Preiskommissionen treibt, tauchte zur Abwechslung unter, um Luft für weiteres Schweigen zu holen; sodann gab es behutsam formulierte Versuche zur Ergründung des «inquisitorischen Furors» Daniel Ganzfrieds zu konstatieren, Hand in Hand mit einfühlsamen Bemühungen, die Wahrheit zum teilbaren Gut zu erklären, so als handle es sich bei der unwahrscheinlichen Faktizität eines aus der Hölle zurückgekehrten Kindes um eine Frage des möglichst pluralen Meinungsspektrums, das aus Gründen der sittlichen Läuterung eines gewissen Masses an Esoterik gar nicht entbehren dürfe; schliesslich fand man auch die «Offenheit» intellek-

tuell anspruchsvoller, die Frage nach Wahrheit und Lüge «in der Schwebel» zu halten; die Stimme der Toleranz flötete etwas von der Gefahr einer dezisionistischen Gewalttat.

Kurz und schlecht: Mit Ausnahme des Philosophen Hans Saner wagte keiner der Wortmächtigen sein klärendes Wort, obwohl die Angelegenheit wochenlang zum Gesprächsthema gehobener Bildungsdinners avanciert war. Erst als aus dem Ausland, besonders aus dem angelsächsischen Raum, die vom Inland mit Nachdruck geforderten «Beweise» auf Limmat und Main niederprasselten, besannen sich diese besten Adressen deutscher Literaturhauptstädte auf eine bedingte Kapitulation. Eine Reparation wurde folgerichtig nicht geboten. Wozu und wem auch? Keine Gewinnüberweisungen an humanitäre Fonds oder an die wirklich notleidenden Überlebenden! Doch wegen einer hängigen Privatklage wegen «Betrugs» und «unlauteren Wettbewerbs» liegen die Akten beim Zürcher Bezirksgericht. Ansonsten herrscht wieder das Beschweigen all jener Dinge, über die die Literatur selbst sprechen müsste.

Ganzfrieds «Enthüllungen» – die gar nichts enthüllten, weil niemand sich bemüht hatte, etwas zu verbergen – wurden als zu emotional befunden. Die «Vorwürfe» Ganzfrieds wurden als Neidattacke eines ungehobelten «Eifers» aufgefasst. Vor dem medialen Sittengericht wurden stündlich und mit grossem Nachdruck neue und endgültige «Beweise» verlangt, die er endlich beizubringen habe. Kein einziger anderer Autor der deutschen Schweiz stellte eigene Recherchen an. Angeblich bestand dafür «kein Budget». Derweil drangen Amerikaner und Briten fleissig in hiesige Aktenschränke und brachten mühelos Zeugen um Zeugen, die St. Benjamin gut kannten – nur halt eher als Bruno.

Hierzulande war nun plötzlich die vornehmste Zurückhaltung im Urteil geboten. Im Kontrapunkt der früheren Sirenen falscher Gefühle und der Fanfaren des Mitleids mit dem Popanz aus Maj-

danek waren echte Gefühle der Irritation, der Empörung und der Wut verfeimt. Die Revolte gegen «wahrheitswidrige Veröffentlichungen, vorsätzliche Lügenhaftigkeit und Entstellung von Tatsachen», wie es in der PEN-Charta heisst, gilt dem abgefeimten Kulturguthabenden als rohes Eiferertum. Emotionale Intelligenz empfiehlt, dass sich der Spiesser voll der Gnaden seiner verspäteten Courage über die industrielle Vernichtung des jüdischen Volkes zügellos empört geben müsse. Auch Trauerarbeit wird mit industrieller Gründlichkeit zu Ende verrichtet. Hernach darf endlich ein neues Kapitel der Erbauung aufgeschlagen werden. Das heilende Bad in der Menge des verspäteten Aufschreis duldet weder Zweifel noch Zögern. Wer da noch nachdenkt, muss böse sein. Wer ein Herz hat, muss Tränenfluss zeigen! Dieser höchste Zweck hat seinen Konvertiten Bruno-Binjamin geheiligt, bis dieser sich – wohlverdient – buchstäblich in Luft auflöst. Niemals vergessen? Wir wollen auch nicht vergessen, dass die Propagandisten, Promotoren und Multiplikatoren des St. Binjamin-Bruno sich nicht in Luft aufgelöst haben, sondern weiterhin über uns wirken – auch sie wohlverdient.

Die vorliegende Sammlung von Versuchen, zu erzählen und zu verstehen, wie das geschehen konnte, ist somit dem *Erinnern* an ein literarisches Beispiel aus der verfehlten Erinnerungsindustrie gewidmet. Wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, in und zwischen den folgenden Zeilen verstehen, dass und wie stark in Fragen der Moral und des Geschmacks unsere Urteilskraft zählt, hat dieses Buch seinen Zweck erfüllt. Tatsachen verlangen von uns eine moralische Verbindlichkeit. Wer Tatsachenwahrheit angeblich höheren Gesinnungszwecken opfert, handelt böse. Lügengeschichten sind kein Werk der Vorstellungskraft, aus der die literarische Kunst der Fiktion schafft. Unwahre Geschichten beanspruchen die Stelle, die der Geschichte der Menschen gebührt.

Ein Vergehen an und in der Literatur ist dies selbst dann, wenn ihm kein verbrecherischer Vorsatz, sondern Krankheit oder gar gute Absicht zugrundeliegt. In der wirklichen Geschichte benötigen wir zur Klärung der Fragen von wahr oder falsch sehr oft das Wort von Zeitzeugen. Wenn wir uns auf ihre Zeugenberichte nicht verlassen können, verirren wir uns im Spekulativen. Ein «Verbrechen gegen die Menschheit» entgegen seiner Faktizität zum Gegenstand literarischer Erbauung zu machen, ist ein Vergehen in der Literatur. Dafür darf keine «literarische Immunität» gewährt werden. Ob und inwiefern dieses Vergehen in der Literatur eine Frage der Justiz ist, darauf müssen Berufene antworten. Über Fragen nach gut oder böse, gut oder schlecht, können wir niemals in eilfertiger Gehorsam entscheiden, so als gälte es, einem Gesetz Folge zu leisten. Im Reich der Freiheit gibt es nichts, das einer einfach tun oder lassen «muss». Zweifel sind immer mehr als angebracht. Wer Zweifel und Zögern in Dingen, die uns alle angehen, unterdrücken oder diffamieren will, handelt nicht im öffentlichen Dienst an der Humanität, sondern unterwirft Menschen der moralistischen Sklaverei.

Als einzige literarische Vereinigung hat das Deutschschweizer PEN-Zentrum an Daniel Ganzfrieds Leidenschaft für die Wahrheit teilgenommen. Darauf sind wir stolz, auch wenn wir dabei lediglich unserer Charta entsprochen haben. Dieser Aufstand der Literatur gegen jede Form, sie der Propaganda dienstbar zu machen, hat nach dem Ersten Weltkrieg zur Gründung des Internationalen PEN geführt. Die Freiheit des Wortes ist keine scheinheilige Phrase. Die Unantastbarkeit literarischer Geschöpfe gegenüber klerikaler oder staatlicher Diffamierung und der unbedingte Schutz vor politischer oder polizeilicher Behinderung haben ihren Sinn allein darin, dass wir den Streit um das, was wahr, gut und gerecht ist, nur im *Plural* führen können. Wer diese Bindung an Einsichten unterschlägt, meint nicht unsere Freiheit, sondern das

Ergötzen darüber, was alles Erfolg haben kann. Um diese Erinnerung zu ermöglichen, wach zu halten und mit Ihnen zu teilen, haben wir diesen «Denkzettel» hergestellt. Dass er uns den Sinn unserer PEN-Charta aufgefrischt hat, dafür danken wir unserem Freund und PEN-Mitglied Daniel Ganzfried.

Daniel Ganzfried

DIE HOLOCAUST-TRAVESTIE

Erzählung

Für Leon Stabinski

*Wenn einer aus der Schar der Irdischen ausgelöscht wurde,
trat nicht sofort ein anderer an seine Stelle, um den Toten ver-
gessen zu machen, sondern eine Lücke blieb, wo er fehlte, und
die nahen wie die fernen Zeugen des Untergangs verstummten,
so oft sie diese Lücke sahen.*

Joseph Roth, «Radetzky marsch»

1. Teil

1995. Das Ende des Zweiten Weltkrieges jährt sich zum fünfzigsten Mal. Zur Feier der Stunde sind die beiden Kammern des Schweizerischen Parlamentes am 7. Mai für eine gemeinsame Sitzung im Bundeshaus verabredet. Der Bundespräsident will sich für die damalige Flüchtlingspolitik entschuldigen. Ausschliesslich für diese. Soviel steht fest. Als erster Magistrat dieses Landes bedauert er die an der Grenze damals abgewiesenen, den Nazis ausgelieferten Flüchtlinge ausdrücklich:

Es steht für mich ausser Zweifel, dass wir mit unserer Politik gegenüber verfolgten Juden Schuld auf uns geladen haben. Die Angst vor Deutschland, die Furcht vor Überfremdung durch Massenimmigration und die Sorge um politischen Auftrieb für einen auch hierzulande existierenden Antisemitismus wogen manchmal stärker als unsere Asyltradition, als unsere humanitären Ideale. Schwierige Zielkonflikte wurden auch überängstlich zu Lasten der Humanität gelöst. Mit der Einführung des sogenannten Judenstempels kam Deutschland einem Anliegen der Schweiz entgegen. Wir haben damals im allzu eng verstandenen Landesinteresse eine falsche Wahl getroffen. Der Bundesrat bedauert das zutiefst, und er entschuldigt sich dafür, im Wissen darum, dass solches Versagen letztlich unentschuldigbar ist.

Man liess die Worte ausklingen und machte sich wieder in getrennten Sitzungen hinter die Tagesgeschäfte. Doch ein bisschen könnten sie gehört worden sein. Jedenfalls geht ein leises Aufatmen durch die Eliten des Landes.

Denn im Jahr der Zeitenwende 1989 hatte sich männiglich noch den Trotz erlaubt, das fünfzigste Jubiläum des Kriegsbeginns zu

feiern. Man gedachte, wie sich eine Generation junger Männer an die Grenzen aufgemacht und für Jahre Wacht gestanden hatte wie *ein* Mann. Im selben Jahr hat ein Volksbegehren bezeugt, dass es mit dieser Trutzburg als Stilleben der nationalen Existenz zu Ende gehen musste. Dreissig Prozent Ja-Stimmen verlangten kurz und bündig die Abschaffung der Schweizer Armee, und der aktiv Diensttuende von damals stand plötzlich nur noch als Rentenbezüger von heute da. Auch der Kommunismus machte kein Ziel mehr für die Kanonen. Dass er seit dem Tode Stalins auf einem tönernen Sockel gestanden hatte, entdeckte man im Westen noch später als bei den betroffenen Völkern, die ihn beinahe ohne Waffengewalt oder Hilfe von Aussen gestürzt hatten. Doch nach dem Augenreiben sahen sich auch hier zu Lande zwei politische Generationen heimatlos geworden.

Die Rede des Bundespräsidenten weicht das Spielfeld ein, auf dem politische Identitäten und moralische Bekenntnisse jetzt wieder aufstellung nehmen können. Diese Partie soll das Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zeigen. Die helvetische Vergangeneheitsdebatte beginnt. Und gewiss das halbe Volk wird bald mitmachen.

Es mag auch sein, dass der Bundespräsident und seine Öffentlichkeitsberater schon ein wenig von dem ahnen, was sich anbahnt. Ihnen muss bekannt sein, dass die Jewish Agency Ende der achtziger Jahre angefangen hat, herrenlosen jüdischen Vermögenswerten auf Schweizer Bankkonten nachzugehen, von denen vermehrt die Nachricht umging. Die Jewish Agency, das wichtigste Bindeglied zwischen der «jüdischen Diaspora» und Israel, verfügt über ein Jahresbudget von etwa dreihundertfünfzig Millionen Dollar und beschäftigt gegen neunhundert Mitarbeiter. Dies will periodisch legitimiert sein. Die Summe von zirka einhundert Millionen Franken macht die Runde. Der Vorschlag zur Güte, einen Fonds zu eröffnen und vierzig Millionen an die Agentur auszuschiessen, ist von den Banken einstweilen abgelehnt worden.

Historiker und Journalisten hatten sich auf die Suche nach dem legendären Schatz gemacht, und es war ruchbar geworden, mit welchen Schikanen die Banken bislang den Konteninhabern oder ihren Nachkommen Aufschluss über den Verbleib ihrer Vermögenswerte verweigert haben. Die Empörung wurde grösser und gerechter, und sie hat verschiedene Vorstösse im Parlament befördert. Endlich haben die Banken anklagen lassen, dass tatsächlich gewisse Gelder bei ihnen schlummern könnten. Ein kleiner Fortschritt, nachdem sie jahrelang alle Verbindlichkeiten kategorisch von sich gewiesen hatten.

Am «Holocaust-Gedenktag» 1995, dem 14. April, drei Wochen vor der Rede des Bundespräsidenten, veröffentlicht eine israelische Wirtschaftszeitung die horrende Zahl von 6,7 Milliarden Dollar Guthaben auf Schweizer Banken aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Dies erst ruft den World Jewish Congress auf den Plan. Dieser «Kongress» ist keine Versammlung, sondern ein Büro mit einigen Angestellten an der Madison Avenue 501 in Manhattan. Eine der Lobbys, wie es sie im politischen Leben der USA zu Hunderten gibt. Ihre Legitimation ist der Erfolg und ihr Kapital die Nähe zur politischen Macht. – Sein Präsident hat sich der Sache angenommen. «Im Namen des jüdischen Volkes», wie ihn ein Schreiben des israelischen Premierministers ermutigt. Auch wenn bald klar wird, dass die Milliardenzahl bei Weitem nicht stimmt, soll nie wieder unterhalb einer zehnstelligen Ziffer verhandelt werden. Die Aussicht, die Angelegenheit «Jüdische Vermögen» zum letzten Kapitel in der Geschichte um das von den Nazis vernichtete europäische Judentum machen zu können, ist allen Akteuren etwas wert, jüdischen Notabein ebenso wie Banken und Politikern.

In der Asservatenkammer wird die Figur des Überlebenden bereits mit Substanzen wie Solidarität und Gerechtigkeit zum mumifizierten Zeugen für die TV-Kameras präpariert.

Den Kulturbetrieb freut es. Seine Literaturabteilung erlebt gerade wieder eine ihrer Konvulsionen, die sie in Häufchen Holocaustisches absondern lässt.

Hoch aufgeschossen, in zu kurzen Jeans, strich Buchhändler Klein in Aachen durch sein Reich, das doch nicht seines war. Jeder Zentimeter gehörte den Büchern. Bis unter die Decke reichten die Regale. Dennoch spähte er durch den tiefen Raum, ob nicht doch irgendwo eine Lücke sei für die sich stapelnden Neueingänge und ob alle seine Herrschaften glücklich wären an ihrem einmal gefundenen Platz. Die paar Kunden mussten sich an die Gestelle schmiegen, um aneinander vorbeizukommen. Nichts war auf ihr Dasein ausgerichtet. Wer bezahlen wollte, wartete an der Kasse, auf dass Herr Klein herbei schlurfte, traurig, weil ihn wieder ein Buch für immer verlassen musste.

Zuhinterst öffnete sich der Laden in ein kleines Gewölbe. Auf einem Podest stand ein Stuhl, ein rundes Tischchen, darauf eine Lampe. Ich hatte mich gerade installiert. Herr Klein kam auf mich zu, ein gebundenes Buch in seiner ausgestreckten Hand. Einige Zeitungsartikel fielen heraus.

«Der Autor lebt ganz in Ihrer Nähe. Übermorgen liest er. Hier, wo Sie jetzt sitzen. Das heisst, der Lektor vom Suhrkamp Verlag liest für ihn. Er selber ist zu schwach. Krebs. Von damals. Dafür spielt er. Klarinette. Auf jeder Lesung. Klezmer und religiöse Themen. Kennen sie ihn?»

Ich hob die Artikel auf, legte sie zurück in die Aufschlagseite und überflog den Klappentext: «Wilkomirski? Nein, nie gehört.»

«Nehmen Sie's», insistierte Herr Klein. Bis zu meiner Lesung dauerte es noch gut eine Stunde.

«Er hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm aus seiner Kindheit blieb, sind Bilder aus Majdanek, aus einem Waisenhaus in Krakau, aus den ersten Jahren bei seinen Pflegeeltern, die dem Kind die Erinnerungen nehmen wollten. Er weiss, dass er nicht al-

les vergegenwärtigen kann und zeichnet darum die Bruchstellen, die Schritte seiner Erinnerung umso genauer nach», gab der Klappentext zu verstehen.

Einer dieser unbeholfenen Berichte, vermutete ich. Zeitzeugenliteratur, wie die Wissenschaft sie schon nannte. Reihum jagten die Verlage nach Holocaustigem für ihre Programme.

Doch dieses Stück überragte die Flut an Veröffentlichungen zum Thema um Höhen. Ergreifende Bilder, unverfälschte Sprache, die reine Perspektive des kleinen Kindes, entnahm ich aus Herrn Kleins Begeisterung. «Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag» prangte auf dem Einband.

Ein wenig wunderten mich die angesprochenen Pflegeeltern. Wie kann man einem Kind die Erinnerung nehmen wollen, zumal an das Konzentrationslager? Erschlägt man sie mit neuen, noch stärkeren Ereignissen?

Ich steckte das geschenkte Buch in meine Reisetasche. Die Dame vom Lokalblatt war eingetroffen und bat mich energisch zum Interview. Sie hatte noch zwei weitere Termine.

Spätabends im Hotelzimmer freute ich mich auf ein paar Minuten vor dem Fernseher. Leider fehlte das Antennenkabel. Da hatte ich das Büchlein wieder in der Hand und las eine Stelle: Aufgequollene Frauenleiber liegen zu einem Haufen geschichtet; der oberste Bauch bewegt sich; seitlich eine Wunde; sie reisst auf; eine blutverschmierte Ratte huscht ins Freie. Auf einer anderen Seite, gegen das Ende zu: eine Schulklasse in der Schweiz; die Lehrerin zeigt ein Bild von Wilhelm Tell beim Apfelschuss an; Tell wird für den Autor als Kind zum SS-Mann, der auf Kinder schießt; die Lehrerin zur blutropfenden Blockowa. Oder am Anfang: Dasselbe Kind wird mit voller Wucht Kopf voran gegen eine Betonmauer geschleudert. Da fielen die gefalteten Zeitungsartikel auf meine Bettdecke.

Der Autor habe den amtlich beglaubigten Fakten die Wahrheit seines Lebens entgegengestellt: «Sie hat ihn befreit, sie hat ihn ge-

heilt. Und sie hat die Last von ihm genommen, beweisen zu müssen, was für ihn eines Beweises nicht mehr bedarf. Der Klarinetist hat ein Werk vorgelegt, an dessen literarischem Rang nicht zu zweifeln ist.» So verkündete in der «Weltwoche», Kultur, Klara Obermüller, auch Präsidentin der stadtzürcherischen Literaturkommission. Ich erinnerte mich an ihre einführende Begründung dafür, dass sie mir ein Jahr zuvor einen Scheck überreicht hatte, an meine Freude ob des ansehnlichen Betrages und der Anerkennung für meinen Roman, der sich ja noch im Zustand eines Manuskriptes befand. Ich hatte angenommen, es sei aus Dutzenden ausgesucht worden, aufgrund seiner Qualität. Jetzt prämierte sie dieses Büchlein, las ich aus einem andern Zeitungsausschnitt. Es sollte aus ihren Händen eine Ehrengabe und aus ihrem Mund eine Laudatio erhalten. Nun, mein Geld hatte seinen Wert behalten. Frau Obermüller war mir in angenehmer Erinnerung.

Die Rezension im sonst nüchternen Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» befand: «... ein schmales Buch, aber es hat das Gewicht dieses Jahrhunderts. Ohne literarischen Anspruch, hält es in seiner Dichte, Unabänderlichkeit und Bildkraft dennoch allen literarischen Kriterien stand – wollte man sie hier anlegen. Das verbietet die Scham.»

Eine rührende Besprechung las ich in der immer für irgendetwas engagierten Wochenzeitung «WoZ», ebenfalls aus Zürich: «Das Buch erwischt einen anders als andere Holocaustbücher. Es ist die Sichtweise von ganz unten, von ganz früh, die Kinderperspektive eben, die aufwühlt, empört, beschämt.»

Herrn Kleins Sammlung von Zeitungsausschnitten landete auf dem Nachttisch. Ich löschte das Licht und träumte bald Szenen, wie ich aus meinem eigenen Buche las: in leeren Kirchgemeindsälen, dunkeln Buchhandlungen, vor gähnenden Schulklassen und Studenten, die auf ihren Handys spielten.

Überall auf meiner weiteren Reise durch deutsche Lande wurde mir das Büchlein wieder unter die Augen gehalten. Manchmal drängend wie von Herrn Klein, öfters aber in scheuer Ehrfurcht. So durch den schon älteren Lehrer in einem Dorf an der Wupper. Er bat mich um Rat. Durfte er seinen Schülern diese Lektüre zumuten? Er überlege sich sogar, den Autor einzuladen, damit sie sich einmal ein Bild von so einem Überlebenden machen könnten. Ich kenne ihn sicher. «Darf man ihn den Strapazen aussetzen? Meine Schüler haben manchmal einen Tonfall, also ich weiss nicht... »

Zwischen Telgte und Rodgau begann ich zu lesen.

Auf der ersten Seite wird einem schon das Rätsel des menschlichen Lebens aufgelöst: «Wer sich nicht erinnert, woher er kommt, wird nie genau wissen, wohin er geht.» Dennoch, der Autor wolle kein Dichter sein, kein Schriftsteller. Er könne nur versuchen, das Erlebte, das Geschehene so exakt wie möglich abzuzeichnen – so genau, wie es sein Kindergedächtnis eben aufbewahrt habe: «Noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt.»

Die anschliessend in Kadenz geschilderten Brutalitäten gingen mir unter die Haut. Sie waren dem Kind, einem Säugling noch, widerfahren: Durch lettische Miliz an seinem Wohnort Riga, dann in Majdanek, in einem nächsten Konzentrationslager, und auch die Schweiz hatte ihm schliesslich übel mitgespielt. In allen Details bekam ich die am Kind begangenen Gräueltaten geschildert. Zum ersten Mal vom Kinde selbst. Blut und Exkremente spritzen. Als Leser wagte ich nicht einmal mehr mir vorzustellen, wie es diesem jüngsten jemals bekannten, noch lebenden Opfer der Konzentrationslager in der Kälte unseres Landes weiter gehen musste.

Doch wo keine Gewalt herrschte, drängte und zwängte sich Pathos in den Zeilen. Ein Gymnasiast präsentiert seinen Erkenntnischatz in einem Abituraufsatz. Nur, auf dem Buchdeckel stand

«Aus einer Kindheit 1939-1948». Das Siegel aus Suhrkamp am Main liess mich fragen, weshalb ein um seinen Autor besorgter Lektor nicht das Größte gestutzt hatte. Vielleicht wäre das Büchlein etwas dünn ausgefallen, sah ich ein.

Die Rührung wich. Ich wollte mehr. Wie bei den Heften, die ich als Junge mit der Hand unter der Decke gelesen hatte: «Von unten, gegen den hellen Himmel, sehe ich nur noch die Konturen seines Kiefers und den Hut, der ihm nach hinten rutscht. Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schießt aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht.»

Dass sich ein Zweijähriger vor seinem sterbenden Vater dachte: «Von jetzt an muss ich ohne dich weitermachen, ich bin allein», brachte mich zwar nicht zum Lachen, aber ich tippte mir an die Schläfe. Die Behauptung einer seit Kindesbeinen bewahrten Erinnerung, die samt direkter Rede, Strassennamen, Hausnummern und weisen Sprüchen ans Licht gehoben wurde, erkannte ich als reine Esoterik. Und bei der Stelle, als der immer noch Zwei- bis Dreijährige mit den Erwachsenen durch Strassen und über vereiste Flächen rannte, nachdem die lettische Miliz Riga im Jahre 1941 auf ihre Art judenrein gemacht hatte, fragte ich mich, weshalb ich meinen Kleinen desselben Alters eigentlich immer trage, sobald es eilt.

Vor allem eine Ungereimtheit störte meine Lektüre: Ich hatte nie davon gehört, dass Kleinkinder länger als ein paar Wochen, gar jahrelang, und mehrere Lager hintereinander überlebt hätten.

Die letzten Seiten waren überschrieben mit «Zu diesem Buch»: «Auch ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. Das Dokument, das ich in Händen halte – ein behelfsmässiger Auszug, keine Geburtsurkunde –, gibt den 12. Februar

1941 als mein Geburtsdatum an. Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. Ich habe rechtliche Schritte gegen diese verfügte Identität eingeleitet.»

Ich hätte gerne den Namen dieses «verfügt» Geburtsortes erfahren. Vertraut genug mit Amtsstuben, wusste ich, dass jeder Einwohner dieses Landes seine Lebenswege mit Dokumenten, die seine Identität zurückverfolgen lassen, pflastern könnte. Immerhin beanspruchte der Autor: «Jahrelange Forschungsarbeit, viele Reisen ... und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern» unternommen zu haben. Was also war das für eine Verfügung, mit der ein jüdisches Kind seine neue Identität verpasst bekommen hatte, auf welchen Namen lautete sie, wer hatte sie erlassen, welcher Natur sind die angekündigten rechtlichen Schritte? Und warum das Ganze? «Auch ich...» wollte doch sagen, dass ihm mehrere solcher Fälle bekannt waren. – In unserem Land, das den Antisemitismus als politisches Phänomen auch nach dem Krieg nicht kannte, und dessen Institutionen in allen Zeiten besser funktioniert hatten als jedes Räderwerk, das hier gefertigt wurde.

Mit Fragen über Fragen, die ich an seiner statt beantworten sollte, schien mich der Text in seine Wirrnis verwickeln zu wollen. Keine war von Interesse.

Zwischen den Zeilen raunte es, dass der Mann nichts als diesen Text in den Händen hielt. Der Ärmste erinnerte sich an nichts. Er war damals zu klein. Das Kleinkind hinterlässt dem Erwachsenen keine Erinnerungen. Es muss wachsen. Das Büchlein stellt Bruchstücke dar, aber nicht eines am eigenen Leibe Erlebten, sondern aus Literatur, Filmen und Zeugenaussagen, die der Autor zu einer Packung geschnürt hat. Der Markt dürstete nach holocäustlerischen Erinnerungen. Der Musikant kannte das Seelengeklimper, das sich allenthalben des Themas angenommen hatte. Dem Verlag

aber versprach er als bislang jüngster, noch lebender KZ-Inssasse die längste Halbwertszeit, ein unschätzbarer Asset im Portfolio bei Suhrkamp am Main, wo man die Phantasien flugs als Wirklichkeit ausgab. Das Kind, in solche Fährnis geraten, hatte mein Mitleid. Glücklicherweise war es zum Mann gewachsen.

Ab 1996 kann die Öffentlichkeit den Lärm um die herrenlosen Vermögen vernehmen. Die Schweizer Banken haben ohne Konsultation mit dem World Jewish Congress veröffentlicht, dass sie auf 775 nachrichtenlosen Konten, von denen längst nicht alle in Bezug zum Holocaust stehen, lediglich 38,7 Millionen Franken finden können, Zins und Zinseszinsen inbegriffen. An der Madison Avenue 501 ist man düpiert. Dieser Einsatz wäre weit magerer als die Erwartung, für die man sich an den Tisch gesetzt hat. In New York wird ein neues Spiel aufgezogen. Einige Anwälte und ein um die Gunst des jüdischen New York berühmter Senator gesellen sich zur Partie.

Die Schweizer suchen noch nach einem Regelwerk, das ihnen genehm sein könnte, da hält der Senator schon Hearings vor dem Bankenausschuss des US-Senats ab. In England erscheint ein Bericht, wonach die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs auch mit deutschem Gold gehandelt habe. Der Senator hat ein geheimes Abkommen mit Polen entdeckt, das die Schweiz ermächtigt habe, Ansprüche aus Kriegszeiten mit den in ihren Banken lagern den Vermögen von polnischen Juden zu verrechnen. In den USA werden die ersten Klagen gegen Schweizer Banken deponiert. Die Forderungen belaufen sich auf zweistellige Milliardenbeträge.

In den Chefetagen der Schweizer Banken, wo Diskretion zu den wichtigsten Ausstattungen zählt und bei politischen Geschäften vornehme Absenz die Regel ist, besteht die einzige Übung in öffentlichen Angelegenheiten aus aufwändigen Werbeauftritten. Für die Beantwortung einer solchen Kampagne fehlt das Personal,

ganz abgesehen davon, dass die Analytiker, nur für Länderberichte trainiert, die Dynamik der anrollenden Operation nicht einzuschätzen vermögen. Also hoffen die Institute nach alter Manier auf die Regierung. Die Regierung aber setzt darauf, dass die ehrbaren Häuser alleine lösen, was ihr eigenes Problem auf dem grössten Finanzmarkt der Welt sei.

Immerhin wird in Absprache mit dem World Jewish Congress ein Komitee aus hochstehenden Persönlichkeiten gegründet. Die vom ehemaligen Chef der amerikanischen Notenbank geleitete Treuhandstelle ist ab sofort mit der weiteren Suche nach «schlummernden» Vermögen betraut. Sein Kollege von der schweizerischen Nationalbank äussert die Idee eines humanitären Fonds. Ein Historiker wirft die Umriss einer Solidaritätsstiftung in die Runde. Und im ganzen Land werden Stimmen lauter, die den goldgetäfelten Bunker, als den sie die Schweiz empfinden, bei der Gelegenheit endlich einmal ordentlich durchlüften wollen. Die Regierung beschliesst die Einsetzung einer «unabhängigen Expertenkommission» zum Zweck der «historischen Wahrheitsfindung» und der Herstellung von «Klarheit über den Umfang und das Schicksal der infolge der nationalsozialistischen Herrschaft ins Land gelangten Vermögenswerte.» Sie wird als Bergier-Kommission bekannt.

Ausserdem soll eine vom Aussenministerium ins Leben gerufene Task-Force den Amerikanern entgegengestellt werden. Doch der Druck auf die Banken mildert sich nicht. Das Land fühlt sich schwächlich. Erst im neuen Jahr 1997 wird endlich Leben in die Bude kommen.

Zuerst sorgt ein scheidender Bundespräsident für einen Sturm der Entrüstung: Welches der schwierigste Moment in seinem Präsidialjahr gewesen sei, wollen die Zeitungen von ihm wissen: «Die Affäre um die jüdischen Konten und das Nazigold.» Wenn er gewisse Leute höre, frage er sich manchmal, «ob Auschwitz in der

Schweiz liegt». Er sieht in den Ereignissen einen vom Ausland gesteuerten Willen, das Land zu destabilisieren und befürchtet antisemitische Reaktionen. Die Forderungen aus den USA charakterisiert er als Lösegeld-Erpressung.

Nach dem abgelaufenen Amtsjahr wieder einfacher Minister, wird er umgehend des Antisemitismus bezichtigt. Sozialdemokraten verlangen seinen Rücktritt aus der Regierung.

Dann zeigt ein Wachmann einen Stapel Akten her, die er bei der grössten der Banken vor dem Schredder bewahrt hat. Kurz darauf muss der Botschafter in den USA den Hut nehmen, weil er in einem internen Papier die Auseinandersetzung mit dem World Jewish Congress mit Ausdrücken aus dem Militärvokabular kommentiert hat. Und ein Verein von Rechtschaffenen, die sich durch die Banken und die Regierung diskreditiert sehen wollen, sammelt Unterschriften für ein Manifest. Sie verlangen, dass die Geschichte des Landes «mit Wahrhaftigkeit neu geschrieben werde.»

In einem Beitrag für das Schweizer Radio sage ich: Nichts spricht dagegen, dass ein Bürger dieses Landes seine Integrität gegen fortgesetzte, als Kampagne inszenierte Angriffe verteidigt. Und sei er Bundesrat. Landesverteidigung ist angesagt, aber es hilft nicht der Soldat, der Bürger ist gefragt. Dass der Beschuldigte sich wehrt, ist selbstverständlich. Die Verteidigung dient der Wahrheitsfindung, der Bestimmung seiner Schuld und schliesslich dem Einleiten eines wahrhaften Sühneprozesses mehr als Unschuldspesen oder eilfertige Sündenbekenntnisse. Beides ist leicht durchschaubar als Wunsch, weiteren Imageverlust und Schaden zu begrenzen. Vor dem Hintergrund der Verbrechen, die immer noch zur Verhandlung stehen, droht das Groteske einzuzugreifen zu halten. Hier hilft einzig die Erinnerung, die sich jedem vor-schnell abschliessenden Urteil entschieden widersetzt. Ihr Medium ist das Erzählen. Sie braucht statt wissenschaftlicher Zirkel die lebendige Bürgerschaft, wo vermittels der Kunst dem Erzähl-

ten Geschichten entwachsen, die den Wechsel der Zeiten und ihrer Doktrinen überdauern.

Der auf meinem Roman «Der Absender» basierende Dokumentarfilm «Kaddish» hatte Premiere. Auf dem Weg zur Vorführung traf ich Eric Bergkraut. Fernsehjournalist. Sohn eines jüdischen Vaters und einer nicht-jüdischen Mutter, was ihn oft zu Gesprächen über seine Identitätsprobleme verleitete, den Kopf leicht schräg, die Stirn in Falten gelegt. So kam er auch jetzt auf mich zu.

Unser Film hatte ihm nicht zugesagt. Langweilig, überidentifiziert mit den porträtierten Personen, dramaturgisch fragwürdig und was der ernsthaften Einwände noch waren, die er mir nicht alle zumuten wollte. Er hatte selber ein Projekt. Auch ein Dokumentarfilm. Fürs Fernsehen. Über den Mann, der als Kind die Konzentrationslager überlebt hat und in der Erinnerung daran endlich seine Identität findet. Er hielt mir das Buch vor die Augen.

Seit ich es fertig gelesen und in jenem Frankfurter Hotelzimmer liegen gelassen hatte, war es mit dem «Jewish Book Award» in den USA bedacht worden, und sollte, wie man hörte, in England den Preis der Zeitschrift «Jewish Literary Quarterly» erhalten, ebenso wie den französischen «Prix Mémoire de la Shoah» und Übersetzungen in schon fast ein Dutzend Sprachen. Dazu schrieb der rastlose Autor Artikel, hielt im Konzert mit Elitsur Bernstein, einem in Israel und der Schweiz tätigen Psychotherapeuten, Fachvorträge, und brachte bei Lesungen vor Schulklassen Land auf und Land ab selbst Lehrer zum Weinen. In Zürich probte eine freie Truppe an einem Theaterstück über seine Geschichte. Fast hätte ich meinen Bekannten gefragt, warum auch er zu dieser Inflation beitragen wollte.

Doch etwas ging Eric Bergkraut besonders nahe: Das israelische Fernsehen hatte ein Jahr, bevor das Buch erschienen war, einen Film über verschiedene so genannte Kinderüberlebende aus-

gestrahlt. Darunter auch Wilkomirski, auf den Spuren seiner Vergangenheit, an den Orten des Geschehens in Osteuropa. Elitsur Bernstein hatte ihn begleitet und das Treiben mit der Videokamera festgehalten. Das Material fand Eingang in den israelischen Film. Nach der Sendung hatte sich ein alter Chasside gemeldet. Er wollte Binjamins Vater sein. Und Wilkomirski sagte ja.

Vater und Sohn, nach fünfzig Jahren! Der Rohschnitt sei in den nächsten Wochen bereit. Ob ich reinschauen könnte. Bergkraut fragte in einem Tonfall, der mir zu verstehen gab, dass wir bei unserem Film besser auf die gleiche Art vorgegangen wären. Dann hätten wir uns wohl die grössten Fehler erspart. Ich sagte sofort zu.

In den USA wird die dritte Sammelklage gegen Schweizer Finanzinstitute eingereicht. Die Grossbanken stellen einhundert Millionen Franken für den humanitären Fonds zugunsten bedürftiger Holocaust-Opfer zur Verfügung. Die Nationalbank erklärt, noch einmal so viel einzuschiessen. Die Privatwirtschaft zieht mit. Und die Regierung willigt ein, den Topf ohne Kostenfolge zu verwalten.

Das Land befindet sich im Taumel. Anklage, Verteidigung, Selbstanklage und Rechtfertigung tanzen Reigen. Ein in Industrie und mit Finanz reich gewordener Pfarrerssohn sammelt unter dem Schweizer Wappen die Aufrechtsten und führt sie zur neuesten Abwehr an die Grenze, wo sie am liebsten stehen. Auf der Gegenseite gehen die Rechtschaffenen daran, sich Auschwitz gleich ins Land zu holen. Für sie orakelt ein führender Schriftsteller, auf den ehemaligen Bundespräsidenten Bezug nehmend, dessen Rücktritt als Minister noch immer gefordert wird: «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt...». Der Literaturprofessor, an hundert Kaminfeuern silbern ergraut, beschreibt, wie er auf dem Globus die Distanz von Auschwitz in die Hauptstadt der Schweiz abmisst oder wie viele

orthographische Schritte sein Computer braucht, um von A bis Z schliesslich «Auschwitz» zu deduzieren, um festzustellen, dass sein «Auschwitz» in der «vorstellbar gewordenen Mitte einer jeden Zivilisation» zu liegen gekommen ist. Das gekonnte Essay Adolf Muschgs bindet Suhrkamp am Main zu einem Bändchen.

«Was soll hier das Thema sein?», fragte ich in einer Besprechung für die «Weltwoche». Die kritische Intelligenz unseres Landes, diese Entrüstung, die, nur weil sie von Politik nichts wissen will, so heftig sein kann? Oder das Abenteuer, auf dem Computer die Distanz von einem Bern nach einem Auschwitz zu messen und zu meinen, von diesem Auschwitz zurück sei es gleich weit? Zu Auschwitz nur dies: Wäre es tatsächlich das überall vorstellbar gewordene äusserste Böse, geriete sein politisch-historischer Tatbestand aus dem Blick. Jede Erinnerung wäre zum Schweigen gebracht. Auschwitz als Mahnmal der abstrakten Humanität. So kennen wirs. Über Auschwitz nachdenken heisst, in Gedanken den Abgrund zu ermessen. Dem kalten Schrecken schwindet die Welt vielleicht so weit, dass einem jeder Flecken zur Heimat werden kann. Wer sich aber so wohlig einrichtet wie des Professors Gedanken im Federbett ihrer Metaphern, dem ist Auschwitz wohl für immer nur an den heimatlichen Gestaden vorstellbar.

Ein neuer Bundespräsident ruft vor dem Parlament die Absicht in die Welt hinaus, die so genannte Solidaritätsstiftung zu errichten. Ihr Kapital: Rund sieben Milliarden Franken aus den aufzulösenden Goldreserven der Nationalbank. Mit den Erträgen soll Not im In- und Ausland gelindert werden. Allerdings würde noch eine Volksabstimmung darüber zu befinden haben, ruft er schwächer. Und als viel später aus der «Solidaritätsstiftung» die «Stiftung Schweiz» wird, ist er schon längst nicht mehr im Amt.

Die Banken publizieren eine erste Liste mit Namen von Inhabern nachrichtenlos geliebener Konten. In den USA finden wei-

tere Hearings zu Gold, Geld und anderen Vermögenswerten in der Schweiz statt. Der Wachmann, der für seinen Einsatz fristlos entlassen und von der Bank mit einem Strafverfahren belegt wird, erhält Asyl in den USA. Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes, IKRK, entschuldigt sich für sein Schweigen während des Krieges. Der BBC-Film «Nazigold und Judengeld» provoziert heftige Proteste. Vom Schweizer Fernsehen finanziert und von dessen verantwortlichem Redaktor begeistert abgenommen, macht er fragwürdige Aussagen zu den Goldgeschäften der Schweiz und angeblichen Transporten von Juden auf ihrem Schienennetz. Der Redaktor hört, dass sich namhafte Stimmen gegen die unbelegten Thesen erheben. Er distanziert sich flugs von seinem eigenen Film und lässt den englischen Regisseur Christopher Olgati alleine stehen. Verschiedene Gliedstaaten und Kommunen der USA drohen, ihre Boykottdrohungen gegen die Banken wahr zu machen.

Eric Bergkraut war sehr beschäftigt. Jede Bewegung seiner fahrigten Hände wollte mir zeigen, wie unwichtig alle äusserliche Verrichtung war angesichts der Bedeutung, die ihm seine Arbeit im Schneiderraum mit jeder Minute offenbarte. Er schob das Videoband ein. Mit einem Blick von der Seite prüfte er, ob ich mich des Folgenden auch gewachsen zeigte.

Sein Misstrauen war berechtigt. Die Inbrunst seiner Emphase schlug mir rasch auf den Magen. Und wenn nicht, übersüsste Allerweltspsychologie die ordentlich gefilmten Szenen. Ich fragte mich, was ich damit anfangen sollte, falls er mich trotz der Rührung vor seinen Bildern noch um meine Meinung fragen würde.

Dann versetzte eine Stelle meinen Geschmack in Aufruhr: Benjamin, wie der Film ihn liebevoll nennt, kommt ins Bild. Mit Gebetsschal und Käppi bestückt, begrüsst er den Chassiden aus Bnei Brak bei Tel Aviv. Unschlüssig, ob er zu weinen oder zu lächeln hat, lässt er sich erst einmal Herzen.

Um sie herum die Familienschar des Alten, Presse, Fernsehen. Laut Dramaturgie könnte der vor Freude piepsende Yaakov Maroko in der Ankunftshalle des Flughafens Ben Gurion immer noch der wiedergefundene Vater sein. Ein paar Sequenzen später führt der Chasside gegen den negativ ausgefallenen DNA-Test allerhand talmudische Erwägungen an. Weder er noch der eingeflogene Sohn wollen der Technik allzuviel Bedeutung beimessen. Was war alle Wissenschaft gegen das Gefühl, endlich seinen Vater, endlich seinen Sohn gefunden zu haben? Der aus einem Leben nahe bei Gott aufgeschreckte Maroko vergisst all seine halachischen Gesetze und küsst die Frau an Binjamins Seite sogar. Um keinen Preis würde er von seinem Glauben lassen. Und der Schweizer Musikant hatte endlich gefunden, was er nie zuvor empfinden durfte: die Liebe des Vaters. Dass Bergkraut diese Sequenz nicht selbst gedreht, sondern dem israelischen Fernsehfilm «Wandas Listen» entnommen hatte, erfuhr man nicht. Sowenig wie die Quelle des Bildmaterials deklariert wurde, das Wilkomirski mit Frau und Psychotherapeut auf Spurensuche in Polen und Riga zeigte; es war von Bernstein viel früher eigens angefertigt worden.

«Wandas Listen» war vom Sender Kol Israel in einem ersten Teil im November 1994 ausgestrahlt worden. Den Titel lieh eine alte, in Israel lebende polnische Christin, die zahlreichen Juden das Leben gerettet und ihre Namen, darunter einige, die noch lebten, auf einer Liste festgehalten hatte. Die Recherchen machte die ebenfalls aus Polen stammende Israelin Lea Balint. Bernstein beriet Wilkomirski seit den frühen 80er Jahren. Er hatte Balint mit ihm bekannt gemacht. Und gemeinsam brachte man ihn im schon fast fertig gedrehten Film unter. Der Ausstrahlung war grosses Echo beschieden.

Unter den Reaktionen war auch die der Schwägerin des Chassiden aus Bnei Brak, die Schwester seiner ersten, im KZ umgekommen Frau. Sie hatte den Spurensucher im Fernsehen gesehen

und aufgrund seiner Physiognomie die Vermutung aufgestellt, dass es sich um den Sohn Yaakovs und ihrer Schwester handeln könnte, von dem sie bis jetzt angenommen hatten, er sei damals ebenfalls gestorben. Die Vermutung war ein Wunsch. Der Wunsch fand seine Wirklichkeit. Durch die Sendeanstalt war sie an Bernstein gelangt, der zusammen mit Lea Balint alles Weitere, vom ersten Kontakt bis zum DNA-Test, eingefädelt hatte. Für Letzteren brachte er das Blut seines Schweizer Freundes nach Israel, berichtet die Produzentin bei Kol Israel. Eine Beglaubigung der Probe habe sie nicht verlangt. Man hatte Vertrauen gehabt.

All das blieb in Bergkrauts Film unerwähnt.

«Das Buch erzählt doch den Tod des an einer Hauswand in Riga von einem Lastwagen der lettischen Miliz zerquetschten Vaters!»

«Eine überhöhte Figur aus den Tiefen der Erinnerung», meinte Bergkraut. «Auf jeden Fall ein Wunder», glaubte er vor den Wiedersehensbildern aus seinem Film.

«Und da ist zufällig eine Kamera dabei?»

Er habe die Gerüchte natürlich auch gehört, sagte Bergkraut unvermittelt.

«Was für Gerüchte?» Ich hatte keine Ahnung.

«Dass Benjamin kein Jude sei, und schon gar keiner aus einem Konzentrationslager... .»

«Sondern?»

«Ein normaler Schweizer eben.»

«Wer sagt denn so etwas?»

«Klara Obermüller», seufzte Bergkraut. Was wollte man gegen Gerüchte, so lange niemand etwas Schwarz auf Weiss hinterliess.

Er interessiere sich nur für den Inhalt des Buches. Und für den Verfasser, in seinem ganzen Leiden und Wirken. In der Wirkung liege die Wahrheit dieses Textes. Er deutete mit dem Kopf auf den Bildschirm.

Der Film liess Wilkomirski gerade unbeholfen in ein Kränzchen anderer Konzentrationslager-Überlebender treten. Benjamin schüttelte Hände, lächelte auch hier verlegen und wurde bei Kaffee, Kuchen und Geplauder einer der ihren. So wollten es Bergkrauts Bilder.

Mit keinem Wort tönte ich an, dass wir hier über eine Frage jenseits des guten Geschmacks streiten könnten.

Meinen Freund betrückte einzig, dass sich Benjamin gleichzeitig für ein zweites Filmprojekt verpflichtet hatte. Ohne Absprache. Aber man müsse ihn verstehen: «Schau, einer, der sein Leben lang schweigen musste. Bei allem, was er durchgemacht hat. Endlich interessiert sich jemand für ihn. Jetzt spricht er in jedes Mikrofon, das sich ihm bietet.»

Das verstand ich auch und riet zum Abschied noch einmal, die Szene wegzuschneiden. Sie blieb. Der Film sollte bald vom Schweizer Fernsehen ausgestrahlt werden, das ihn zusammen mit dem Gemeinschaftssender 3sat produziert und finanziert hatte.

Eifrig bewältigt das Land seine Vergangenheit. Fonds, Stiftungen und Kommissionen jagen sich bei der Abtragung der eiligst angenommenen Schuld. Während unter den Rechtschaffenen niemand mehr zu finden ist, der Regierung, Banken und Behörden nicht der schlimmsten Verbrechen für schuldig befinden würde, haben die Aufrechten ihre Erpresser im amerikanischen Ostküsten-Judentum gefunden, das zusammen mit der US-Administration und den dortigen Banken die kleine Schweiz klein kriegen will. Die Rechtschaffenen melden sogleich Antisemitismusverdacht an, die Aufrechten antworten mit dem Vorwurf des Landesverrats in schwieriger Zeit.

Der Sohn eines Pfarrers, zur Spitzbüberei in der Politik ebenso berufen wie zur ernsthaften Herausforderung, wenn sie ihm geboten scheint, stellt sich schützend vor seine Trachtengruppe. Je lauter er ruft, desto heftiger werfen die Aufrechten nach ihm. Bald ist

er beladen genug, um für jeden als Sprachrohr zu dienen, der auch nur ahnt, dass Schuld in der Geschichte die Verantwortung ist, der sich die Menschen nicht stellten, als sie es noch gekonnt hätten.

Gebannt beobachten Rechtschaffene und Aufrechte den Pranger und sehen nur ihr Spiegelbild.

Eine protestantische Zeitung bestellt einen Artikel von mir. Ich schreibe: Gedankenlos wenden sie sich dem Antisemitismus zu, der ins Zentrum der Auseinandersetzung gerückt scheint und doch so wenig hier zu suchen hat, dass sie ihn schon herbei zu prügeln versuchen, um sich sogleich wohlig in der Kette aus Ursache und Wirkung einzurichten, die vom Mittelalter bis nach Auschwitz führe und folglich dem politischen Verstand keine Aufgabe stellt. Doch die industrielle Vernichtung der europäischen Juden brauchte keinen Antisemitismus mehr, um ans Werk zu gehen. Ihre vielleicht wichtigste Voraussetzung waren Menschen, die in ihrer Heimatlosigkeit bereit waren, einer Ideologie bis in die letzte Konsequenz auf den Leim zu kriechen, und davon findet man auch heute in allen Gesellschaftsschichten mehr als es herkömmliche Antisemiten gibt, mit denen zu leben wäre wie mit jedem Feind: in entschiedener Abwehr.

Für die Ausstrahlung von Bergkrauts Film «Das gute Leben ist nur eine Falle» war die sonntägliche Morgensendung «Sternstunden» vorgesehen. Zur Einstimmung wollte die Redaktion mein Buch «Der Absender» und Wilkomirskis «Bruchstücke» in einem Gespräch mit mir vergleichen lassen. Die Sendung sollte vorproduziert werden.

Der Moderator Iso Camartin lud mich zum Mittagessen ein. Seine Freundlichkeit hatte etwas Endgültiges. Ich unterdrückte meine Bedenken, gegen die Standesregel aller Schweizer Kulturschaffender zu verstossen und mich öffentlich schlecht über das Werk eines Kollegen zu äussern. Ohnehin erwiesen sie sich als

überflüssig. Wir stimmten rasch überein: Das Buch war eine ernsthafte Unterhaltung nicht wert. Auch Iso Camartin stellte nicht den Mann, der sich ohne Chor vor einem offenen Mikrofon jemals abfällig über Erzeugnisse der Kunst äussern würde.

Also entschlossen wir uns, nur über mein Buch zu sprechen, das die gleiche Zeit erzählte, aber die Grausamkeiten der Konzentrationslager ausliess.

«Das haben wir ja dann im Film. Ein schöner Gegensatz, gerade wenn wir ihn für sich sprechen lassen», meinte Iso in gepflegtem Graubündner-Deutsch. Die Kahlheit seines kleinen Vorderschädels schimmerte sauber. Und ein immerwährendes Lächeln sagte mir, dass unter Isos Regie noch für den mindesten Gegenstand ein oder zwei wohl klingende Sätze gefunden werden konnten.

Vor der Kamera versetzte er sich spielend in jene Gelehrsamkeit, welche die Sendung mit den Törtchen «Religion», «Philosophie» und «Kunst» im Titel allein schon wegen ihres Termins verlangte, den sie sich mit TV-Gottesdiensten, Tierfilmen und Politikerrunden anderer Anstalten teilen musste.

Das Gespräch drehte sich um das Bild der Eltern in meinem Roman und deren Versuche, den Helden mit Verschweigen der Gefahren zu schützen. Eine Frage bezog sich auf die Besonderheiten bei jüdischen Eltern in dieser Sache. Ich wusste von keinen solchen und verstand die Absicht, Schrecken von Kindern fernzuhalten, sei es durch Reden oder mit Schweigen, als den normalsten Instinkt aller Eltern. Dabei brachte ich einen Vorbehalt an: Egal ob jüdisch oder nicht, Eltern, die öffentlich gemacht werden, gehören mit Respekt und Zurückhaltung behandelt. Besonders, wenn sie sich dabei nicht selbst zu ihren Taten äussern können, die wir alle nur als Kinder erlebt haben, wenn überhaupt. Unser Geplauder endete mit der verschmitzt klingenden Frage, ob Auschwitz im Laufe der Zeit nicht einfach zum Fundus für all-erhand Literatur und Filme werde.

Ich antworte: «Zu hoffen bleibt nur, für Gute.»

Drei Tage später nahm ich den Literaturpreis einer Gemeinde an den Gestaden des Zürichsees entgegen. Als Laudatorin hatte ich Frau Obermüller angefragt. Sie gehörte mittlerweile ebenfalls zu den «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Auf dem lokalen Devotionalienmarkt des Holocaustigen war sie längst eine feste Grösse. Das Erlebnis, an der zärtlichen Hand des Literaturkritikers Marcel Reich-Ranicki in Frankfurt am Main die Gaudi um ein Theaterstück miterleben zu dürfen, in dem sich ein anstössiger Filmemacher an seiner Stadt, dem Müll und den Toten reiben wollte, aber am Protest einer Masse aufgeklärter Bürger scheiterte, war vielleicht ihre Initiation gewesen. Sie sollte Marcel zum Lohn für die Gunst noch in den neunziger Jahren heftig gegen Kritik schützen. Ein Münchner Gericht musste ihr gar verbieten, einen Journalisten des Antisemitismus zu zeihen, nachdem dieser Marcells bislang nicht beachtete Tätigkeit für den polnisch-stalinistischen Geheimdienst einer Würdigung unterzogen hatte. Über die Landesgrenzen also mit manch einer Figur des literarischen Lebens liiert und nicht nur als Kritikerin, erfüllte sie die Erwartungen des Gemeinderates voll und ganz, als Laudatorin einfach jemanden zu bestimmen, «den man kennt.»

An diesem schönen Frühlingstag trafen wir uns an der Station in Zürich, und ich kam in den Genuss einer gemeinsamen Busfahrt nach Zollikon.

Wir standen im Abendhauch. Hinter uns streichelte der See sein Ufer, vor uns rauschte Feierabendverkehr. Frau Obermüllers Parfum liebte meine Nase so angenehm, dass ich es gerne auch einmal jemandem geschenkt hätte.

«Das haben Sie gut gemacht, wirklich.» Mein Auftritt bei Iso hatte ihr gefallen.

Ich bedankte mich.

«Gar nichts über etwas zu sagen, wirkt am Bildschirm manchmal mehr als die deutlichsten Worte.»

«Was halten Sie denn von Bergkrauts Film», fragte ich verle-

gen. Unmittelbar vor dem Festakt wäre mir ein Streit über das Buch, für das sie sich so stark gemacht hatte, peinlich gewesen.

«Ein Ärgernis. Und Sie?»

Ich sah den Bus über die Quai-Brücke herankommen. «Mindestens einen Schritt hätte er zurücktreten müssen, um seiner Geschichte ein wenig Tiefenschärfe zu verleihen.»

Doch Frau Obermüller plagte anderes: «Wissen Sie, ich habe ihm deutlich genug gesagt, dass es um Benjamin ein bisschen komplizierter steht. Aber was wollen Sie bei einem, den der Ehrgeiz dazu bringt, ausgerechnet Filme zu machen.»

Wir stiegen ein.

Und dann erklärte sie mir gleichsam nebenbei, was sie Bergkraut auch schon gesagt hatte. Das Buch sei nämlich nur interessant, wenn man es im Vagen belasse. Als Roman fehle ihm alles. Eine Geschichte, Figuren, von der Sprache nicht zu reden. «Und wenn Sie es als reine Autobiographie lesen, wirkt es sofort unglaubwürdig. Zu dick aufgetragen, oder zu weinerlich, wie Sie wollen.»

Nicht dass es ein Geheimnis war. Man wusste natürlich, dass er aus dem Welschen stammte. «Warten Sie... Wie hiess doch gleich die Gemeinde?» Der Name wollte ihr nicht einfallen, zu schnell trug die eigene Rede sie fort: Unehelich geboren. Nicht von einer jüdischen Mutter, nein. Protestantin, wahrscheinlich. Aber dann adoptiert. Vater ein stadtbekannter Arzt, Dermatologe, sie Tochter aus erster Familie. Alter Landadel. Nur eben kinderlos. «Nichts davon gehört?», fragte sie mich und knuffte mich in die Seite.

Der Bus bremste ab. Der Schwung liess uns näher aneinander rücken. Dann beschleunigte er wieder.

«Heute hält man sich natürlich etwas bedeckter...», meinte sie weiter. Ihrer guten Freundin Eva Koralnik von der Agentur Liepman sei ganz bange geworden. Sie habe ihm mehr als einmal geraten, sich nicht zu weit auf die Äste zu wagen. Da bemühte sich

Evi jahrein jahraus um so manches hervorragende Manuskript – «Sie wissen ja nicht, was da alles darunter ist!» – und fand mit Mühe im seltensten Fall einen Verleger. Aber ausgerechnet bei diesem hatte sie praktisch nichts tun müssen. Sie hätten sich öfters gemeinsam über den Erfolg amüsiert. Natürlich habe es seinen Reiz, solange ihm das Vage nicht genommen würde. Nur, Dokumentarfilme würden es mit sich bringen, dass man sie als Wiedergabe von Wahrem betrachtete. Daraus erwachse der Inszenierung Bergkrauts ihre besondere Perfidie. Ich bräuchte bloss an die Szene mit den richtigen Überlebenden zu denken. Als Tatsachenbericht kompromittiere der Text eben nicht nur den Autor, sondern jeden, der damit zu tun bekomme.

Wir hatten noch zwei Haltestellen. Klara Obermüller sprudelte, als müsse sie dem Bus zuvorkommen.

Evi habe nie mit diesem Erfolg gerechnet und deswegen auch nichts unternommen. Aber dann habe Hanno Helbling Herrn Unseld, Chef des Suhrkamp Verlages, persönlich vor dem Manuskript gewarnt. Ab da sei alles schiefgelaufen. Denn Siegfried Unseld und seinem Lektor fiel nichts Schlaueres ein, als den armen Benjamin zu sich zu rufen.

Der Name Hanno Helbling sagte mir nichts.

«Ehemaliger Feuilletonchef der «Neuen Zürcher Zeitung»», belehrte sie mich. Im Vorstand des Zürcher Tonhallen-Orchesters gewesen. Ein Freund des Hauses. Ihres Wissens sei auch Ignaz Bubis eingeschaltet worden, Vorsitzender des Zentralrats der Deutschen Juden. Anteilseigner beim Jüdischen Verlag von Suhrkamp. Und Marcel Reich-Ranicki, wenn sie nicht alles täusche.

Ich wusste, dass man bei Suhrkamp am Main nur ein paar Jahre zuvor Ruth Klügers «Weiterleben» abgelehnt hatte und dann zuschauen musste, wie aus dem Buch ein Klassiker wurde. Ein autobiographischer Text.

Den Rest verstand ich schnell: Anstatt nun mit Benjamin übereinzukommen, die Fiktion deutlicher heraus zu stellen, wurde er

gedrängt, Bürgschaften für seine Geschichte beizubringen. Es gab ja genügend Leute, die ihm bis hierhin geholfen hatten. Ein Roman kam nicht in Frage. Und tatsächlich lieferte er innert kürzester Frist: Die in Zürich praktizierende Therapeutin Monika Matta, sein israelischer Freund Elitsur Bernstein, Lea Balint. Ausserdem wurde ein Anwalt bestellt, um zu bestätigen, dass Herrn Wilkomirskis Identität in der Schweiz nicht lückenlos zurück zu verfolgen sei. Was immer das hiess.

Zuletzt trotzte Unselb seinem Autor das merkwürdige Nachwort ab: «Die juristisch beglaubigte Wahrheit ist eine Sache, die eines Lebens eine andere. Jahrelange Forschungsarbeit, viele Reisen an die vermuteten Orte des Geschehens und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern haben mir geholfen... Ihnen allen danke ich.» Im Privaten drohte Verena Piller, die singende Frau aus Bergkrauts Film an Wilkomirskis Seite, mit rechtlichen Schritten. Wie im Falle jener alten Bekannten, die sich über Binjamins jüdische Identität erstaunt gezeigt hatte. Nach einem Brief Verenas hatte auch sie den Mund gehalten.

Für Evi Koralnik war der Moment verpasst, an dem sie noch heil hätte aussteigen können. Und Klara Obermüller konnte nur noch so gut es eben ging dem Text eine Unentschiedenheit aufbinden. Obschon, bei all dem Blödsinn wollte sie manchmal der gute Wille verlassen. Wie jetzt wieder nach dem Film.

«Dabei hat der Mann doch erwachsene Kinder. Und eine geschiedene Frau. Und als adoptiertes Kind muss es ein dickes Dossier über ihn geben.»

Ich versuchte, ihr meinen ersten Eindruck verständlich zu machen. Dieser Wilkomirski erinnerte sich an nichts. Gerade das war sein Problem. Der Text fülle dieselbe Lücke auf, die wir alle in uns hätten, sollten wir es je unternehmen, uns an die früheste Kindheit erinnern zu wollen. Nur dass die seine sich im Konzentrationslager verliere und seine Adoptiveltern im alten Zürich viel-

leicht gute Gründe gehabt hätten, ihn etwas anderes glauben zu lassen.

Sie lächelte, als täte es ihr leid, mich um meinen Glauben gebracht zu haben.

Ich versuchte, sie in ihrer Vorliebe für das Offene zu provozieren: «Stellen Sie sich vor, Sie tun ihm unrecht!»

«Eben. Möglich sollte beides bleiben. Doch davon redet niemand mehr.» Das Beste, was Benjamin jetzt noch geschehen könnte, wäre, wenn möglichst bald niemand mehr etwas von ihm wissen wollte und nur das Buch übrigbliebe. Bevor sich die falschen Leute für ihn interessierten und der Arme am Schluss selber nicht mehr wissen durfte, was noch stimmte.

Bald war die Fahrt zu Ende. Im Gemeindesaal gesellte sie sich geschmeidig unter die herumstehenden Leute. Ich sah sie noch kurz mit diesem sprechen, jene begrüßen, bei niemandem verweilte sie zu lange und begegnete doch jedem mit offenem Gesicht.

Ihre Laudatio fiel für eine Liebhaberin des Holocaustigen wohltuend sachlich aus. Ich bedankte mich noch einmal, und als sie sich kurz vor dem Essen verabschiedete, war ich versucht zu akzeptieren, dass solche Toleranz, wie Obermüller sie vor meinen Augen übte, ein gewisses Mass an Liebreiz verströmen konnte.

Neue Unruhe erfasst das Land: Der amerikanische Unterstaatssekretär klagt in seinem vorläufigen Bericht über die in der Schweiz von den Nazis versteckten Schätze das Land an, einen wesentlichen Beitrag dafür geleistet zu haben, dass sich der Krieg mehrere Monate in die Länge zog, als das «Tausendjährige Reich» schon am Boden lag.

Die verschiedensten einheimischen Spezialisten, es gibt mit jedem Tag mehr, stellen dazu eigene Berechnungen an. Sie bewegen sich in Promillen, bis ein Professor für Soziologie und Nationalrat der Sozialdemokraten den Spuk erschlägt. Er kommt auf ei-

ne Dauer von zwei Kriegsjahren, die der Schweiz angelastet werden müssten, und lässt dieser Monstrosität eine Erzählung über seine Kindheit folgen, wo er mit eigenen Augen, als Bub am Bahnhof seiner Heimatstadt Züge beobachtend, gesehen habe, wie jüdische Opfer auf unserem Schienennetz vom Süden kommend ins nördlich gelegene Deutschland transportiert wurden. Ausser seiner Erinnerung hat er keine Belege. Aber diese reicht ihm, so kurz nach dem BBC-Film. Das bringt selbst die Rechtschaffensten zum Schweigen.

Das Werbeblatt für eine Diskussionsveranstaltung über «Die Schweiz und der Antisemitismus» verhiess interessante Teilnehmer: Benjamin Wilkomirski und den auf diesem Gebiet verdienten Historiker Jacques Picard, ausserdem eine frische Schriftstellerin und als Moderator einen Krimi- und Hörspielautor, der sich gerade durch ein besonders einfühlsames Interview mit dem Kinderüberlebenden in einer grösseren Zeitung hervorgetan hatte.

Neugierig, wie dieser Wilkomirski leibhaftig wirke, setzte ich mich unter die Leute im Parkett. Sicher würden Fragen gestellt. Ich nahm mir vor, den Historiker Picard auf das Problem anzusprechen, dass Amtstellen in der Schweiz nach dem Krieg jüdische Identitäten zum Verschwinden gebracht haben sollten, was in der Erzählung vorausgesetzt und im Nachwort festgehalten war. «Auch ich habe als Kind eine neue Identität erhalten... .» Meines Wissens war solches noch nirgends sonst beschrieben worden, auch nicht in Picards eigenem Werk «Die Schweiz und die Juden».

Die Schriftstellerin übernahm es, in wunderbarer Unschuld und lupenrein bühnendeutsch gehaltener Rührung eine Passage aus dem Text vorzulesen, die exemplifizierte, was dem Kinderüberlebenden nach dem Krieg als Schüler in diesem Land, dessen Bürger er auf ominösen Pfaden geworden war, in einem der ersten

Schuljahre an Schrecklichem widerfahren sei. Sie hatte die Wilhelm-Tell-Stelle ausgesucht: Die Lehrerin, eine rabiate Dame, zeigt der Klasse das Bild: Der Mann legt die Armbrust an. Er visiert den Apfel auf dem Kopf des Jungen an. – Als die Reihe am Kinderüberlebenden unter den Schülern ist, zu schildern, was die Szene ihm zeige, assoziiert er den SS-Mann: «Er schießt auf Kinder.»

Von der Lehrerin verspottet, seinen Kameraden verprügelt, den Adoptiveltern zum Schweigen gebracht, litt der Knabe Benjamin weiter unter dem Schrecken seiner Vergangenheit in diesem Klima, in dem Juden wie er zwar nicht mehr getötet, dafür aber mit den Mitteln der Verleugnung sonst zum Verschwinden gebracht wurden. «Das gute Leben ist nur eine Falle.»

Wilhelm Teil ist üblicherweise erst in späteren Stufen Unterrichtsstoff. Und Heldengeschichten müssen erst vorgelesen oder zumindest erzählt werden, bevor einem zu ihren Illustrationen etwas einfallen kann. Wie konnte Klein-Binjamin da noch einen SS-Mann sehen?

Dennoch war das Thema des Abends schlagend eingeführt. Die populär gewordene These, unser Land sei, in Komplizenschaft mit dem «Dritten Reich», ein Hort des Antisemitismus gewesen und geblieben, auch unter seiner humanitären Maske, erfuhr mit dem Kinderüberlebenden in unserer Mitte eine literarisch bezeugte Leibhaftigkeit.

Wie eine süsse Krankheit breitete sich Anteilnahme im Parkett aus, wo wir Zuschauer an niedlichen Tischchen sassen, Getränke zu uns nahmen und die Bedienung flink und leise einkassierte, während der Überlebende eingesunken auf dem Podium sass.

Er zupfte am Seidenschal, kratzte eine Stelle zwischen seinen auffrisierten Haaren und blickte mit wässrig gewordenen Augen ab und zu ins Dunkel jenseits aller Anwesenheit. Neben ihm sass der Historiker Picard, der vor lauter Gelehrsamkeit nach diesem

Rezital noch hagerer schien und mit seinen scharf geschnittenen Gesichtszügen den Ernst der Stunde annahnte.

Bald gab der Moderator dem Publikum die Gelegenheit, die aufgestauten Gefühle von sich zu geben.

So ein paar Tische von mir entfernt der Dame mit schulterlangem Haar und Brille. Artig hatte sie ihren Arm in die Höhe gestreckt. Der Moderator blickte in ihre Richtung und nickte mit dem Kopf. Sie erhob sich gewichtig.

«Ich weiss nicht, ob ich diese Frage stellen darf. Und ich will nicht, dass Sie sich noch einmal diesen Schrecken aussetzen...»

Ihre Stimme zitterte. Der Moderator beugte sich zu Wilkomirski, der die Frau traurig anschaute und jetzt nickte.

Das schien ihr zu helfen: «Ich hätte Sie gerne gefragt, was Sie bei der Ankunft im Konzentrationslager dachten. Ich meine, wie war das für ein Kind. Was fühlten Sie?» Um Zentner leichter, setzte sie sich.

Wilkomirski gab Auskunft: «Nu... Ein Tor ging auf. Ich sah einen hölzernen Turm. Eine Strasse führte hinauf. Überall längliche Häuser aus Holz. Soldaten standen herum. Einer direkt neben mir. Ich schaute ihn an. Fragte, was er da für ein komisches Gewehr habe. Dazu ich zeigte auf das Ding, das hing an seinem Gürtel. Plötzlich er drehte sich um. Hob seinen Arm. In der Faust ein unbekannter Gegenstand. Es zischte mir über das Gesicht. Mein Gesicht war wie entzweigeschnitten. Es war eine Peitsche gewesen. So ich habe begriffen, dass Majdanek nicht ein Spielplatz ist, wie man uns hatte versprochen.»

Er sprach kraftlos und wie schon durch den ganzen Film Bergkrauts hindurch in seiner eigenen Art jiddisch entlehntem Sing-sang. Es schien, als hätte er die Worte hundert Mal vor sich selbst wiederholt. Ich fragte den Mann neben mir, ob ich in seinem Buch blättern dürfe, das er vor sich auf dem Bistro-Tischchen liegen hatte.

Nach kurzem Suchen las ich die Stelle. Es waren fast dieselben Sätze. Allerdings grammatikalisch korrekt.

Ein älterer Herr wollte wissen, ob es das Kinderheim in der Schweiz noch gebe, wo man ihm die Identität geraubt habe, und die Schule in unserer Stadt, wo die gelesene Szene spielte. «Haben Sie die Lehrerin je zur Rede gestellt?»

«Nein», flüsterte Wilkomirski. «Ich habe nie einen Sinn darin gesehen.»

Der Mann war nicht zufrieden. Er hörte sich an, als würde er sich gleich selber auf den Weg machen. «Wo war es denn?»

«Irgendwo im Jura. Zwischen Hügeln. Mehr weiss ich nicht.» Der Überlebende atmete schwer.

Der Moderator entdeckte eine andere Wortmeldung. Diese ging glücklicherweise wieder zurück in die Jahre im KZ, über die der Überlebende lieber sprach. Er schluchzte nicht mehr und schien an diesen Erinnerungen weniger zu leiden, als wenn er an Kinderheime oder Schulen in der Schweiz denken musste. Das Phänomen war augenfällig: je näher zur Gegenwart, desto grösser wurden die Schwierigkeiten seines Gedächtnisses, umgekehrt proportional verhielt es sich bei Fragen über mehr als vierzig Jahre zurückliegende Ereignisse, selbst wenn sie bis in sein Säuglingsalter reichten.

Niemand störte sich daran. Im Gegenteil; sobald ihm hier etwas ins Vage zu kippen drohte, stand das Publikum bei, half mit Sachverstand aus, und wo auch der nichts mehr auszurichten vermochte, mahnte prompt jemand, den Überlebenden nicht zu sehr mit Details zu quälen.

Des Öfteren sprang auch der Historiker mit trocken vorgetragenen Einlassungen über die Politik der damaligen Zeit in die Lücken. Dabei glich es schon fast einer Kunst, wie Picard den seltsamen Umstand anzusprechen vermied, der Wilkomirskis Erzählung erst die Voraussetzung bot, wollte man sie so ernst nehmen, wie es der sakrale Ton während der ganzen Darbietung versprach: «Auch ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten», hiess

doch nichts anderes, als dass jüdische Kinder illegal in die Schweiz geschleust, mit falschen, christlichen Identitäten versehen und an reiche, kinderlose Familien verschachert wurden. Dies noch drei Jahre nach dem Kriege, wie die Jahreszahl «1948» in Buch und Film behauptete, zu einer Zeit also, da gerade die letzten Überreste des vernichteten jüdischen Volkes eingesammelt und eiligst nach Palästina verfrachtet worden waren.

Für den Historiker ein Skandal, ungeheurerlicher noch als jener eben erst der Öffentlichkeit ins Bewusstsein gebrachte über die «Kinder der Landstrasse», wonach die Schweizer Behörden Zigeunerkiner ihren Eltern entrissen und durch Adoption in eine neue, bürgerliche Identität gezwungen hatten. Allerdings wurde bei diesen Kindern die Herkunft nicht gänzlich aus den Akten getilgt, wie es dem Judenjungen vor uns und offenbar andern mit ihm geschehen sein musste, der trotz Hilfe von «unzähligen Spezialisten» nichts mehr hatte finden können als die vorliegende, wie in Bernstein gegossene Erinnerung. Ein Skandal jedenfalls, der bei dem Erfolg, den das Buch zuerst in akademischen Kreisen genoss, gerade die ehrgeizigsten und aufrechtsten Historiker, zu denen Picard zweifelsfrei zu rechnen war, hätte interessieren müssen, und der aus dem Zeugnis eines Kinder-Überlebenden, wie sie in der Fachliteratur hiessen, ein Dokument von unschätzbbarer Sprengkraft machte.

Doch der Knall blieb aus. Das Miserere ging ungestört über die Zeit. Weder Picard, Mitglied der Bergier-Kommission, noch jemand aus dem fachkundigen Publikum, machte Anstalten, diesen revoltierenden Aspekt zu betrachten. Und ich als Laie der Geschichte getraute mich auch nicht mehr, von so viel manifester Sachkenntnis umzingelt. Die Politik gegenüber den jüdischen Flüchtlingen hätte in meinen Augen aber eine substantiellere Anklage verdient, als die ganze Weinerlichkeit sie beanspruchte, damit sie den Tatsachen gerecht und für heute lehrreich würde.

In der Strassenbahn heimwärts beschlich mich der Verdacht, dass es gerade die Aussicht auf einen exquisiten Skandal war, was es den klügsten Leuten angeraten erscheinen liess, sich dem tüchtig leidenden Autor zur Seite zu stellen. Und einen Skandal versprach er auf alle Fälle. Man reichte seinen Bericht von Hand zu Hand und stimmte erst mal in das Klage lied ein, das in schaurigen Strophen vom eigenen Land sang und endlich über die Grenzen hinaus gehört werden wollte.

Im vorderen Wagen liessen sich Strassenbahnbeamte die Fahr ausweise zeigen. Ich stieg aus und spazierte die restliche Strecke nach Hause, in Gedanken noch bei der Inszenierung, die ich eben miterlebt hatte. Es war ein Haufen holocaustlerischen Psycho- und Geschichtsblödsinns. Ganz egal, was es mit der Herkunft des Herrn Wilkomirski auf sich haben sollte.

Und während ich im Bett den Schlaf erwartete, bemächtigte sich meiner schwimmenden Bilder die Vorstellung einer völlig neuartigen Gedenkfeier, die durch die Lande tourte: Die Auschwitz-Kostümierungsshow.

Da wird die grösste Fusion in der Wirtschaftsgeschichte des Landes angekündigt. Zwei Grossbanken planen ihren Zusammenschluss. Das Problem, dass das Geschäft auch auf dem wichtigsten Finanzplatz New York anerkannt werden muss, eröffnet den Ausweg aus dem Schlamassel. Nicht Einsicht, Weitblick oder gar Besinnung, sondern Boykottdrohungen aus den USA und die düstere Perspektive, wenn sich eine Bewilligung auf ungewisse Zeit verzögern würde, lässt die Akteure in der Schweiz zum ersten Mal von einer «Globallösung» reden.

Sie offerieren zunächst zweistellige Millionenbeträge. Nachdem sie über fünfzig Jahre gebraucht haben, um zu handeln, drängen sie das Komitee auf der Suche nach den nachrichtenlosen Konten zur Eile. Es findet übereinstimmend mit früheren Schätz-

zungen nur die Summe von gegen achtzig Millionen Franken, die mit einem Faktor zéhn verzinst werden könnten. Davon stehen höchstens zwischen zehn und zwanzig Prozent im Zusammenhang mit der Vernichtungspolitik der Nazis gegen die Juden. Allein für die direkten Kosten der fünfhundert Revisoren schlagen geschätzte 160 Millionen Franken zu Buche. Insgesamt soll die Sucherei bis zu ihrem Abschluss gegen eine Milliarde verschlingen.

Madison Avenue 501 fordert noch immer mehrere Milliarden Dollar.

Die Banken senden Zeichen aus, dass sie bereit sind, über höhere Summen zu reden, vorausgesetzt, sämtliche Drohungen fallen vom Tisch, und nur per Saldo aller Ansprüche, inklusive Sammelklagen und Auszahlung der herrenlosen Konten.

Auch jenseits des Atlantiks deutet man die Zeichen und will zu einem Abschluss gelangen. Die Unwägbarkeiten eines langen Gerichtsverfahrens bei offenem Ausgang liegen in niemandes Interesse mehr. Die Banken brauchen ihre Fusion, Madison Avenue 501 einen Erfolg, und der New Yorker Senator blickt einer immer noch ungewissen Wiederwahl im nächsten Jahr entgegen. Das Jahr 1997 endet mit der Aussicht, dass unter Mitwirkung aller das nächste besser würde.

Am Schluss steht der Vergleich vor einem Gericht in Brooklyn, New York. Er lautet über 1,2 Milliarden Dollar. Das Licht geht an. Nur ein paar Überlebende der Konzentrationslager stehen noch hinter der Einfriedung und reiben sich verwundert die Augen. Sie haben immer gemeint, es gehe um sie. Auf der andern Seite dehnt sich bis zum Horizont das Aschenfeld. Wer jetzt zu spät kommt, hat seine Ansprüche verwehrt, ruft ihnen jemand zu. Er zeigt auf einen Haufen Schaufeln. Die Landnahme hat eingesetzt, die Notierungen für Asche ziehen an, sagt er noch, aber da erschallt der

Ruf Sammelklagen, jemand anderes schreit Solidaritätsstiftung, Globallösung brüllt das Echo, Holocaustfonds, Volcker-Komitee, Bergier-Kommission, und alles beginnt wild durcheinander zu trampeln. Staubwolken ziehen über das Feld hinweg. Die ganze wunderbare Gemeinschaft ist gehalten, sich den Acker zu erobern. Ihr Verhängnis aber ist, dass die Asche nur umso schneller verfliegt, je heftiger sie alle darauf heruntreten. Dann vielleicht beginnt die Erinnerung, mit dem Blick in die unutilgbare Leere, und es wird erzählt werden können, was war und wie es untergegangen ist.

Im gleichen Jahr 1998 begeht die Schweiz ihr einhundertfünfzigstes Jahr als Bundesstaat. Man hat sich eilfertig schuldig bekannt. Wessen, ist nie richtig klar geworden. Die Banken würden endlich Ablass zahlen. Für alle im Land. Sie verlangen keine Dankbarkeit zum Beleg. Die Busse ist glimpflich ausgefallen. Die Geschichte scheint entsorgt. 1995 war eine gouvernementale Entschuldigung ungenügend gewesen. Drei Jahre später gilt das Geschäft als erledigt. Männiglich hat entdeckt, dass Schuld ein erhabenes Gefühl sein kann. Mit Anteilnahme stürzt man sich auf die noch lebenden Betroffenen. An ihnen kann jetzt geübt werden, was einst versäumt wurde.

Dies ist die Szenerie, in der die Zürcher Literaturagentur Liepman und der deutsche Suhrkamp Verlag ihren Holocaust-Autor Benjamin Wilkomirski von einem Akt zum nächsten schubsen.

2. Teil

Die Schweiz war im Jahre ihres Jubiläums als Gastland an die grösste Buchmesse der Welt eingeladen. Das einheimische literarische Leben befand sich schon länger im Zustande gesteigerter Erregung. Der Frankfurter Oktober winkte.

Ein zerbrechliches Fräulein hatte eben ihr erstes Werk veröffentlicht, eine postpubertäre Kindheitsverarbeitung, in der sie sich weidlich mit Vatern und vor allem Muttern herumzuschlagen wusste. Bemerkenswert war die Propaganda. Sie wand der Orchidee eine Ader zum heftig pochenden Herz des Kulturbetriebes. Für diese Saison durfte sie einmal aufblühen, um bald wieder grün unter anderes Grün zu sinken.

Das Fräulein und Binjamin Wilkomirski mit seiner posttraumatischen Identitätsgewinnung, von den Feuilletons unterdessen als «Klassiker» inthronisiert, bezeugten auf ihre Weise, wie gut man leiden konnte in dieser Schweiz. Nachdem mit beiden nur Werke der Weltliteratur vergleichbaren Rang aufwiesen, dräuten sie als Saisoniers über dem Mittelland, um der Welt die Literatur der deutschen Schweiz eine kurze Saison lang zu vergegenwärtigen.

Diese Lage schien zu trübe. Ich rief an einem Frühjahrsnachmittag einen Verleger, einen selbständigen Lektor, eine pensionierte Kritikerin und ein, zwei Autoren an, um sie zu fragen, was sie von einem «Manifest des guten Geschmacks» halten würden, mit welchem dem Zu-Tode-Düngen unserer literarischen Pflanzen entgegen getreten werden sollte.

Die Antworten fielen, jede für sich, legitim aus: Es würde nicht verstanden, schlimmer noch, falsch aufgefasst. Kollegenneid, Profilierungssucht, typisch schweizerische Nörgelei. Ausserdem war das Urteil über die beiden schon kanonisierten Werke bei Weitem nicht so einhellig negativ, wie ich angenommen hatte. Schleunigst vergass ich dies alles.

Bis Wochen darauf das Telefon klingelte. Der Frühling vor dem grossen Herbst der Schweizer Gegenwartsliteratur war noch nicht vorüber.

Ein Herr Guggenheimer meldete sich: «Verantwortlicher für die Pressearbeit bei der schweizerischen Kulturstiftung «Pro Helvetia» und Chefredaktor unserer halbjährlich erscheinenden Zeitschrift «Passagen», stellte er sich vor. Die nächste Nummer, ganz im Zeichen des bevorstehenden Auftrittes an der Frankfurter Buchmesse, trage das Thema «Der kreative Akt» im Titel. Verschiedene Porträts, von kreativen Menschen über andere Kreative.

Guggenheimer suchte noch Autoren. «Könnten Sie sich vorstellen, etwas über diesen Wilkomirski zu machen, den Klarinettenbauer, der auch schreibt?»

«Der kreative Akt?» Ich verstand nicht.

«Ja, in allen seinen Erscheinungen.»

Wie sich rasch herausstellte, kannte Guggenheimer das Gerede. Er konnte schwerlich annehmen, ich wüsste mit dem Büchlein etwas anzufangen.

«Warum gerade ich?», wollte ich wissen. Ob da jemand den Juden an mir brauchte?

Frau Obermüller habe mich empfohlen. Einen, der mit dem «Fall» nichts zu tun habe.

«Warum schreibt sie nicht selber?»

Nachdem sie sich, von der Rezension in der «Weltwoche» bis zu ihrem Einsatz als Stiftungsrätin bei der «Pro Helvetia» für einen namhaften Beitrag zugunsten der französischen Übersetzung von Wilkomirskis Buch exponiert hatte, ohne je ihr Wissen vorzubringen, hätte sie bei dieser Gelegenheit endlich reinen Tisch machen können, bevor noch mehr über den Autor durchsickerte.

Doch Guggenheimer blieb mir die Antwort schuldig.

Ein paar Tage später trafen wir uns im Gemäuer der «Pro Helvetia», wo Guggenheimer in einem Büro unter dem Dach wirkt.

Ich rechnete ihm vor: Ein Monat Recherche, Zugreisen, Telefonate, Behördengänge, dazu das Schreiben des Beitrages im Umfang von zwölftausend Zeilen, gegen ein Pauschalhonorar von 1800 Franken.

Er nickte. Irgendwo in seiner verzweigten Institution müsse es ein Spesenbüchlein geben. Und er habe auch keine Einwände, wenn ich den Text am Schluss noch anderswo publiziere. «Gut möglich, dass die internationale Presse aufspringt. Vielleicht sogar der «New Yorker». Warten Sie nur ab», ereiferte er sich.

«Und wenn sich herausstellt, dass dem Mann unrecht getan wird? Ich meine nur, was seine frühe Kindheit betrifft», versuchte ich auch seine Offenheit zu strapazieren.

Guggenheimer lachte: «Frau Obermüller rät, jeder Versuchung zu widerstehen, irgendetwas beweisen zu wollen.»

Er hatte die ganze Inszenierung schon miterlebt, bevor aus dem Manuskript überhaupt ein Buch geworden war: Am 50. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, den Wilkomirski unter Freunden als seinen einzigen Geburtstag verstanden haben wollte, fand in dessen Ostschweizer Landhaus zu Amlikon im Kanton Thurgau eine kleine Feier statt. Wilkomirski und seine Agentin Eva Korálnik hatten eingeladen, um die bevorstehende Veröffentlichung des Buches bei Suhrkamp am Main anzuzeigen.

Alle waren dabei. Obermüller, die jede Hand schüttelte, Bernstein, der wie ein Schatten an seinem Freund klebte, seine Therapeutin Monika Matta, eine Legion Psychiater, Psychologen und andere Helfer und Heiler nebst literarischem Personal. Georges Wieland, anthroposophisch angehauchter Lehrerkollege von der Kantonsschule Küsnacht bei Zürich, wo Wilkomirski Klarinette unterrichtete, hatte das Manuskript seinerzeit als erster in Händen gehalten. Nur zu verständlich, dass er die Vorleserei übernahm. Wilkomirski selbst sollte jüdische Weisen auf der Klarinette intonieren, Verena Piller singen, für ihn singen, wie später in Berg-

krauts Film, ihre Stimme zwischen das Klavier und die Klarinette zwängend, mit einem Gesicht, das schon erstarrt war vor seinem Leid.

«Eine schlechte Inszenierung, bei der niemand etwas glaubte. Selbst die Musikdarbietungen waren schlecht. Man spürte die Unechtheit», erzählt später Karola, eine aus Paris angereiste Teilnehmerin, die als spezielle Freundin eingeladen war und durch ihre im Buch verzerrte Geschichte ungefragt und unversehens zur Zeugin für seine Vita wurde. Umso mehr erstaunte sie dann auch die Eindeutigkeit, mit der Frau Koralnik das Buch als authentisch ausgab, ohne sie weiter um ihre Meinung zu fragen, obschon sie sich bei dieser Feier ja kennen gelernt hatten und Karola ihre Vorbehalte äusserte, noch ohne Kenntnis des gesamten Textes.

Mich interessierte zunächst, ob zu beweisen wäre, wo der Knabe zwischen 1939 und 1948, den Eckdaten im Titel seines Buches, gewesen war.

Guggenheimer garantierte mir 700 Franken Spesen. Insgesamt 2500 Franken sollten mir in Tranchen verabreicht werden. Eine erste vor Aufnahme der Arbeit, eine zweite in einem Monat, wenn ich zu schreiben beginne, und die dritte bei Abnahme des Artikels.

Zum Abschied sagte er: «Das wird mir ja eine Geschichte... »

Ich sass auf einer Bank in der Sonne und erwartete meinen Jungen aus dem Kindergarten. Neben mir wartete die Mutter seines Freundes. Ich erzählte ihr, womit ich gerade zu Gange war. Sie kenne diesen Wilkomirski auch schon.

Der Musikant trug am «Psychoanalytischen Seminar Zürich» vor. Es war Anfang des Jahres gewesen. Eingeladen hatte ihn ein Mitglied. Caroline Schlatter. Psychologin. Keine Analytikerin, betonte meine Bekannte. «Der Saal war proppevoll. Und überheizt», begann sie ihre Schilderung des Abends.

Zu früh war der Kindergarten aus. Geschrei umzingelte uns. «Der Vortrag wurde übrigens auf Tonband aufgenommen», rief sie mir zu und floh.

Ich stellte mir Wilkomirski beim Referat vor. Er trug im Sitzen vor, von einem Seidenschal umhüllt. Die Rede ganz im Stil eines Fachvortrages. Denn hinter ihm stand, über den Rand seiner Brille hinweg das Publikum musternd oder gütig das krause Haupt vor seinem Bauche betrachtend: Elitsur Bernstein, im wallenden Bart. Sobald man der Darbietung auch nur eine Sekunde konzentriert folgte, war man der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Szene kannte den Psychologen. Anfang der Achtziger Jahre in der psychiatrischen Klinik Schlössli bei Zürich tätig, musste er dort seine Stellung als leitender Therapeut verlassen. Über die Umstände wurde Stillschweigen bewahrt. Doch hielt er am hiesigen Institut für Angewandte Psychologie, IAP, regelmässige Lehrveranstaltungen ab.

Die Dame im Psychoanalytischen Seminar fand den Einladungstext sofort:

Einzelvortrag. Binjamin Wilkomirski, Zürich. Holocaust-Kinder «ohne Identität» und ihr Gedächtnis. Über die Möglichkeiten eines interdisziplinären Therapiekonzeptes zwischen Psychologen und Fachhistorikern ... für Menschen, die als Kinder den Holocaust überlebt, in dem Geschehen und den Nachkriegswirren aber das Wissen um ihre Identität weitgehend verloren haben, ein Problem, das durch die Kriege in Bosnien, Tschetschenien und anderswo immer wieder neue traurige Aktualität erhält.

Sie war noch so freundlich, mir den Weg zum Vortragssaal zu zeigen. Die Tonbandkassette lag schon in der Anlage. Dann liess sie mich allein.

Frau Schlatter stellte ihren Referenten in warmen Worten vor. Sie erwähnte die Gerüchte. Natürlich seien sie beim ersten Mal schockiert gewesen. Sie und ihr Mann. Gewisse Kreise behaupteten ja, Benjamin sei als uneheliches Kind einer protestantischen Putzmagd im Welschland geboren. Sie hätten darüber gesprochen. Immer wieder. Mit Benjamin. Noch öfters ohne ihn. Ihr Fazit nach langen Nächten, intensivem In-sich-Horchen und zusätzlichen Nachforschungen: «Wir haben uns entschlossen, ihm zu glauben.»

«... entschlossen, ihm zu glauben.» Der Satz klang in mir nach.

Es folgte der Vortrag: Ausgiebig die Klage, vom Ärzteehepaar nicht einmal adoptiert, sondern nur als Pflegekind unter deren Namen akzeptiert zu sein. Dann gab sich Wilkomirski die Personalunion des Schöpfers, Patienten und Anwenders einer Therapie, die Menschen ohne Identität eine Biographie verschafft und damit hilft, die Identität zurück zu gewinnen. Dies mittels gehobener Erinnerungsbilder und dazu passender Lebensdaten, die Historiker aus der Geschichte beifügten. Er und Bernstein hatten die Erfindung und eine dazu gehörende Trauma-Theorie quer durch Europa propagiert und in der Fachpresse platziert. Bernstein wollte sie für die Hilfsorganisationen ESRA und AMCHA in Israel bei über fünfzig KZ-Überlebenden erfolgreich appliziert haben.

Mich verblüffte, dass keine Zwischenrufe zu hören gewesen waren. Erst recht staunte ich, als bis zum Schluss der Aufnahme keine Fragen gestellt worden waren. Die Zuhörer mussten alle samt schweigend diesen Raum verlassen haben, in dem ich mir das Ganze jetzt noch ein zweites Mal anhörte. Vielleicht war mir etwas entgangen. Auch ein drittes Abhören ergab keine andern Anhaltspunkte: Das Publikum, die Creme der progressiven Zürcherischen Psychoanalyse, lauschte samt und sonders gebannt.

Am nächsten Tag rief ich Frau Schlatter an. Das Zürcher Telefonbuch schrieb «Psychologin lic.phil». Ihre Praxis war in der

Stadt. Die private Nummer teilte Frau Schlatter mit Georges Wieland, ihrem Mann, Wilkomirskis Lehrerkollege in Küssnacht.

Gerne hätte ich mit ihr die Frage erörtert, wie der Patient im Nebel zwischen Fakt und Fiktion vor dem Eifer des Psychologen geschützt werden konnte, vorausgesetzt, man nehme ihn und seine Geschichte überhaupt ernst. Auch ihre Fachkunde über Benjamin hätte mich interessiert. Und wie sich so ein Entschluss zum «Glauben» anliess. Vor allem hoffte ich, durch sie die Quelle der ihr zu Ohren gekommenen Gerüchte erschliessen zu können. Die Person der Putzmagd war im Vergleich zu Obermüllers Aussagen eine Konkretisierung. Welche tieferen Kenntnisse begründete demnach Schlatters und Wielands Wille zum Glaube?

Die Psychologin verweigerte mir jegliche Antwort. Meine Fragen schienen ihr überdies unerheblich. In ihrem Gefühl gab es nur einen Benjamin. Was die Quelle der Gerüchte betraf, so sollte ich besser ihn selbst fragen. Wenn er mit mir darüber sprechen wolle. Das sei seine Sache. Aber warum sollte er? Nein, mich zu treffen, habe keinen Sinn. Das spürte sie.

Herr Wilkomirski wollte.

Keine Stunde war vergangen, nachdem ich meine Bitte auf seinen Beantworter gesprochen hatte. Für den Rückruf dankend, legte ich auf. Seine Spontaneität ehrte mich. Aber beeindruckt war ich von seinem Akzent: Breites Zürichdeutsch. Vergessen die jiddisch anmutenden Einsprengsel fürs Publikum, keine Spur von Weinerlichkeit.

Bedächtig steuerte ich mein Motorrad über die Landstrasse. Links und rechts sattfarbene Felder. Sommer in der Luft. Die letzten Kilometer bis Amlikon, seinem Domizil zwischen den Thurgauer Hügeln, versuchte ich, die Reihe der Fragen festzulegen, die ich auf alle Fälle stellen wollte, und noch ein paar zusätzliche, wenn alles gut ging.

Der Schlüssel zum Geheimnis lag im Anfang. Im Grunde könnte alles ganz einfach sein, dachte ich. Zumal unter zwei jüdischen Mannsbildern wie uns...

Ich klingelte einige Minuten zu früh. Nach einer höflichen Pause nochmals. Im Türsturz, gut sichtbar angebracht, die auffallend grosse Kapsel: «Schemah Israel, Adonai Elohenu, Adonai Echad... ..»

Nichts rührte sich. Ich wollte nicht da stehen, wenn er nach mir eintreffen sollte. Auch vom Gehsteig aus gab es keine Möglichkeit zu erkennen, ob jemand zu Hause war. Nur die Kamera im oberen Stockwerk äugte hinaus. Antisemitismus auf dem Dorf, assoziierte ich. Oder der Preis der Popularität. Vielleicht auch nur die Bezeugung, dass da einer wichtig genommen werden wollte.

Auf dem Grundstück blieb es ruhig. Nochmals schritt ich durchs Tor. Wieder klingelte ich. Bevor der Ton erstarben war, ging die Türe auf. Der Hausherr erwartete mich in einer gestrickten Hausjacke, eine glimmende Zigarette zwischen den Fingern.

«Ich habe mich auf Ihren Besuch gefreut. Herr Bergkraut hat mir viel von Ihnen erzählt.»

Er ging mir voran durch den engen Flur. An jedem Türrahmen die Kapsel. Die Wände voll heiligem Land.

In der niedrigen Stube roch es nach kaltem Rauch. Zwei Gedecke lagen auf dem massigen Holztisch, in der Mitte ein Tablett mit belegten Broten, Kuchen und einer angebrochenen Flasche Wein. Der gläserne Aschenbecher war gut voll.

Er setzte sich in den tiefen Sessel am oberen Ende der Tafel: «Ich nehme nur Süßes. Es gibt Kaffee. Und Tee. Was Ihnen lieber ist. Ich werde beim Roten bleiben.»

Auch jetzt war in seinem Dialekt kein Akzent.

«Also, ein Porträt wollen Sie schreiben... ..»

Ich nickte: «Ein Porträt. Bevor ich anfangen muss, muss ich natürlich wissen, wer das eigentlich ist, über den ich schreiben werde.»

Jetzt nickte er. «Wie viel Zeit haben Sie für mich», fragte er.

«So viel es braucht.»

«Kein Problem. Von mir aus können wir bis in die Nacht oder auch bis morgen früh machen. Wir müssten nur einmal etwas Richtiges zu essen finden.»

Sein Enthusiasmus liess mich bangen, gar nicht genug Fragen vorbereitet zu haben.

Ich schaute mich um. Auf dem Kachelofen, von den nackten Deckenbalken herunter, in den Fenstern: Judaica in Kupfer, Stoff, Keramik, Terakotta. Als endete keine seiner Reisen ins heilige Land ohne Duty Free-Shop im Flughafen Ben Gurion, ohne kleine Menora, eine bestickte Kippa oder ein mit Kiesel vom Toten Meer gefülltes Fläschchen.

Ich fragte mich, was die Filmer und Zeitungsleute vor mir in diesem Interieur gedacht hatten. Auch am Leib trug er seine Insignien: um den Hals einen Davidstern in Gold, auf einem der dicken Ringe den sieben-armigen Leuchter als Motiv.

Aber ich war kein Rabbi. Ich war nicht hier, um die Zuverlässigkeit des Konvertiten zu prüfen.

Es könnte doch alles ganz einfach sein: «Haben Ihre Eltern Sie noch beschneiden lassen?»

Ein Ja würde nichts beweisen, das Nein aber alle Spekulation beenden. Es gibt keine unbeschnittenen Juden. Dieses Zeichen verlangt der mosaische Gott von seinen Männern. In allen Zeiten wurde es erfüllt. Auch im lettischen Riga 1938, als im Hause Wilkomirski ein Junge mit dem ziemlich jüdisch klingenden Namen Benjamin geboren wurde.

Zu meinem Erstaunen zögerte der. Als hätte er lieber noch einmal nachgeschaut, bevor er mir eine vielleicht falsche Antwort gäbe. Endlich hauchte er sein «jaahh».

In seinem Sessel etwas eingesunken, einen Arm auf der Lehne, schaute er mich über die Tafel hinweg an.

Ich ass die belegten Brote weg. Er die Kuchen.

Ich hoffte, die Verstörung würde sich legen, und erzählte aus

meiner eigenen Biographie, von der Arbeit an meinem Buch, den vielen Erfahrungen mit älteren KZ-Überlebenden, von meinem Vater und wie das alles vielleicht zusammen hing. Oder auch nicht.

Es gelang ihm, ein paar Minuten lang zu schweigen.

Sein Desinteresse stand in Kontrast zu den mir begegneten Juden, die in Lagern gewesen waren. Sie wollten wissen, ob man schon verheiratet sei, nach der Halacha lebe, was man arbeite, in der Freizeit treibe, von Israel hielt, wie die Mutter mit Mädchenamen heiße und ob man morgen wieder komme, um eine noch ledige Enkelin kennen zu lernen – alles war ihnen selbstverständlicher als einem Fremden die eigene Geschichte zu erzählen. Bei dem Mann vor mir war es umgekehrt.

Er sass zusehends aufrechter. Das letzte Kuchenstück war gegessen und mit einem Schluck Wein gespült.

Er fragte, ob ich mich in Erinnerungstechnik denn auskenne. Ich verneinte.

Jetzt kam er auf seine Trauma-Theorie. Die kannte ich. Dennoch hörte ich, so gelehrig ich nur konnte, zu. Ich verstand wenig von der Wissenschaft um die Seele. Dass sich Ereignisse, je schlimmer sie waren, nur umso klarer und unwiderrüflicher im Gedächtnis des Kindes festsetzten, schien mir weit her geholt, schlüssig allein für sein handgestricktes Therapiekonzept.

Dass sich das Kindergedächtnis vor allem dadurch auszeichnete, dass es besser vergessen könne als das erwachsene, und dass das Vergessen ebenso zur Kontingenz unseres Daseins gehöre wie das Nachdenken, behielt ich für mich.

Ich musterte den samtene Wandbehang, die hebräischen Lettern und rauchte mit meinem Gegenüber um die Wette. Irgend einmal hatte sich sein Vortrag erschöpft.

Er öffnete eine der Butzenscheiben. In die Schwaden kam Bewegung, und ich benutzte die Gelegenheit, ihn zu meinem wahren Interesse zu bringen.

«Sie erwähnen in ihrem Nachwort eine Verfügung. Wo sind Sie demnach eigentlich geboren?»

«Im Jura wahrscheinlich. Irgendwo.»

«Aber die Heimatgemeinde, der Bürgerort, das steht im Reisepass. Wie das weisse Kreuz vorne! Sie haben einen Schweizer Pass?»

«Ein Dorf im Jura», wiederholte er flüsternd und zuckte mit den Schultern als hätte er auch «Ouagadougou» akzeptiert.

«Kennen Sie Ihren Aufenthaltsort, bevor Sie nach Zürich gebracht worden waren?»

«Kinderheime.»

«Wo?»

«Auch im Jura, wahrscheinlich.»

«Haben Sie herausgefunden, wann Sie im Haus ihrer späteren Pflegeeltern angekommen sind?»

«Das wird irgendeinmal 1948 gewesen sein.»

«Besitzen Sie vielleicht Fotos aus dieser Zeit als kleiner Junge?»

Er versetzte seine Stimme in kurzes Zittern. «Nur das hier.» Die Augen waren ihm wieder feucht geworden. «Sie haben alles vernichtet.»

«Wer?», fragte ich.

Er zeigte mir die amerikanische Ausgabe seines Büchleins. Im Aufschlag das verschwommene Porträt eines von leicht unten in die Kamera schauenden Jungen, der, wollte man interpretieren, vielleicht einen etwas bedürftigen Eindruck machte.

«Meine so genannten Eltern.»

Er holte neues Gebäck aus der Küche.

Das Erdbeerküchlein schmeckte.

Ich sprach die Gerüchte an.

Er liess den Kopf hängen und murmelte monoton: «Meine Ex-Frau. Und ihre Familie.»

Sie hassten seinen Erfolg. Egal was er tat. Jede Klarinette, die er verkaufte. Jedes Konzert, das er gab. Die Instrumente tön-

falsch. Die Konzerte brachten zu wenig ein. Und die Orchester waren Subventionstöpfe für musizierende Schmarotzer, Zigeuner oder Juden, denen niemand nein zu sagen traute.

«Sie haben sich gewehrt?», wollte ich wissen.

Er rieb die Augen. Sie blieben trocken. Er habe nur immer mehr Aufträge für Klarinetten bekommen. Einmal, so sagte er, habe er das ganze japanische Radioorchester beliefert. Solierte auch. Sei an mehreren Schulen als Lehrer angestellt, Mitglied des städtischen Orchesters. Nichts habe ihnen gut genug sein können. Dann sei er krank geworden. Ein seltener Blutkrebs. Spätfolge.

«Man hat mich operiert. Mehrmals. Meine Frau kam für einen einzigen Besuch. Als ich praktisch im Sterben lag. Um mir die Scheidung vorzuschlagen.»

«Und?»

«Ich willigte sofort ein.»

Unterdessen mit etwas Augewasser, schilderte er, die Hand am Doppelkinn, wie seine Schwiegereltern damals die Heirat zu verhindern versucht hätten. Sobald ausgekommen sei, wer er war: Ein Zugelaufener. Einer aus dem Konzentrationslager. Er habe es bis zum Hochzeitstag verheimlicht. Doch auf dem Standesamt hätte es Schwierigkeiten gegeben. Seine Papiere seien nicht vollständig gewesen. Die Braut aus gutem Hause wäre noch vor dem Trau-Zimmer fast davon gerannt.

«Aber auch nach der Scheidung haben sie keine Ruhe gegeben. Bis heute nicht, wie Sie sehen.»

Ich begriff nicht. Zuerst hätten sie ihn zurückgewiesen, weil er Jude war. Und jetzt verbreiteten sie, dass er eben das nicht sei.

«Ich sagte doch: Nichts ist ihnen recht. Am wenigsten mein Erfolg.»

Also fragte ich nach den Pflegeeltern.

Er erzähle von Kälte, manchmal sogar Grausamkeit. Überhaupt würden die Erwachsenen schlecht wegkommen...

Wieder Schulterzucken, feuchte Augen.

Ich suchte nach einer Regung in seinem Gesicht, die Andeutung eines Weinens, ein Zittern, ein Beben. Auch wenn er jetzt ein Auge rieb, es reichte zu keiner Träne.

Gibt es nicht eine einzige gute Seele in dieser Kindheit, wollte ich fragen, wenigstens einen rettenden Engel, wie bei Erzählungen für Kinder so üblich?

Er sank noch mehr in sich zusammen. Sein Blick schweifte. Nicht einmal den Namen seiner geschiedenen Frau mochte er mir verraten.

Etwas war schräg hinter mir. Ich wandte mich um.

Sie stand da, von der Türe gerahmt: Reglos, dünn, die Lippen zwei Striche – Verena Piller. Ihre Augen hatten ihn fixiert. Wie ein Fragezeichen, das sich gestreckt hatte, fürchte eine Falte ihre Stirn.

Ich erhob mich. Langsam drehte sie das Gesicht in meine Richtung, ein Nicken. «Lasst Euch nicht stören.»

Sie entfernte sich in die Küche nebenan. Die Durchgangstüre blieb geöffnet. Jacke und Tasche lagen auf dem Kachelofen wie eine Mahnung, dass sie in unserer Nähe bleibe.

Zu einer Adoption sei es übrigens nicht gekommen, wiederholte er nach einem hastigen Schluck Wein. Nur zur Namensänderung. Zwecks Einschulung. Damit niemand Fragen stelle. Es folgte Wort für Wort, was er in seinem Vortrag behauptet hatte. Gegen aussen, und auf einigen Papieren, trug das Kind zwar den Namen seiner neuen Familie. Adoptiert, und also ein rechtmässiges Mitglied derselben, soll es nie geworden sein.

Ich fragte, weshalb die Leute ihn überhaupt aufgenommen hätten, lieblos, wie sie nach seinen Schilderungen waren.

«Mein Pflegevater war Nazisympathisant. Als bekannter Hautarzt hatte er rein medizinisches Interesse an mir.»

«Und welcher Art war dieses Interesse?»

«Ich war ein Mengele-Kind.»

«Sie waren ein Opfer von Doktor Mengele in Auschwitz?» Er zeigte mir seinen Unterarm: «Ich habe keine Nummer.

Sehen Sie? So habe ich überlebt. Als medizinischer Versuch. Sie haben mit meinen Augen experimentiert. Injektionen zur Farbveränderung. Deswegen sehe ich heute so schlecht.»

Er nahm die Brille ab. «Manchmal sind Ärzte zu uns nach Hause gekommen. Deutsche. Aber auch Amerikaner. Dann wurde im Garten über mich gesprochen. Ich sass auf einem Baum und belauschte sie. Später habe ich einige Semester Medizin studiert, um mehr davon zu verstehen.»

Die Geschichte rief mir in Erinnerung, wie ich mich bei meiner ersten Lektüre fragte, weshalb ein so kleines Kind von Majdanek noch in ein anderes KZ gebracht worden sei.

Jetzt fragte ich nur: «Und Sie haben nichts darüber geschrieben? In Bergkrauts Film sprechen Sie nie davon.»

Auch diese Antwort hätte ich mir selber geben können: «Nein. Ich musste zuerst soweit kommen.» Danach die Andeutung eines Schluchzens.

«Und die Verdunkelung Ihrer Herkunft. Wie ging die vonstatten? Sie tönen in ihrem Text so etwas an... »

Ich hoffte immer noch auf ein Quentchen Vernunft. Doch er machte keine Anstalten, mich dabei zu unterstützen.

«Korruption, antisemitische Beamte, auch Privatpersonen, die es sogar gut meinen mochten. Ich sagte doch, ich war von wissenschaftlichem Wert. An mir hatten so einige Kreise ihr Interesse.»

«Sag es ihm ruhig. Das muss auch er wissen», hörte ich aus der Küche.

«Die chemische Industrie. Sie war von Anfang an dahinter. Auf sie haben meine Pflegeeltern sich verlassen können.»

Wieder wollte er weinen. Frau Piller eilte herbei und stellte sich hinter ihn. Ihre Fingernägel bearbeiteten die hohe Rückenlehne: «Wenn Sie wüssten, welche Anstrengung bereits das Verfassen des Buches von uns allen abverlangt hat. Vieles muss auch jetzt noch mühsam an die Oberfläche geholt werden. Nach anderem

forschen wir mit Elitsur zusammen weiter, nicht wahr?» Ein Lächeln blieb auf ihrem Gesicht eingraviert.

Er schaute in meine Richtung und mühte sich zu Tränen, als flehte er, «wann kann ich endlich damit aufhören?»

Was ich bis zu diesem Punkt als Einziges gelernt hatte, war: der Mann log, sobald er den Mund aufmachte. Und auch das nur mangelhaft. Als Quelle von Fakten schied er aus und mit ihm seine Partnerin.

Das alles hiess natürlich keineswegs, dass er als Kind nicht in einem Konzentrationslager gewesen sei. Das war nicht ausgeschlossen. Es sprach der ganze Wirrwarr sogar dafür. So viele Lügen ich ihm auch nachweisen könnte, sein Leiden bliebe wahr. Seine Freunde waren alle von offenem Geist. Und ihr Glaube lechzte mit dem Zeitgeist nach Holocaustigem. Im schlimmsten Fall war er ein verstörter Mensch, dem von den falschen Leuten mit falschen Motiven geholfen wurde, sich an das zu erinnern, woran er sich nie und nimmer erinnern konnte.

Aber darüber zu schreiben, zumal unter dem Titel «Der kreative Akt», konnte ich mir im Ernst nicht vorstellen und als Spass auch nicht leisten, ohne seiner Herkunft nachzugehen.

Ich sprach ihn nochmals darauf an. Ein Glück für ihn, dass ich es sei, der die Gerüchte ausräumte. So oder anders. Irgendeinmal würde jemand sie aufgreifen und böswillig nutzen. Frau Obermüller komme weit genug herum, und Frau Koralnik halte meines Wissens auch nicht überall den Mund.

Er zuckte die Schultern. Das Gesicht war noch weicher, sein Kinn hing noch schlaffer. Ein verwöhnter Junge, der darauf wartete, dass man ihm für seine plumpen Streiche anständig die Ohren langzöge. Bei meiner Regung, ihm die Wange zu Tätscheln, damit er nicht völlig wegsinke, versuchte ich mir vorzustellen, dass jemand ihn lieb gewinnen konnte.

Frau Piller liess abrupt von der Stuhllehne ab, machte auf den Absätzen kehrt und entschwand in die Küche.

Ich wollte es dabei bewenden lassen.

«Schon?»

Ich dürfe ihn keinesfalls verlassen, ohne mich vorher durch sein Anwesen geführt haben zu lassen. Wie jeden Besuch. Zuerst das Archiv im ersten Stock.

Wir erklimmen die schmale Treppe. Die neue Technologie beeindruckte. Bildschirme, Funkgeräte, Drucker, Kameras, Scanner, Rechner und Laptops beanspruchten den ersten Raum fast ganz. Erst jetzt sah ich den jungen Mann.

«Einer unserer Freiwilligen», erklärte Herr Wilkomirski und liess uns kurz alleine.

«Ein wunderbares Büro.»

Der Mann erwiderte: «Nein, eine Werkstatt.»

Er war der Freund eines Sohnes.

«Von Frau Piller?», fragte ich in der Absicht, ihn zu einer Berichtigung zu verleiten und mir den jetzigen Namen der Ex-Frau zu verraten. Prompt erfüllte er meinen heimlichen Wunsch.

Das Archiv nahm den Rest des oberen Geschosses in dem ehemaligen Bauernhaus ein. Ich war auch hier begeistert.

«Wissen Sie, wenn Sie einmal anfangen, dann kommen Sie vom Hundertsten ins Tausendste. Das hört nie mehr auf. Mich hat es schon mein halbes Leben gekostet. Lassen Sie die Finger davon, wenn Sie Ihres nicht verschenken wollen», warnte mich Herr Wilkomirski, und obschon hier die Decke noch niedriger hing als im Erdgeschoss, war mir, als gehe er weniger gebückt.

Nicht ohne Stolz erzählte er, wie er dieses Buch von einem Antiquar in Riga erworben, jenes verstaubte Bild auf einem Dachboden gefunden oder aus einem vernachlässigten Archiv in Krakau einen ganzen Aktenbestand mitgenommen habe.

Ich bat ihn, mich zum ersten Stück seiner imposanten, sicher über Jahre gewachsenen Sammlung zu bringen.

Er nickte vielsagend und zog einen polnischen Bildband hervor. Leichenberge in verschiedenen Konzentrationslagern. «Kurz nach dem Krieg erschienen.»

Ich ging mit meinem Blick das Rund des voll gestellten Raumes ab und sagte: «Hier lässt sich garantiert manche Geschichte destillieren.»

«Ja, dafür ist das alles da. Wir helfen vielen Leuten auf der Suche nach ihrer Identität.»

«Sie und Herr Bernstein?»

«Eli, ich und weitere Personen. Wie Lea Balint von Yad Vashem. Wir werden überschwemmt mit Anfragen. Bald gründen wir eine Stiftung. Wir wollen uns professionalisieren. Auch finanziell. Irgendeinmal reichen meine Einkünfte allein nicht mehr aus, um das alles am Laufen zu halten.»

«Die Leute zahlen?»

«Wer kann, hilft. Natürlich. Aber wir hoffen auf regelmässige Unterstützung. Dafür ist Eli zuständig. Und Lea Balint. Sie kennen sich besser aus.»

Er habe auch schon ein Anwesen gekauft. In Safed, im Norden von Eretz Israel. Eli würde bald dort wohnen. Ein Ort der Ruhe und des Geistes.

Dieses «Eretz Israel», wie er sagte, sei der einzige Ort, wo er sich zu Hause wähne. Mindestens fühle er sich von niemandem bedroht. Das Araberproblem einmal nicht berücksichtigt. Diesem sei mit der Waffe in der Hand beizukommen. Ja, all seine Ängste, die ihn hier quälten, wichen dort.

Verena Piller hatte sich wieder zu uns gesellt. Als sein Gehilfe ihn rief, bezeugte ich auch ihr meinen Respekt vor dem Ernst und dem System, mit denen er sich die Geschichte erschliesse. Umso mehr erstaune mich aber, dass er so gar kein Interesse am hiesigen Teil seiner Vita an den Tag legte.

Sie zischelte mir ins Ohr: «Jede Nacht strampelt er mit den Beinen, um im Traum die Ratten abzuschütteln. Wir schlafen seit Jahren nicht mehr im selben Bett.»

Fast hätte ich getuschelt: «Ist er eigentlich beschnitten?», doch er kam um einen Augenblick zu früh zurück.

Im ausgebauten Schober nebenan war der Vortragsraum untergebracht, wo sie Hauskonzerte gaben, Lesungen veranstalteten oder sogar Schulklassen empfangen, um ihnen das Holocaustige zu lehren. Der Hausherr überreichte mir die Einladung für den nächsten Anlass, einen Rezitalabend: «Kammermusikkonzert, Musikscheune Amlikon, Hauptstrasse 20, Samstag den 13. Juni 1998, 20.00 Uhr. Verena Piller, Alt, Benjamin Wilkomirski, Klarinette, Daniel Bosshard, Klavier». Gespielt werden sollte: «Adolf Busch, Antonin Dvorak, Bohuslav Martinu, Samuel Barber, Carl Maria von Weber. Kollekte zur Deckung der Unkosten.» Ich kannte die Örtlichkeit aus Bergkrauts Film. Hier musste auch die Feier stattgefunden haben, an der Guggenheimer teilnahm, in jener «Atmosphäre, in der niemand etwas glaubte.»

In der vom Vortragsraum abgetrennten Klarinettenwerkstatt, die so angenehm nach Holz und Metall und Leim wie nach frischer Luft und feuchter Erde roch, gingen mir die Fragen endgültig aus.

Wir standen vor dem Porträt eines alten Juden. «Der Rabbi von Wilkomir. Einer meiner Vorfahren», sagte Herr Wilkomirski.

Ich ertrug sein anorganisches Weinen nicht länger. Zum Abschied betonte ich, dass ich den Gerüchten nachgehen werde. Sie würden dabei auf jeden Fall aus der Welt geschafft. «Vorher schreibe ich keine Zeile. Versprochen!»

Auf der Strasse schaute ich zurück. Im Fenster oben, hinter dem der Adlatus noch immer an den Computern sitzen musste, spähte die Kamera wieder in meine Richtung. Instinktiv winkte ich. Mir fiel ein, dass ich vergessen hatte zu fragen, was es damit auf sich hatte.

Am frühen Abend war die Autobahn fast leer. Ab und zu musste ich einen Anhängerzug überholen, sonst hatte ich freie Fahrt.

Was war im Gepäck? Der Name einer Ex-Frau und das Gefühl, mir nicht einmal genug Respekt verschafft zu haben, damit man mich anständig belüge. Die opportun aufgetischten Verschwörungstheorien lohnten die Zeit nicht, sich an sie zu erinnern.

Ich rekapitulierte in Umrissen: Ein so genannt Jüdischer Verlag am Main war nach einigen Missgriffen gehalten, endlich seinen holocaustigen Knüller zu landen. Er erhielt über die jüdische Agentin Eva Korálnik ein geeignetes Manuskript angeboten. Dieses war als Tatsachenbericht unglaubwürdig und als Roman nicht brauchbar. Dafür hatte es zwei herausragende, bislang unbekannte Qualitäten: Die brutalst möglichen holocaustigen Grausamkeiten, begangen am rührendsten Opfer, dem Kind, und einen Autor, der gewillt war, dieses Kind im Erwachsenen zu verkörpern. Eine gänzlich neue Nummer im Zirkus. Ihre Produktionsbedingung war das Wölkenskuckucksheim der Psychologie, wo jedermann Spezialist war. Hier war alles möglich. Nichts geschah wirklich. Eindeutigkeit bedeutete Glatteisgefahr. Es mussten Gerüchte gestreut werden. So trieb die Entourage ihren Artisten zur Höchstleistung. Bis er die Erinnerungsnummer von alleine tanzte. Seine Plumpheit selbst wurde noch zum Gütezeichen. Und jede Unstimmigkeit hielt die Geschichte länger interessant. Das Orchester spielte. Nun wurde frei improvisiert. Immer schneller, immer schriller.

Der Motor stotterte. Ich stellte den Benzinhahn auf Reserve. An der nächsten Tankstelle hielt ich.

Welche Eskalationsstufen standen dem Armen gemäss Dramaturgie noch bevor? Seine einzige Rettung war der Abgang aus dieser Arena, wo er von gütigen Freunden und flinken Literaturhaien rücksichtslos vorgeführt wurde. Hinter dem Zirkuszelt hatte die

Manerie erkannt, dass sich das grausame Falsche besser zur Schau stellen liess als die kalte Wirklichkeit in den Vernichtungslagern, die wollte, dass kleine Kinder nicht länger zu leben hatten, als die Zeit, die es brauchte, um sie nach der Ankunft auf der Rampe mit allem andern Menschenmaterial der Tötung zuzuführen.

Dr. Thomas Sparr, der verantwortliche Lektor beim so genannten Jüdischen Verlag in Suhrkamp am Main, war sofort zu einem Gespräch bereit. Meine Arbeit stehe im Interesse des Verlages. Es könne dem Buch nur gut tun, wenn es wieder in einem neuen Licht erscheine.

Ihm schien egal, aus welcher Richtung die Beleuchtung kam.

Wir kannten uns flüchtig. Meine Erinnerung an eine Veranstaltung, auf der dieser höfliche, zurückhaltende Mann, der neben mir gesessen war, gleich ein Referat halten würde, – «Hannah Arendt als Proust-Leserin» oder ähnlich – rieb sich mit der Tatsache, dass derselbe etwas steife Herr in dieser Klamotte vor meinen Augen mitspielte.

Umstandslos kam er zur Sache. Als hätte er meinen Anruf erwartet.

Er sah in der Faktenlage kein Problem. Daraus bestehe gerade eine der Qualitäten. Herr Wilkomirski habe seine Identität gesucht. Und offensichtlich auch gefunden. Jeder habe das Recht zu wählen, wer er sei und sein wolle. Wer so zu einer Biographie komme, der lebe sie umso konsequenter.

Dr. Sparr wiederholte, was mir schon von Frau Obermüller bekannt war. Mit dem Unterschied, dass er für sich – bitte schön – eine aktivere Rolle beanspruche. Der Brief an den Suhrkamp Verlag hatte ja nicht einen Niemand zum Absender, Hanno Helbling war als ehemaliger Feuilletonleiter mit dem Chef des Hauses persönlich bekannt.

Einen Besuch in Israel habe er zusammen mit Eva Koralnik, die auch gerade im Lande weilte, zum Anlass genommen, um Frau Dr. Balint von Yad Vashem und Elitsur Bernstein zu ermuntern,

für den Verlag Gutachten abzufassen. Beide waren mit der Geschichte eng genug vertraut. Und Wilkomirski habe erst auf sein Drängen hin einen Anwalt genommen. Korálnik hatte ihn vermittelt. Dieser Anwalt habe geglaubt, dass Herrn Wilkomirskis Schweizer Herkunft durch die Papiere zwar belegt sei, die seelische Verfassung seines Mandanten jedoch eine Sichtung der Akten nicht angeraten scheinen lasse. Wilkomirski sei dann nur noch ein Nachwort aufgetragen worden, das den rüchbar gewordenen Umständen gerecht werden sollte. Der Verlag habe das Buch ebenso machen wollen wie der Autor und Bernstein. Dass grosse Teile davon durchaus auch von Letzterem stammen könnten, wie Sparr andeutete, habe bei der Entscheidung nie eine Rolle gespielt. Nach der Intervention von Hanno Helbling sei man in dieser Sache jedenfalls nicht mehr von Dritten angesprochen worden. Weitere Nachforschungen hätten sich also erübrigt. Aber er könne meine Vorbehalte gegenüber dem Text gut nachvollziehen. Ich sei nicht der Einzige mit dieser Vermutung. «Aber versuchen Sie doch einmal, ihn ohne all diese Fragen zu lesen....» Er war so freundlich, mir den Namen des Anwaltes anzugeben.

Rechtsanwalt Rolf Sandberg aus Zürich gab mir Auskunft. Nicht dass er seinen Mandanten zuerst fragen wolle, nein, auf der Stelle. Telefonisch. So sei es ihm am liebsten. Er bestätigte, die Nachforschungen angestellt zu haben. Heimatgemeinde? Klar doch. Geburtsort? Kein Problem. Wo die Akten lägen? Bei der Adoptionsbehörde, wo sonst. Aber sein Mandant habe ausdrücklich gewünscht, dass keine weiteren Schritte unternommen würden. Das habe dem Verlag gereicht. Ob er noch Wilkomirskis Anwalt sei? Das nehme er an.

Erschrocken, mit welcher Selbstverständlichkeit die wirkliche Person unter der Verkleidung des Kinderüberlebenden in Kauf genommen wurde, wollte ich mir noch einmal den Filmbeitrag von meinem Freund Bergkraut zu Gemüte führen. Soeie ich mich erin-

nerte, ging er in keiner Sequenz darauf ein. Aber vielleicht hatte ich etwas übersehen.

Er überliess mir eine Videokopie. Sie lag in seinem Briefkasten zum Abholen bereit. In der Hülle steckte ein handgeschriebenes Brieflein:

Ich muss Dir sagen, dass ich den detektivischen Geist, mit dem Du der Scharlatanerie nachspürst, nicht ganz verstehe. Ich sage das nach einiger Beschäftigung mit Thema und Person (der ich keineswegs distanzlos gegenüber stehe). Was treibt Dich? Ich frage mich auch, was es noch beizufügen gibt (Auch wissenschaftliche Arbeiten gibt es über Schreiben und Kindererinnerung und Lager), mein Gefühl (nicht nur dieses) sagt mir, dass die Geschichte stimmt. Und sollte es nicht so sein: Wem nützte es, die Geschichte auszubreiten. Aber: ich gehe davon aus, dass es um den Versuch einer Diffamierung geht: Von Person und Hintergrund.

Der dünne Gehilfe vom «wilk-archiv@bluewin.ch» hatte mir den richtigen Namen angegeben.

«Ja, mein Ex», antwortete die Frau am andern Ende der Leitung auf meine Frage, ob sie besagten Herrn Wilkomirski kenne.

Ich schilderte ihr meinen Auftrag. Am meisten würden mich von ihr natürlich die konkreten Fakten zu seinem Lebenslauf interessieren.

«Guter Mann. Ich weiss genau, was er über mich redet. Falls er morgen auf einer Bananenschale ausgleitet, dann werde ich sie fallen lassen haben. Darauf können Sie Gift nehmen. Sie haben gesagt, Sie wollten etwas herausfinden... Dann müssen Sie aber auch wirklich suchen. Wenn es von mir kommt, hat er nur wieder eine Bestätigung, dass ich schon immer das Schlechteste wollte. So leicht sollten Sie es ihm nicht machen.»

Ihre resolute Stimme verhiess mir, dass ich es mit dem ersten klaren Geist zu tun bekommen hatte. «Und Sie wollen mir nichts geben, nicht einmal ein Häppchen?», insistierte ich.

«Nein, Monsieur. Ohnehin würde ich zuvor mit meinen Kindern beraten. Sie sind von dem Blödsinn in erster Linie betroffen. Besonders, wenn die Wahrheit dahinter auch noch öffentlich werden sollte.»

«Und würden Sie das tun, für mich?»

«Ich verspreche Ihnen nichts. Aber Sie können noch einmal anrufen. Sagen wir in drei Tagen, ist das bald genug?»

Nach dem Gespräch war ich skeptisch. Von ihrer Warte aus gab es nicht den geringsten Grund, sich in die Geschichte des Mannes verstricken zu lassen, dem sie vor fast zwanzig Jahren den Rücken zugewandt hatte.

Ich fragte Frau Obermüller, ob sie die Frau kenne und vielleicht ein Wort für mich einlegen würde. Negativ. Und sie sah es auch als unwahrscheinlich an, dass Eva Korálnik in irgendeiner Verbindung mit ihr stand.

«Hat sie denn nicht sofort bei ihr nachgefragt, als über die Herkunft Wilkomirskis spekuliert worden war?», fragte ich.

Gerade darin täuschte ich mich, wie ich bald einsah. Es war nie diese Herkunft selber, die zur Debatte stand. Was alle Beteiligten daran beschäftigt hatte, war höchstens die Frage, inwieweit diese Banalität verhindern könne, dass man den Text in seinem biographischen Anspruch weiter als «vage» akzeptierte.

Ich fragte Obermüller noch, was sie von Wilkomirskis Aussage halte, nicht adoptiert worden zu sein.

«Ach, hat es sich das vornehme Ehepaar anders überlegt. Kein Wunder!»

Frau Korálnik sei schwer zu erreichen, vertröstete man mich bei der Agentur Liepman. Die Chefin befinde sich im Ausland. Sie werde in ein paar Tagen zurückerwartet. Man wolle ihr meinen Anruf ausrichten. Allerdings sei sie immer schwer zu erreichen. Auch für die Angestellten.

Dafür war meine Grossmutter ausnahmsweise zu Hause und weder auf Krankenbesuch noch im Wizo-Laden, wo sie trotz ihrer fast neunzig Jahre gebrauchte Kleider zugunsten israelischer Kindereinrichtungen verkaufte. Da für sie zu einem guten Leben auch gehörte, dass man Gutes tut, hatte sie ihr Mass an Erfahrungen mit jüdischen Flüchtlingen, Pflegefällen und Amtstellen gesammelt.

Ich schilderte ihr den Fall, wie er streng nach Text vorlag: jüdisches Kind aus dem Osten, wird zwei, drei Jahre nach dem Krieg, etwa neunjährig, aus Polen geholt, illegal über die Grenze gebracht, mit neuer Identität versehen, zu einer protestantischen Familie gegeben...

«Unsinn!», unterbrach sie mich. «Ein jüdisches Kind nach dem Krieg bei einer nicht-jüdischen Familie? Man hat sie ja gerade erst wieder eingesammelt. Das Rote Kreuz, um Familien zusammen zu führen. Die jüdischen Organisationen, um sie nach Israel zu bringen. Die ganzen Wiedergutmachungsfragen waren auch schon auf dem Tapet. Und wenn in diesem Fall aussergewöhnliche Umstände vorgelegen haben sollten, müsste es Akten darüber geben. Geh zur Vormundschaftsstelle. Die waren zuständig, wenn weder ein Vater noch eine Mutter vorhanden waren.»

Der grossmütterliche Rat liess mich an Hansjörg Braunschweig denken. Vielleicht interessierte die Geschichte ihn, den pensionierten Zürcher Amtsvormund und ehemaligen sozialdemokratischen Abgeordneten, auch weil sie an dieselben Ereignisse knüpfte, in denen sein Engagement für einen christlich geprägten Sozialismus fusste.

Ich war pünktlich. Er sass in einer Ecke seines Lieblingslokals, den Kopf tief über einer aufgeschlagenen Zeitung. Neben seinen Beinen lag die abgegriffene Ledermappe, ohne die ich ihn nie gesehen hatte. Kurz atmend erhob er sich. Sein Bauch hatte mit der Tischkante zu kämpfen, als er mir die Hand entgegengestreckte.

Die Bedienung fragte: «Wie immer?»

Er lächelte und nickte. «Das beste Hörniigehackte in der Stadt...», meinte er einladend und steckte sich die Serviette ans Hemd.

Ich bestellte Wurst-Käse-Salat.

«Der ist weniger gut», warnte er mich, sobald die Serviererin ausser Hörweite war.

Der Fall war ihm aus der Öffentlichkeit bekannt. Bis das Essen gebracht wurde, hatte ich das Wesentliche erzählt. Meine Hypothese, dass diese Figur nach dem Krieg tatsächlich in unser Land gekommen, hiergeblieben und unter Geheimhaltung seiner Herkunft als christliches Kind aufgewachsen sein könnte, hielt er für hoffnungslos. Er hatte die gleichen Argumente wie meine Grossmutter. «Ja, der gesunde Menschenverstand ist in der heutigen Zeit ein Schatz. Obschon niemand mehr ihn heben will», sagte er.

Und ich pflichtete ihm bei.

Er hob das Glas: «Auf Deine Oma!»

Seine Erfahrung habe ihn aber auch gelehrt, dass nichts von dem, was wir zu wissen glaubten, in einem konkreten Fall etwas heissen müsse. Er gestand ein, dass meine Methode korrekt sei. Ich könne dem Musikanten hundert Lügen nachweisen. Kein Nachweis sage etwas darüber aus, ob er nicht auch einmal die Wahrheit sage. Obschon er zugebe, dass er Frau Obermüllers Version für sehr wahrscheinlich halte. Möglicherweise hätten wir es mit einer Pseudologie zu tun. «Pseudologia Fantastica», würden sie das im Adoptionswesen nennen. Ein Phänomen, das übrigens in Zürich zum ersten Mal beschrieben worden sei. Vom Psychiater Anton Delbrück, 1890. Manchmal lege es sich im Alter. In diesem Fall wohl nicht. Damit müsse ich mich einmal abfinden.

Braunschweig ass schnell und gründlich.

Ich widersprach. Seine Pseudologie griff mir zu kurz. Sobald die Mitbeteiligten ins Spiel kamen, mutierte sie zu einem ansteckenden Virus.

Er mahnte, nicht jedes Lügen trage schlechte Absichten. Ich solle mich vor schnellen Schlussfolgerungen in Acht nehmen. In menschlichen Geschichten sei eins plus eins nie gleich zwei. Und um eine solche handle es sich hier, egal was man sonst noch von dem Fall halten wolle.

Er mischte die Kleckser Apfelmus mit den letzten Hörnli. Dann legte er Messer und Gabel auf den leeren Teller und faltete die Serviette. Die Bedienung brachte einen Mokka. Er trank in einem Schluck aus.

Der Vorschlag, den er mir jetzt unterbreitete, folgte der Logik meiner Grossmutter: Da der Mann bürgerlich den Namen dieses Ärztehepaars trug, aber nicht damit geboren sein könne, so viel stehe ja fest, müssten diese Pflegeeltern, wohl in Zürich, einen Antrag auf Namensänderung gestellt und einen behördlichen Bescheid erhalten haben. Allerdings handle es sich hier um Daten, die das Gesetz streng schütze. Man könne aber bei einem solchen Fall in guten Treuen mit einem höheren öffentlichen Interesse argumentieren. Ich brauche nur deutlich zu umreissen, was es bedeute, wenn jemand herausfinde, dass der weltberühmte Autor lüge, der hier an öffentlichen Schulen auftrete, sogar als Lehrer arbeite, mit Minderjährigen...

Jetzt gab er immerhin zu, bei allem Verständnis für menschliche Beweggründe, nicht zu begreifen, wie man einen solchen Fall auch nur einen Tag länger offenlassen könne. Darin waren wir uns einig. Er hatte zwar Vorbehalte gegenüber meiner Vermutung profaner Interessen und setzte eher auf Gedankenlosigkeit. Doch war er wiederum einverstanden, dass die Absenz des Denkens leicht Komplizenschaft bedeuten könne.

Der Mann werde nicht erst durch meine Recherche dem Scheinwerferlicht ausgesetzt. Mein Interesse gelte der Öffentlichkeit. Die Behörden hätten einen Ermessensraum. Der Versuch lohne sich auf jeden Fall. «Einverstanden?»

Die Zeit spiele keine Rolle, nahm Braunschweig meine Beden-

ken vorweg. Im Moment stünden auch nicht die tatsächlichen Akten im Vordergrund.

Ich begriff nicht sofort.

«Worum es geht, ist die Antwort selber.»

Auch das leuchtete mir nicht ein. Aber ich sah, er wollte zahlen, und ich versprach, das Gesuch gleich abzuschicken. Seine Absicht, dass er in der Zwischenzeit mehr über die Akten zu erfahren versuche, nahm ich zur Kenntnis.

Mit pfeifendem Atem stand er auf: «Stell Dir vor, was ihm angetan würde, wenn er als Kind im Konzentrationslager war.»

In der Bahnhofshalle verabschiedeten wir uns. Ich blieb stehen. Unter dem Arm die Zeitung, in der Hand die Mappe, trippelte er davon.

Bald hatte das Gewühl den kleinen Mann im Regenmantel verschluckt.

Die geschiedene Frau konnte nicht helfen. Ihre Kinder hatten abgeraten.

«Kein bisschen?»

«Nichts zu machen. Aber ich werde Ihnen zwei Personen nennen, die meinen Ex mindestens so lange kennen wie ich. Sie warten auf Ihren Anruf. Die erste ging mit ihm zur Schule. Wir sind befreundet. Mehr sage ich nicht über sie.»

Ich notierte Namen und Telefonnummer.

«Und eine Verwandte der Adoptiveltern. Ich glaube, eine Nichte des Vaters. Sie sollte Ihnen aus seiner Kinderzeit erzählen können.»

Das war 's. Mehr könne sie nicht für mich tun. Leider. Es sei lange an der Zeit, dass sich jemand mit dieser himmelschreienden Geschichte beschäftige.

«Haben Sie das Buch gelesen?», fragte ich.

«Ich sage Ihnen nur soviel: Der Gute hat einen Knacks. Keine Neuigkeit, für mich. Das Einzige, was ich ihm übelnehmen würde, wäre höchstens die Art, wie er von seinen Adoptiveltern spricht,

den Grosseltern meiner Kinder. Die nettesten Leute, die Sie sich vorstellen können. Ihr einziger Fehler war, dass sie ihn so verwöhnt haben.»

«Er bestreitet, adoptiert worden zu sein.»

«So, tut er das! Er war aber ihr Alleinerbe. Haus, Geld, alles hat er geerbt.»

Ob sie von einer leiblichen Mutter Kenntnis habe, fragte ich.

Ohne zu zögern bejahte sie. Sie erinnere sich daran, dass die Behörden ihn von ihrem Tod benachrichtigt hätten. Anfangs der achtziger Jahre. Sie seien noch verheiratet gewesen.

Ein wirkungsvoller Beleg. Aber ein Beweis müsste es noch nicht sein, redete ich mir ein. Aber ich konnte nicht verhindern, dass meine gute Hypothese vom Unwahrscheinlichen ins immer Unmöglichere kippte. «Ist er denn jüdisch? Wenigstens ein bisschen... Sie verstehen... .»

Sie lachte laut und herzlich: «Das müsste ich wissen... .»

«Er war nicht beschnitten?»

«Nie und nimmer. Oder noch nicht, um sicher zu sein.

Jetzt habe ich Ihnen aber mehr als genug gesagt.»

«Eine letzte Frage, darf ich?»

«Bitte.»

«Wissen Sie, woher er seinen Namen hat?»

«Wilkomirski? Ganz einfach. Von einer Geigerin. Wanda Wilkomirska. Seit den frühen siebziger Jahren. Er kam von einer seiner Polenreisen zurück. Er hatte ein Konzertplakat mitgebracht und hängte es in seinem Atelier auf. Meine Schwester, sagte er jedem, der fragte. Sie glich ihm nicht einmal. Aber mit ihm zu streiten war zwecklos. Also wenn Sie mich fragen, hat alles mit Elitsur Bernstein angefangen. Bis er kam, war mein Mann einfach ein Spinner. Durchaus liebenswürdig. Zumindest für andere. Aber danach war das nicht mehr auszuhalten. Wissen Sie, woran ich immer merkte, dass Eli im Lande war? Wenn die Geschichte mei-

nes Mannes gerade wieder eine neue Wendung nahm. Eine Weile wollte er Kämpfer im Warschauer Ghetto gewesen sein. Dann gehörte er zum israelischen Geheimdienst oder war plötzlich Kampfflieger für die israelische Armee. Anfang der Neunziger muss er dann zu dem geworden sein, der er heute sein will. Immer an Elis Hand. Da haben wir schon nicht mehr zusammengelebt. Noch etwas?»

«Eine Kleinigkeit.» Ich stellte die Frage, die ich mir für den Fall vorgenommen hatte, dass sie sofort aufhängen würde: «Hat sich vor mir schon einmal jemand bei Ihnen erkundigt?»

«Wer sollte das gewesen sein?»

Ich nannte alle Personen, von denen ich annahm, dass sie auf den naheliegenden Gedanken hätten kommen müssen, mit der Frau zu sprechen, die zwanzig Jahre mit ihm gelebt hatte.

«Nein. Niemand. Aber ich hätte dasselbe gesagt wie jetzt. Ich glaube, eigentlich sind die vielen Fragen überflüssig. Man braucht ja bloss zu lesen. Wer den Blödsinn glauben will, dem ist die Wahrheit nur im Weg.»

Die Schulfreundin hatte schon vorbereitet.

Auf dem Glastisch lagen Photoalben. Sorgsam eingeklebt die schwarz-weiss Souvenirs glücklicher Tage. Skiferien in Klosters, Motorboot auf dem Zürichsee, der schöne Jüngling am Klassenfest, überall gut angezogen, sein dichtes, gewelltes Haar frisiert. Sein Gesichtsausdruck leichter Herablassung verriet den Typus eines Jugendlichen, der mit dem Gefühl durchs Leben zog, dass man ihn beneiden musste, und es sichtlich genoss.

Sie machte kein Federlesen: Der Mann war zerfressen. Bis auf die Knochen. Diagnose: Geltungssucht. Schon damals. Leider konnte sie mir keine Fotos aus seinen Kinderjahren zeigen. Dafür erzählte sie mir beim Tee allerhand Eskapaden aus der Jugend, und innert kurzer Zeit hatte ich das Gefühl, selber in diesen Krei-

sen aufgewachsen zu sein, in Einfamilienhäusern von weiten Gärten umgeben, mit Blick auf den See, Hauspersonal, mit Auto nach Möglichkeit noch vor dem Führerausweis, Musikinstrumenten, Privatschule, nachdem man in der siebten Klasse vom Gymnasium geflogen war. Studieren selbstverständlich, was einem gerade in den Sinn kam.

«Wir waren das schönste Pärchen weit und breit. Sehen Sie die wunderbaren Haare? Heute dieses Vogelnest. Ich möchte den Friseur nicht kennen, der ein solches Verbrechen mit seiner Ondulierschere begeht. Und die grässlichen Koteletten... .»

Das Einzige, was ihren Freund damals negativ von den andern Jungen aus dem Quartier unterschied, war sein Hang zur kruden Phantasterei. Einmal hatte er ihr ein Gedicht geschenkt. Selber verfasst. Stolz brachte sie es nach Hause. Die Mutter erkannte es sofort: Bertolt Brecht. – Oder die eingebildeten Krankheiten. Er spielte körperliche Zusammenbrüche. Die meisten in der Klasse wussten natürlich, was los war. Doch es brauchte sich nur eine gute Seele von dem dramatisch klingenden Fachausdruck beeindruckt zu zeigen, den er gerade aus der Praxis seines Vaters aufgeschnappt hatte. Das reichte ihm. Hauptsache, er stand wieder einmal im Mittelpunkt. Und im Mittelpunkt gab er immer eine gute Figur ab.

«... aber er war mein erster Freund. Alles sprach dafür, dass etwas aus ihm wurde. Wir hatten eine schöne Zeit. Unsere Eltern haben sich auch gekannt. Er durfte mich sogar mit zu sich nach Hause nehmen. Sie wissen, wie ich das meine.»

Ich nickte. Konnte er jüdischer Herkunft sein, fragte ich auch sie.

Sie lachte. «Keine Spur! Manchmal hat er behauptet, aus dem Osten zu kommen. Erst von adligem Geschlecht, dann wieder Zigeuner. Vielleicht hat er sich auch einmal jüdisches Blut ausgesucht. Das hiess nichts bei ihm.»

Am liebsten hätten es die Eltern natürlich gesehen, wenn er sich für die Medizin interessiert und später die Praxis übernommen hätte. Doch er begann zu musizieren. Also förderten sie ihn auch darin. Seine Schwierigkeit war der Rhythmus gewesen. Das Zusammenspiel. Aber er hatte einen schönen Klang.

«... wie mit dem Buch. Eine blühende Phantasie. Aber bei der Ausführung haperte es. Nur dass man die Musik offenbar weniger leicht betrügen kann als die Literatur. Jedenfalls war er begabt. Das sagen Ihnen beide, die Musiklehrerin und die Pianistin, in mir.»

Bis jetzt hatte sie erzählt, als würde sie sich an jenen ungezogenen Burschen erinnern, der über genug Charme und Manieren verfügte, um ihm ein harmloses Laster gerne nachzusehen. Nur wie er über seine verstorbenen Eltern spreche, das sei unverzeihlich. Eine Schande. Besonders, wenn sie an die Mutter denke. Sie habe ihn abgöttisch geliebt. Natürlich habe er sein Zeug erst veröffentlichen können, als sie schon unter der Erde lagen. «Und dann kommt das auch noch im Fernsehen. Mitsamt dem Haus, wo er aufgewachsen war. Den Filmer sollte man gleich mit einsperren. Kennen Sie ihn?»

Ich nickte verschämt.

«Er hätte sich ja bloss ein wenig hier umhören müssen, um die Wahrheit zu erfahren. Wo die halbe Stadt sie kennt. Wohl nicht zuviel verlangt, wenn jemand einen Dokumentarfilm machen will. Zum Beispiel beim Studienkollegen, einem Bruder des früheren Stadtpräsidenten. Oder beim Ehemann der früheren Praxishilfe seines Vaters. Sie war kürzlich gestorben. Aber er lebte noch. Architekt. Man ging bei Herrn und Frau Doktor zu Besuch. Jede Weihnacht. Der Bub sass immer dabei. Und dann dieser Blödsinn mit Wilhelm Teil. Ich glaube, die Lehrerin lebt sogar noch. Eine liebenswürdige Dame. Wilhelm Teil ist in der Primarschule nicht einmal Unterrichtsstoff gewesen.»

Ich notierte mir die Namen.

Auf mein Nachhaken hielt sie fest, dass mit all diesen Leuten nie jemand gesprochen habe. Sowenig wie mit ihr.

«Andererseits wollte man nicht noch mehr Aufhebens um den Spinner machen. Man schämte sich einfach für ihn und hielt den Mund. Vielleicht ein Fehler. Auch von mir. Aber damit ist es jetzt wohl vorbei», sagte sie und schaute mir herausfordernd in die Augen.

Ich versuchte, ihr beizubringen, dass alles, was sie sage, zwar sehr aufschlussreich sei, aber nichts darüber verrate, wo der Junge eigentlich hergekommen sein könnte, bevor sie ihn in der Schule kennen gelernt habe.

Doch darauf gab es eine einfache Antwort, die mich verblüffte.

Sie hatte beim Betrachten ihrer Fotos vor meinem Besuch nachgeschaut, wann die gemeinsamen Schuljahre gewesen seien. Sein Schuleintritt sei demnach auf 1947 zu datieren. Im Schulhaus des Quartiers. Also könne er unmöglich erst 1948 in die Schweiz gebracht worden sein. Und den Zürcher Dialekt habe er ohne jeden Akzent gesprochen. «Dieses Gebrabbel, das er heute von sich gibt, wenn er Hochdeutsch redet, gehört doch zur Verkleidung.»

Sie riet mir, die Schulunterlagen des Jahrganges 1947 im Stadtarchiv einzusehen. Wenn sein Name in der Klassenliste auftauche, sei der Spuk zu Ende, glaubte sie. Das Buch behaupte ja, seine Kindheit 1939 bis 1948 zu erzählen. Er wäre also zwei bis drei Jahre älter gewesen als alle seine Klassenkameraden.

«Wer einmal lügt...», sagte sie zum Abschied.

«... und wenn er auch die Wahrheit spricht. Sie müssen schon das ganze Sprichwort aufsagen», antwortete ich.

Die Lifttüre schloss sich mit einem leisen Summen. Keine Fuge im marmornen Treppenhaus verriet mehr, wo sie sich befunden hatte.

Meine nächste Adresse war die Nichte des Adoptivvaters. Die gepflegte Dame erwartete mich in dunkelblauem Kleid aufmunternd

lächelnd unter der Türe. In der Hand hielt sie ein Blatt Papier.

«Ich kann mich nur mit Ihnen unterhalten, wenn Sie mir dies hier unterschreiben», begrüßte sie mich mit kräftiger Stimme und ordentlichem Händedruck.

Unter Androhung von zehntausend Franken Genugtuung verbot mir das Schreiben, ihren Namen ungefragt zu verwenden, weder schriftlich noch mündlich, bei niemandem.

«Meine Kinder haben es aufgesetzt. Ich hoffe, Sie verstehen....»

Ich verstand.

Also schritten wir, nachdem ich auf dem Sekretär im Entree unterschrieben hatte, ins Wohnzimmer, wo wir mit weitem Blick über den See schnell zur Sache kamen.

Auch hier Photoalben auf einem Salon-Tischchen.

«Das war er. Ein herziger Bub, finden Sie nicht?»

Ich blätterte. Die Abzüge lagen lose zwischen den Seiten.

Der Kleine in kurzer Hose lachte neben seiner Pflegemutter im Garten ihrer Villa. Auf der Rückseite stand mit Bleistift «Sommer 1946» geschrieben.

«Dürfte ich das hier eine Weile behalten?»

«Nehmen Sie, was Sie wollen. Sie geben es mir doch wieder?»

Und während ich mir ein Bildchen betrachtete, das die Frau Doktor allein zeigte, meinte sie: «Sie war vielleicht etwas melancholisch. Aber nur, bis sie den Bub endlich bekam. Er war der Sonnenschein ihres Lebens. Schämen sollte er sich. Ich hab ja erst vor ein paar Tagen erfahren, was er über seine Eltern sagt. Und dass er dieses schreckliche Buch geschrieben hat. Ich konnte es gar nicht lesen. Er hatte es immer so gut bei ihnen. Sie können jeden fragen. Sicher haben sie Fehler gemacht. Der Vater war sehr enttäuscht, als er langsam lernte, dass der Junge nicht daran dachte, in seine Fussstapfen zu treten. Trotzdem hat er ihn in allem unterstützt, was er tun wollte. Und sie war unter Leuten immer et-

was steif mit dem Kleinen. Er wurde zu fest verwöhnt. Das fanden alle. Was er wollte, man legte es ihm in die Hände, bevor er den Wunsch aussprechen konnte. Das Schlagzeug zum Beispiel: Er hatte zwei Stöcke von jemandem ausgeliehen und trommelte damit ein wenig auf dem Tisch herum. Nur so. Aber am nächsten Tag, als er von der Schule kam, stand schon ein Schlagzeug im Keller. Ich habe noch geholfen, die Möbel wegzurücken, damit es Platz gab. Aber das geht doch nicht, dass man jetzt diesen Leuten das Schlimmste nachsagen will, und keiner widerspricht. Eine Schande, das sage ich Ihnen.»

«Wann haben Sie ihn denn zum ersten Mal gesehen, den Jungen?»

«Irgendwann hatte es geheissen, sie hätten es endlich, ihr Kind. Danach war er einfach dort. Ganz selbstverständlich, und man sprach nicht mehr viel drüber. Es muss so in dieser Zeit gewesen sein.» Sie zeigte auf das kleine Bild aus dem Garten, das ich vor mir liegen hatte.

«Wissen Sie, ob er adoptiert wurde?»

«Aber natürlich. Später hat er alles geerbt. Dabei wurden die beiden alten Leute von ihm ins billigste Heim gesteckt, das er nur finden konnte. Dort liess er sie dann sterben.»

«Aber er behauptet, nicht adoptiert worden zu sein.»

Sie lachte laut auf. Dann erzählte sie mir, wie es ihm offiziell eröffnet worden sei. «Bei seiner Konfirmation. Über die Feier gibt es sogar einen kleinen Familienfilm. Seine Mutter hat es ihm vor dem Festessen mitgeteilt. «Du bist jetzt alt genug um zu wissen, wie wir Dich bekommen haben....» Wissen Sie, was er geantwortet hat?»

Ich schüttelte den Kopf.

««Danke, Mama.» Und dann hat er sie geküsst. Das Schicksal hätte es gar nicht besser mit ihm meinen können, dem armen Tropf.»

Schulakten unterlagen dem Datenschutz. Ich machte geltend, dass ich beauftragt worden sei, eine Klassenzusammenkunft einzube-

rufen und dafür alle Schüler von damals suche. Die Sache eile, da einer der Schüler nach Israel zu ziehen beabsichtige. Er solle überrascht werden. Die Archivarin des Stadtarchivs hatte ein Einsehen.

Die Folianten mit den Listen des betreffenden Schulhauses lagen aufgeschlagen bereit.

Dem Alphabet entlang fand ich rasch seinen Namen inmitten aller andern Schüler mit sorgfältiger, dünner Schrift eingetragen. Noten gut, Absenzen wenig, Bemerkungen keine.

Die Archivarin glaubte nicht, dass vor mir schon einmal jemand diese Liste verlangt habe.

«Dann sollte die Überraschung ja klappen.» Ich bedankte mich.

Der Telefonbeantworter bei mir blinkte. Dr. Sparr bat, dass ich ihn anrufe.

Er war wieder sehr freundlich: «Wie kommen Sie voran?»

«Im Moment versuche ich zu bestimmen, wann er überhaupt noch in einem KZ gewesen sein könnte.»

«Ach, das tönt aber interessant», flötete er.

«Und wenn sich dafür keine Möglichkeit finden sollte?»

«In der Tat, eine interessante Hypothese. Und natürlich eine sehr spannende Ausgangslage. Wie gesagt, dem Buch kann das nur guttun. Sie wissen ja, wenn einer sich eine Identität wählt, dann werden Sie ihm schwerlich eine andere beweisen können.

Es sei denn, sie gefalle ihm besser.»

Seine Worte waren nicht unbedingt geeignet, um meine Neugierde abzumildern, wie er und Eva Koralnik es geschafft haben mochten, die Geschichte ihres Autors als autobiographisch zu verkaufen, ohne mit jedem Schritt über Zeugen, Dokumente und Indizien für das Gegenteil zu stolpern und dabei einmal auf die Nase zu fallen.

Und ich fragte mich, ob Thomas Sparr, Dr. phil., dissertiert über die «hermetische Sprache bei Paul Celan», am Spiel mit fal-

schen Kleidern vielleicht selber schon zu grossen Gefallen gefunden hatte, um noch etwas Anstössiges daran zu finden. So schrill mutete einen der Unsinn an, mit dem sich ja auch er schmückte, wenn er an der Seite dieses Wilkomirski auftrat und aus dem Buche las, während der Autor in seinem Schmerz manifest auf der Bühne sass und höchstens noch die Klarinette blies, aber vor Schwäche schon keine Fragen mehr beantworten konnte. Auf der Kirmes von Veranstellern wie diesem Suhrkamp am Main war Auschwitz nur noch der Name über dem Kassenhäuschen zur Geisterbahn.

Schliesslich fragte ich: «Und Sie haben sich wirklich in Yad Vashem erkundigt und das Buch zur Prüfung vorgelegt?»

Bei der Gedenkstätte in Israel lagen keinerlei Anhaltspunkte vor, wonach über das Buch oder einen Herrn Wilkomirski je irgendwelche Erkundigungen oder Gutachten eingeholt worden wären. Eine Frau Dr. Lea Balint, Historikerin, war dort nicht als Mitarbeiterin geführt. Diese führte auch keinen akademischen Titel, wie Dr. Sparr behauptete. Sie mochte sich als Erbin ihres Gatten, der in Israel anwaltschaftlich Wiedergutmachungsansprüche gegenüber dem deutschen Staat vertreten hatte, ein wenig in der Materie auskennen. Aber wenn sie mit Elitsur Bernstein und Wilkomirski jetzt «Kinder ohne Identität» zusammensuchte, denen sie eine Biographie verpassten, so betrieb sie noch lange keine Wissenschaft. Damit war ja nicht ausgeschlossen, dass sie durchaus professionelle Absichten verfolgte. Nach dem Erfolg von «Wandas Listen», mit Lea Balint und Elitsur Bernstein gleichsam für Location und Casting verantwortlich und Herrn Wilkomirski in einer der Hauptrollen, hatte es jedenfalls nur noch der Impresarios vom Main bedurft, damit aus einer Klamotte der Klassiker werden konnte, der mir jetzt vor Augen führte, wie der Rekurs auf die Konzentrationslager erst richtig wirkte, wenn sie einmal gründlich jeglicher Wirklichkeit entledigt waren. Von all dem sagte ich kein Wort.

Doch Sparr wiederholte noch einmal: «Ja, das haben wir. Und Yad Vashem hat uns grünes Licht gegeben.»

In Wirklichkeit aber musste er die ganzen Fragen nach der Person unter dem Kostüm für überflüssig halten. Denn am Willen von Unsel und Ignaz Bubis, bei Suhrkamp das Buch zu machen, hätte auch ein gegenteiliger Bescheid nichts geändert. Es handelte sich lediglich darum, irgendwie auf einen Brief zu reagieren, den man ernst genug nahm, um den schon angelaufenen Druck des Buches zu stoppen und ein paar Alibis einzuholen, bevor die Maschinen wieder angeworfen wurden.

Dr. Sparr bat mich, ihn nach Möglichkeit über meine Fortschritte in Kenntnis zu setzen.

Ich bedankte mich für das Gespräch.

Kurz darauf erhielt ich zwei Briefe. Der eine war die Kopie der Weiterleitung meines Gesuches um Akteneinsicht, lautend auf die leibliche Mutter, an Wilkomirski: «Wir senden Ihnen ... zwei Begehren um Auskunft zu, die Ihre Person betreffen. Wir bitten Sie, die Angelegenheit zu prüfen und uns alsdann Bescheid zu geben.» Das Schreiben ging zur Kenntnisnahme auch an den Gesuchsteller. Nur an mich gerichtet stand beigefügt: «Sobald wir die notwendige Vollmacht der betroffenen Person erhalten haben, können wir Ihr Gesuch behandeln.»

Das zweite Couvert enthielt den Bescheid: «Bei derartigen Begehren müssen die Betroffenen (Geheimnisherrn) um Einwilligung ersucht werden. Mit Schreiben ist uns mitgeteilt worden, dass keine Informationen aus unseren Archivakten zu erteilen seien. Wir bedauern deshalb, Ihre Fragen unbeantwortet lassen zu müssen.» Es folgte die Rechtsmittelbelehrung.

Ich rief sofort Braunschweig an.

«Wunderbar. Damit sollte sich die Dunkelkammer öffnen lassen.»

Ich verstand ihn immer noch nicht.

Er sass am gleichen Platz im Bahnrestaurants, und auf dem Teller zeugten ein paar Krümen Hackfleisch von der gleichen Mittagmahlzeit. Er holte zwei Blätter Notizen aus seiner Ledertasche. Dann erzählte er mir, was seine eigenen Recherchen ergeben hätten – alle wesentlichen Fakten, um klar und ohne jede Einschränkung festzuhalten, welches der gesicherte Werdegang eines gewissen Benjamin Wilkomirski sei.

«Und jetzt?», fragte ich, als er durch war.

Da kam die Bedienung und kassierte ein.

«Jetzt will ich Dir sagen, wozu Deine Gesuche gut waren», holte er aus: Nachdem der Name der Mutter sowie Geburts- und Heimatort des Betreffenden feststünden, wüssten wir auch, welche Behörden die Kinderakten führten.

«Das Dossier war von dem so genannten Geheimnisherrn übrigens noch nie eingesehen worden, obschon man seinem Anwalt 1995 die Bewilligung dazu erteilt hatte.»

Wir hätten nur noch darauf warten müssen, dass sie das einzig Korrekte unternehmen und mein Gesuch an eben diesen Geheimnisherrn mit der Frage weiterleiten würden, ob er Einsicht gewähren wolle. Es habe keine Prophetie gebraucht, um zu wissen, was dann geschehen würde.

Das war nun ein Beweis, den ich verwerten konnte. In doppelter Hinsicht: Die Behörden zeigten mit ihrer Weiterleitung, wer der Geheimnisherr dieser Akten, lautend auf den Namen seiner Mutter, war. Und derselbe Geheimnisherr beanspruchte mit seiner Antwort natürlich, genau der zu sein, der er unter Massgabe seiner Geschichte auf keinen Fall sein durfte.

Raffinierter wäre es von ihm gewesen, zuzustimmen. Mit einem «Ich weiss nicht, was mich das angeht.»

Was Braunschweig nicht bedachte, war die Tatsache, dass eine Leserschaft, war sie durch geeignete Begleitmassnahmen in gehörige Ergriffenheit gebracht, alles glauben mochte, die naheliegenden Tatsachenwahrheiten jedoch gerade nicht.

Und ich hatte erst noch zu lernen, dass Wahrheit ein Gut ist, das Menschen einander gewähren. Wo nicht, wird selbst etwas so Gewisses wie die Gebürtlichkeit zur störenden Nebensache. Die Dunkelkammer konnte vielleicht geöffnet werden, aber im einfallenden Licht würde der Film zunichte gehen.

«Endlich einmal nicht nur Betrachtungen zu schöner Kunst und schönem Geist!»

Guggenheimers Gesicht strahlte wie die Glanzseiten seiner «Passagen», deren letzte, auch nicht mehr junge Ausgabe er mir in die Hand drückte. «Möchten Sie einen Kaffee?»

Er eilte aus dem Büro und kam flugs mit seinen Redaktionskollegen Marielle Larré und Andreas Langenbacher zurück.

Hastig fasste er zusammen. Die Begeisterung trieb ihn ungebremst zur Aussicht, wie ihre «Passagen» endlich einmal die Foyers der Schweizer diplomatischen Vertretungen verliessen, wo sie zumeist ungelesen bis zur nächsten Ausgabe vergilbten.

«Ihr werdet sehen, sogar der «New Yorker» springt darauf an. Das ist genau ihre Art Geschichte!» Und seine Phantasie zeichnete den Aufruhr an der Frankfurter Buchmesse vor, an der das Heft am offiziellen Schweizer Stand aufliegen musste. «Am besten, wir lassen vorab Handouts an die Presse gehen!»

Nur Frau Larré runzelte etwas die Stirne. Leise erhob sie die Frage, ob angesichts dieser Dimensionen die Geschichte bei den «Passagen» wirklich richtig aufgehoben sei.

«Sie wird gleichzeitig auch andernorts erscheinen. Bei der «Weltwoche», wenn es mir recht ist...», meinte Guggenheimer.

«So sieht es im Moment aus», bestätigte ich.

Herr Langenbacher pflichtete ihm bei. «Das kann uns im Stiftungsrat nur helfen, wenn sie beim nächsten Budget wieder mo-

nieren, uns nehme ohnehin niemand zur Kenntnis.»

Ein Argument, dem sich Frau Larré nicht verschloss. Zu mir gewandt sagte sie: «Aber wir sind sicher, dass die «Weltwoche» nicht vor uns damit herauskommt?»

Wir sassen rund um einen Tisch. Langenbacher wies noch auf diesen oder jenen Stiftungsrat hin, der vielleicht ein Bekannter des Betroffenen Herrn Wilkomirski sei, mit der Agentin Koralnik verkehre, Frau Obermüller zu gut kenne, selber ein Manuskript bei Suhrkamp herausbringen wolle und was der Gründe noch sein könnten, damit dem Artikel Widerstand erwachsen würde.

Unter Guggenheimers Anleitung schworen wir uns, dass einstweilen nichts, was mit dem Fall zu tun hatte, diese Runde verlasse. Wir vereinbarten, dass auch das Manuskript meines Artikels, wenn ich dann soweit wäre, diesen Kreis, ausser zur Übersetzung, nicht verlassen dürfe.

Und ich wies mit Nachdruck auf die Unannehmlichkeiten hin, die es bedeuten würde, wenn der Anwalt Sandberg eine einstweilige Verfügung gegen die geplante Veröffentlichung erwirken sollte. Ich fügte an, dass für diesen Fall der Name «Weltwoche» verschwiegen werden müsse, und als auch das geklärt war, versuchte ich noch den Einwand, dass der Geschichte gut anstände, wenn anstatt nur tote Akten auch Zeugen aus Fleisch und Blut für die Existenz des Babys gefunden werden könnten. Keine Zeile wollte ich schreiben, ohne nicht auch den letzten Zweifel zugunsten Wilkomirskis berücksichtigt zu haben. Und ich erwähnte die Pianistin und Musiklehrerin, die von sich aus bei der Heimatgemeinde Wilkomirskis und seiner leiblichen Mutter nachfragen wolle, ob noch Verwandte lebten.

«Der Mann lügt doch. So viel ist schon klar», wischte Guggenheimer meine Bedenken weg, nachdem die andern gegangen waren.

Er machte einen nützlichen Vorschlag: Ich solle in die Stadt fahren, wo der Mann geboren sei. Wenn ich in den dortigen Zeitungsarchiven unter dem fraglichen Datum eine Geburtsanzeige auf seinen Kindernamen finden könnte, hätten wir unsere zitierfähige Quelle. Und wenn ich schon einmal dort sei, könne ich es auch auf einen Besuch bei den Vormundschaftsbehörden ankommen lassen. Vielleicht sei das Vorzimmer ergiebiger als der Dienstweg, und man würde mir etwas geben, das ich kopieren könne, sei es nur das Deckblatt des Dossiers. Aber danach solle ich es gut sein lassen und mich mit Blick auf die langen Vorlaufzeiten für die «Passagen» ans Schreiben machen.

Ich war sofort einverstanden.

Kaum hatte ich die «Pro Helvetia» verlassen, ärgerte ich mich. Ein paar Schritte weiter kam mir in den Sinn, dass ich die Frage des Honorars noch einmal aufs Tapet hatte bringen wollen.

Im Bus merkte ich, dass meine Verstimmung noch einen andern Grund hatte. Vielleicht war es der blasierte Nachklang in Guggenheimers Rede gewesen.

«Der Chef ist an der kantonalen Zusammenkunft aller Vormundschaftsleiter», eröffnete mir die Dame im Vorzimmer.

Ich hatte mich nicht angemeldet.

«Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein. Allerdings, ich bin nur die Aushilfe.»

Sie kam gerade mit dem Dossier auf den Armen aus dem Archivraum zurück, als das Telefon klingelte. Es musste ihr Chef aus einer Konferenzpause sein. Das war das Ende meines Besuches. Er hatte mir immerhin die Auskunft eingebracht, das Dossier mache seines Umfanges wegen einen vollständigen Eindruck.

Danach fuhr ich im Bus zum Lokalblatt, dem Organ auch für amtliche Verlautbarungen. Am Empfangsschalter wollten ein paar Kunden ihre Privatinserte aufgeben. Als ich an die Reihe

kam, erfuhr ich, dass der Archivar heute nicht zugegen war. Krankenurlaub. Der Mann in der Loge hatte ein missmutiges Gesicht. Trotzdem erklärte ich ihm, extra zwei Stunden im Zug gefahren zu sein. Seine Miene erhellte sich nicht. Auch nicht, als ich ihm damit kam, ein Amtsblatt habe eine gewisse Informationspflicht und ich sei nicht aus privaten Motiven angereizt, sondern im Auftrag der eidgenössischen Kulturstiftung «Pro Helvetia» unterwegs.

Ich setzte mich auf einen der Plastikstühle und stellte in Aussicht, mich nicht mehr von der Stelle zu rühren, ohne die betreffende Ausgabe einsehen zu können. Und wenn ich hier übernachten müsse. Glücklicherweise erkannte der Mann rasch, dass der Nachmittag noch jung war, und holte mir den entsprechenden Jahrgang.

Endlich konnte ich mich über die gelben Seiten beugen. Ich blätterte. Einen ganzen Monat durch nach vorne, einen nach hinten. Geburtsanzeigen erschienen zwei Mal die Woche. Immer waren der Vater und die Mutter vermerkt. Aber die Gesuchte war nicht darunter.

Ich wollte mich nicht davon machen, ohne dem alten Mann in der Loge für sein Entgegenkommen zu danken.

«Und, haben Sie gefunden, was Sie gesucht haben?» Ausser uns war niemand mehr in der Halle.

«Wie man's nimmt. Den Anzeigen nach kann es das Kind gar nicht gegeben haben.»

«War es vielleicht unehelich geboren?»

Ich bejahte kräftig.

«Klar hat man es nicht ausgeschrieben. Eine Anzeige ohne Vaternamen wäre sofort aufgefallen. Da kenne ich mich aus. Ich habe zu dieser Zeit hier im Akzidenzdruck gearbeitet.»

Noch am Bahnhof rief ich Zürich an.

«Das wäre ja auch zu einfach gewesen», meinte Guggenheimer ungerührt. «Übrigens. Hier rief heute schon zum zweiten Mal je-

mand von einer «Aktion Kinder des Holocaust» an. Kennen Sie die?»

Ich hatte davon gehört. Einige weibliche Anhänger und ein knapp 50-jähriger Hobby-Psychologe aus Basel versuchten sich einzureden, sie seien so genannte Holocaustopfer. Dabei liessen sich von kleinlichen Fakten nicht stören: Etwa dass Vater während des Krieges in der Schweiz und Mutter im fernen britischen Palästina weilten und mit den Ereignissen in Nazi-Europa nie irgendwie in Berührung gekommen waren. Ihre gemeinsame Beschäftigung bestand unter anderem darin, andere holocaustige Kinder näher an ihr nicht erlebtes Trauma zu führen. Natürlich hatten sie sich auch des Herrn Wilkomirski angenommen, mussten sich darin aber mit dem verehrten Psychologen Bernstein teilen, der mit seinem Schüler schon die internationale Holocaust-Szene abklapperte.

Ihr Samuel, Sami, Althof würde mich später für den in Aussicht gestellten Suizid Wilkomirskis verantwortlich machen. Für den Moment warnte seine «Aktion» nur: vor mir, einem in seiner Identität geschädigten, selbsthassgepeinigten Juden, dessen Vater im KZ gewesen war, weshalb die Persönlichkeitsentwicklung dieses Sohnes wohl nachhaltig gestört sein müsse. Auf keinen Fall dürfe man dieses bedauernswerte holocaustige Kindeskind auf einen zarten Menschen wie Herrn Wilkomirski hetzen. Mit meinem aggressiven Auftreten hätte ich schon beträchtlichen Schaden an der körperlichen und psychischen Integrität des kranken Herrn Wilkomirski angerichtet. Man erwarte baldige Antwort.

Die Vorstellung, wie die Mitglieder einer Psychosekte in der Gegend herumrannten und alles kopfscheu machten, was ihnen vor das Sprachrohr kam, alarmierte mich, zumal sich die «Aktion Kinder des Holocaust» durchaus prominenter Unterstützer erfreute, die sie auch gerne vorführte. Weder die «Pro Helvetia» noch die «Weltwoche» waren verpflichtet, meinen Artikel am

Schluss auch zu publizieren, falls ihnen die Unannehmlichkeiten zu gross erscheinen sollten.

Guggenheimer beruhigte mich: «Liefere Sie uns die Geschichte. Alles andere ist meine Arbeit. Dazu gehört auch, dass ich den Kopf hin halte.» Er denke nicht daran, den Anruf zu erwidern.

Ich hatte noch keine Zeile geschrieben, aber wie ich bald erfuhr, riefen die «Kinder des Holocaust» schon bei allerlei Redaktionen auf dem Platz Zürich an, um in grosser Sorge nachzufragen, ob ich einen Artikel über ihren Wilkomirski angeboten habe und davor zu warnen, das Thema falsch anzupacken, wie von jemandem, der sich von Gerüchten und Diffamierungen leiten lasse, nicht anders zu erwarten sei.

Mich rief Andreas Isenschmid an, der Kulturchef des Zürcher «Tages-Anzeiger». Sein Horizont reichte von den frühesten Griechen bis weit über die modernsten der Modernen hinaus. Und sein auffälligstes Merkmal war, wie geschmeidig, klug und abrufbar er die gymnasiale Gelehrsamkeit jedem Medium anzupassen wusste, in dem er gerade erscheinen durfte.

Er habe gehört, ich sitze an einer Arbeit über diesen Wilkomirski.

Ich bejahte.

Er wollte wissen, für wen.

«Das ist noch offen», log ich.

Er habe gehört, die «Weltwoche».

Ich erschrak etwas und erwiderte: «Das könnte eine der Optionen sein. Sicher ist bis jetzt nur die «Pro Helvetia».»

Er habe gehört, die gerade nicht mehr.

«Die eben doch», erwiderte ich.

Wie auch immer. Sein Blatt als das grösste am Ort gebe doch die einzig mögliche Plattform für eine solche Geschichte ab. Auch bezüglich des Honorars, da war er sich sicher. Wie weit ich denn schon sei?

Ich verwies ihn auf die Tatsache, dass sein Haus die bisherige öffentliche Karriere des Herrn Wilkomirski mit einer ganzen Reihe von empathischen Artikeln und Interviews befördert habe. Die Sammlung liege gerade neben mir auf dem Schreibtisch. Es gebe darin nicht ein kritisches Wort und beziehe es sich auch nur auf die literarische Qualität.

Aber ich brauchte ihm nichts vorzulesen. Er habe zu der Zeit noch bei der «Weltwoche» gearbeitet.

Ob er sich lieber den Beitrag seiner damaligen Kollegin Obermüller vorlesen lassen wolle.

Er verantworte keines dieser Dinge. Er wäre aber am falschen Platz, wenn ihn diese Geschichte nicht interessieren würde.

Darin gab ich ihm recht. Meine Befürchtung war nur, er würde selber jemanden darauf ansetzen. Jeder Voluntaryjournalist wäre mir mit der Infrastruktur seines Zeitungshauses nach einem Tag um Längen voraus gewesen.

Guggenheimer unterstützte die Idee, dass ich auf das Angebot von Isenschmid einging. Ausserdem hätte ich keinen Vertrag mit der «Weltwoche», ermutigte er mich.

«Doch, mündlich», warf ich ein.

Also nicht. Nicht in dieser Branche. Das würde ich noch lernen müssen. Dann lachte er, und ich fragte, was er denn so komisch finde.

Er hatte einen Brief vor sich:

Sehr geehrter Herr Michael Guggenheimer,

Ich schreibe Ihnen in Sorge nach Telephonaten meiner Kinder, die sich auf die «Recherchen» von Herrn Daniel Ganzfried bezogen haben. Wie Sie durch die «Aktion Kinder des Holocaust» erfahren haben, «recherchiert» Herr Ganzfried, wie er sagt, in Ihrem Auftrag über meine Person. Dabei wurden von Herrn Ganzfried Gerüchte kolportiert, die meine Identität in Zweifel

ziehen. Ich bitte Sie, mich in Kenntnis zu setzen über Ihr weiteres Vorgehen (fax 071 / 651 15 75) und darüber, wie Ihr Auftrag an Herrn Ganzfried wirklich lautete. Angesichts der ruppigen und beleidigenden Art, wie diese «Recherchen» gemacht wurden, verwahre ich mich dagegen, dass so jemand über mich schreibt. Bitte bedenken Sie, dass ich als Kind Auschwitz überlebte und dass meine Gesundheit durch das, auch von anderer Seite als anstössig wahrgenommene Vorgehen von Herrn Ganzfried, seit seinen «Recherchen» erheblich beeinträchtigt ist. Mit freundlichen Grüßen und in Erwartung Ihrer baldigen Antwort... .

Als ich Isenschmid meine Bereitschaft mitteilte, den Artikel in seinem Haus zu veröffentlichen, wollte er erneut wissen, wie weit ich wirklich sei.

Ich klagte: «Seit Wochen am Anfang.» Der Termin bei den «Passagen» in Frage gestellt, sei ich überglücklich, auf das Haus «Tages-Anzeiger» zählen zu können.

Seine Enttäuschung war greifbar. Er hatte gemeint, ich wäre fertig. So schwierig könne sich das doch nicht anlassen, wo die halbe Welt ja Bescheid gewusst habe.

Nein, bei meinem jetzigen Stand sei noch nichts wirklich erhärtet, seufzte ich. Im besten Fall stehe ich auf fester Grundlage, aber völlig ungesichert. Wilkomirski sei ein Abkömmling Teils. Aber ebenso gut könne er noch ein Kind aus dem Konzentrationslager sein.

Das Gespräch war schnell zu Ende. Isenschmid gestand mir, dass seine Redaktion ohne Budget für Recherchen arbeite.

Keine andere Nachricht aus dem Haus, in dessen Werbung damals noch stand «Wir bleiben dran», hätte mich nachhaltiger beruhigen können.

Dennoch hätte ich mich gerne endlich ans Schreiben gemacht, wäre da nicht die Lücke geblieben, in der man immer noch das

Körnchen Wahrheit sehen konnte, aus dem man leicht den Rest des Gestrüpps züchten konnte: Es gab kein lebendiges Zeugnis für die Existenz des kleinen Kindes. Nur Akten.

Bis eine Musiklehrerin fündig geworden war. Die Erinnerung an das alte Ärzteheepaar war für sie Grund genug gewesen, das Wenige zu tun, was Verlag und Agentur, was mitfühlende Freunde und Therapeuten, Rezensenten, Germanisten und Historiker tunlichst unterlassen hatten und woran die Filmer und Schreiber in ihren Träumen nicht denken wollten: Ein Anruf beim Gemeindegemeinschafter von Wilkomirskis Heimatort im schönen Jura.

Der Beamte, in Halbstelle beschäftigt, brauchte sie nicht lange in der Leitung warten zu lassen. Dann wusste sie, die verstorbene leibliche Mutter ihres Schulschatzes hatte einen Bruder gehabt. Er lebte noch. Unweit Zürichs. Bevor sie mir die Neuigkeit mitteilen wollte, hatte sie den pensionierten Gärtner besucht. Er habe ihr die Geschichte einer jungen Frau erzählt, die etwas vom Weg abgekommen sei und es eben deshalb nicht leicht gehabt habe vor und nach der Geburt des herzigen, gesunden Bübleins, der sein Neffe war. Nach etwa einem Jahr habe sie es weggeben müssen. Aber es sei ihm danach gewiss gut gegangen. Soviel habe der Onkel noch in Erfahrung gebracht. Bei einem reichen Arzt im grossen Zürich, damals noch eine lange Reise entfernt. Bald habe man sich aus den Augen verloren. Aber seine Schwester habe wieder geheiratet. Nach Bern. Und sei dort 1981 gestorben, seines Wissens, ohne ihren Sohn jemals wieder gesehen zu haben.

Der Fall war erledigt.

Zwischen meinem Erstaunen vor der Banalität in diesem Zirkus und einer kindlichen Entrüstung über das zielgerichtete Vorgehen der verschiedenen Teilhaber des reisenden Unternehmens, fand ich mich damit ab, nur der Letzte im Zelt gewesen zu sein, der noch nicht gemerkt hatte, welche Show hier gegeben wurde und

glaubte, anders als der berufsmässige Szenekenner Guggenheimer, mein baldiger Artikel mit den Fakten würde ein Schulterzucken auslösen und wie ein Stein im Schlamm versinken.

Vorerst beschäftigte mich anderes.

Es begann mit einem Anruf in meinem Büro: Eine männliche Stimme unterrichtete mich darüber, dass nie mehr jemand etwas von mir abdrucke, sollte ich mich unterstehen, auch nur eine Zeile zu veröffentlichen. Dafür sei gesorgt. Im Hintergrund schlug eine Wanduhr die volle Stunde.

Spät abends läutete zu Hause das Telefon. Ein Klicken. Ruhe. Das wiederholte sich auch in den folgenden Nächten.

An einem Vormittag lag ein Abholzettel der Post in meinem Briefkasten. Er zeigte einen eingeschriebenen Brief an. Aufgabestelle Zürich. Eine vergessene Rechnung. Oder die Verfügung für eine Parkbusse, dachte ich. Mit dem nötigen Bargeld in der Tasche, die Angelegenheit direkt zu erledigen, ging ich zum Postamt.

Sehr geehrter Herr Ganzfried,

Namens und mit Vollmacht von Herrn Benjamin Wilkomirski, 8515 Amlikon, teile ich Ihnen mit, dass es mein Klient nicht gestattet, im Zusammenhang mit seinem Namen und/oder seinem Buch und/oder seiner Arbeit die Namen von Frau Grosjean und/oder von Herrn und Frau Doessekker ins Spiel zu bringen. Mein Klient behält sich zivil- und strafrechtliche Rechtsschritte, insbesondere wegen Persönlichkeitsverletzung (allenfalls auch wegen Verletzung von Datenschutzbestimmungen etc.) vor, sollten Sie sich wider Erwarten nicht an diese Anweisung bzw. an dieses Verbot halten. PS: Auch mein Name ist im Zusammenhang mit Herrn Wilkomirski nicht öffentlich

zu machen, da (auch) an dessen Nennung kein öffentliches Interesse besteht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Rolf Sandberg, Rechtsanwalt,
Steinhaldenstrasse 49, 8002 Zürich.

Sandbergs Brief brachte Guggenheimer zum selben Schluss wie mich: Ich musste mich endlich ans Schreiben machen. «Alles andere können Sie getrost uns überlassen.»

Kaum hatte ich mich gesetzt, rief Klara Obermüller an. Als hätte sie durch den Türspion gespäht, bis der Computer aufgestartet war. Ich hatte mich oft genug mit ihr austauschen dürfen und dabei manch einen Tip bekommen, um mich jetzt nicht einfach zu entschuldigen.

Sie und Evi Koralnik, und übrigens auch ihr Mann, hätten eine Heidenangst.

«Was ist passiert?», fragte ich erschrocken.

«Um Sie, Herr Ganzfried.» Ich solle sehr genau darauf Acht geben, wie «die Sache rüberkommt. Malen Sie sich nur einmal aus, wie man andern Orts jubeln wird. Werden Sie also um Himmelswillen nicht apodiktisch.» Darauf solle ich ganz besonders Acht geben. Jetzt, wo ich mit allem durch sei.

Ich überlegte krampfhaft, von wem sie das so genau wissen konnte. Am liebsten wäre ich gleich in Guggenheimers Büro gestürzt.

Ihr Anliegen war am Ende einfach genug: Ob ich nach Möglichkeit ihren Namen nicht mehr erwähne. Und auch Evis nicht... Natürlich liege es ihr fern, mir vorgeben zu wollen, was ich zu schreiben habe, aber...

Ich mochte ihr nichts versprechen.

«Gut, Sie wissen selber, was zu tun ist!»

Ich setzte mich erneut hin. Meine Gedanken auf die bevorstehende Arbeit gelenkt. Ich wollte im Auge behalten, was über die Aufnahme der reinen Fakten hinaus ging. Dann schrieb ich in ei-

nem Schwall. Speicherte. Begann von vorne, löschte, setzte neu zusammen und schrieb weiter. Zum Schluss vergass ich nicht, im Rahmen meiner Sorgfaltspflicht den Herrn in Amlikon, Thurgau, davon in Kenntnis zu setzen, dass ich jederzeit für ihn da sei, falls ihm noch Fakten einfallen sollten, die er von mir berücksichtigt haben wolle.

Umso unvorbereiteter traf mich der Anruf von Freund Bergkraut, der sich zunächst ins Bild setzen wollte, was ich denn nun herausgefunden habe. Wie immer in seinem leicht gequälten Tonfall, als hätte er sich nur mit grösster Mühe frei machen können, um mir seine Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

«Nicht mehr als das Nötigste, damit ich endlich den Artikel schreiben kann», beantwortete ich seine Neugier. Freundlich brachte ich ihm bei, dass es kaum Sinn mache, wenn ich ihm den Inhalt vorab erzählen würde. Er solle sich gedulden, bis er ihn lesen könne.

«Und wo?»

Das würde er gleichzeitig zur Kenntnis nehmen. Ich wollte ihm gerne den frischen Abdruck zukommen lassen. Wenn es so weit wäre.

«Die «Pro Helvetia» hat sich doch offenbar schon zurückgezogen», wollte er wissen.

In Gedanken beglückwünschte ich Guggenheimer für die Verbreitung dieser zweckdienlichen Nachricht.

«Und was soll das alles für einen Sinn haben», fragte er in mein Schweigen. «Wem nützt es schliesslich, die ganze Geschichte zu erzählen? Hast Du Dir das gründlich genug überlegt?» Benjamin und er seien Freunde. Deshalb könne er mir jetzt auch mitteilen, dass es Umstände gebe, die mir weit genug entgegenkommen sollten, damit ich meine Arbeit nicht mehr zu veröffentlichen brauche. Denn es gehe um mehr als nur um mich und Benjamin. Das solle ich bedenken.

Ich hatte ihm aufmerksam zugehört. Sein Wilkomirski war ein überaus reicher Mann, und die Helfer und Heiler um ihn herum

auch nicht gerade armer Leute Kinder. Ich versuchte, mir eine vernünftige Summe einzureden. Bisherige Arbeit, Spesen, der Verzicht auf die Öffentlichkeit, addiert mit einem Faktor Trotz?

«Gut...», hätte ich beinahe geantwortet. Sein Freund müsse ausserdem eine verbindliche Erklärung unterschreiben, auf jedes weitere Betreiben des Geschäftes zu verzichten, ging mir durch den Kopf, aber auch die Überlegung, ob am andern Ende der Leitung vielleicht ein Tonband mitlaufen könnte. Ich erkannte: Angesichts der Skrupellosigkeit, der ich schon begegnet war, lag die Unmöglichkeit jeden Paktes auf der Hand. Weder Suhrkamp am Main noch irgendein anderer Verlag oder die Agentur Liepman, die fröhlich weiter Lizenzen verkaufte, hätte an irgendeine Abmachung gebunden werden können, während ein Dr. Thomas Sparr ohnehin schon für seine nächste Nummer übte und der ganze Zirkus mit Pomp und Gloria weiterzog.

Ich brachte nur ein gepresstes «Gut, ich nehme es zur Kenntnis» hervor.

Er sagte noch einmal: «Überlege es Dir ernsthaft. Ich bin jederzeit für Euch da. Für Dich – und für Benjamin.»

Dann schrieb ich fertig. Der ganze Budenzauber sollte wenigstens nicht ohne Antwort bleiben.

Ich legte den Text Herrn Guggenheimer vor. Er zeigte sich wieder über alle Massen befriedigt vor der Aussicht, vielleicht an die Pforten der Weltpresse zu klopfen, machte ein paar Kopien und rief die Seinen zusammen.

Gemeinsam kamen wir dort und hier zu ein paar Änderungen. Dafür war noch genug Zeit.

Guggenheimer ermahnte auf meine Anregung hin noch einmal alle, den Entwurf nicht aus der Hand zu geben und entliess mich mit der Versicherung, dass die letzte Tranche des Honorars sogleich und in Anerkennung meiner Leistung vor Drucklegung

überwiesen würde, damit alle Teile unserer Vereinbarung eingehalten seien.

Diese letzte Bemerkung war mir noch im Ohr, als ich innert Kürze Langenbacher die endgültige Version abgab.

Er schien mir betrübt. Ich fragte ihn nach dem Grund. Seine Antwort: Leider sei es immer noch der Stiftungsrat, dem die Budgethoheit für die «Passagen» obliege. Und dort sässen genug Leute, welche die Zeitschrift schon lange am liebsten kippen würden. «Unter uns gesagt, ich kann sie ein wenig verstehen.»

«Worauf wollen Sie hinaus?»

Es sei nun einmal so, dass dieser Wilkomirski einige Freunde in diesem über dreissig-köpfigen Gremium habe. Frau Obermüller als Ehemalige ohnehin. Die Stimmen gegen einen Artikel würden immer stärker. Ich solle bloss meinen Kontakt zur «Weltwoche» gut pflegen. Er unternehme bei den «Passagen», was in seiner Macht stehe. Aber mit ihm als einzigem Verbündeten würde ich wohl nicht auskommen. Er versprach, mich auf dem Laufenden zu halten, tönnte gar an, dass er sich den Verbleib in der Redaktion überlegen wolle, falls seine Befürchtungen Realität würden, und verabschiedete mich mit bekräftigendem Händedruck.

Herrn Michael Guggenheimer, der sonst kaum zweimal klingeln gelassen hatte, bevor er sich meldete, bekam ich nicht mehr ans Telefon.

Dafür erhielt ich mit Datum vom 20. August 1998 in Form eines Briefes das erste schriftliche Zeugnis unserer Zusammenarbeit: Ich hätte es schon gehört. Die Redaktion der «Passagen» mache es sich nicht leicht mit meinem Beitrag. «Nach langen Gesprächen» sei sie zum Entscheid gekommen, auf eine Publikation zu verzichten. «Ein Musiker und Instrumentenbauer hat ein Buch geschrieben, das vieltausendfach verbreitet wurde. Er hat eine kreative Arbeit geleistet. Ganz gewiss. Sie haben im Rahmen Ihrer Recherche belegen können, dass er mit dem Schreiben seines

Buchs einer Fälschung aufgesessen ist, seiner eigenen, die er bewusst oder nur wenig bewusst vorgenommen hat. Ein Mann hat sich offenbar neu erfunden.» Nun sei mein Text ein Meinungsbeitrag geworden, genährt von legitimer Wut. «Die Tragik des Mannes allerdings wird für die Lesenden nicht sichtbar, die selbstverschuldete Not eines Mannes, der eine falsche Identität annimmt und sie durch und durch lebt, und die genährt wird durch die Lesenden und Zuhörenden, die ihn immer und immer wieder als Juden und Opfer bestätigen.»

Gewiss solle mein Beitrag publiziert werden. Mein Zugriff auf das Thema entspreche aber nicht der Zeitschrift «Passagen»:

Der Text reflektiert unseres Erachtens zu wenig die psychische Situation des Mannes. Der kreative Aspekt der schriftstellerischen Arbeit fehlt in Ihrem Artikel. ... Der innere Antrieb dieses Mannes, der zu einem Opfer wurde, das er nie war, hätte uns interessiert. Die bewusste oder unbewusste Zielsetzung seines Tuns, dessen Ursprung und Verlauf uns aber nicht bekannt sind. ... Mit diesem Mann ist etwas passiert, das auf einer tiefen Ebene, in einer verborgenen Schicht seiner Persönlichkeit stattgefunden hat... Wie kann ein Mensch an solche Erfindungen glauben? Hat der Akt des Schreibens seine neue Identität noch mehr zementiert? Kann dieser Mann nicht mehr zurück? Das sind Fragen, die uns nach der Lektüre interessieren. Obwohl wir es alle nicht wollten, ist Ihr Text zu einem entlarvenden Beitrag geworden. ... «Passagen» aber will den Mann nicht entlarven, sonder eher zeigen, welche Mechanismen dazu geführt haben, dass dies passieren konnte.

Weiter unten lavierte Guggenheimer:

Wir wissen, dass wir an der jetzigen Situation nicht unschuldig sind. ... Uns fällt der Entscheid nicht leicht, den Beitrag einer

magazinartigen, der Tagesaktualität oder der Politik eher verpflichteten Publikation freizugeben. Wir meinen zudem, dass sich dort mehr Platz bieten würde, um alle jene Beweise zu präsentieren, die Sie zur Hand haben. Wir sind einerseits froh darüber, dass dank eines Auftrages der Zeitschrift «Passagen» eine derartig differenzierte Recherche möglich war, wissen aber auch, dass der Ort, an dem davon zu berichten ist, eher in einem Organ zu finden ist, das sich an ein inländisches Publikum richtet. ... Mit freundlichen Grüßen Michael Guggenheimer.

Stand die Gesinnungspolizei Gewehr bei Fuss vor dem «Pro Helvetia»-Haus am Zürcher Hirschengraben, stand Herrn Guggenheimer und seiner Crew eine Beeinträchtigung ihrer physischen Integrität bevor? Oder hatte Frau Obermüller bloss ein paar Stiftungsräte einzeln bearbeitet, sekundiert von einer holocäustelnden Sekte? Ihre Zuverlässigkeit hatte sie oft genug unter Beweis gestellt. Auch früher, da sie sich noch als Bewundererin des DDR-Regimes gerierte, dessen Dissidenten sie gerne als pathologische Fälle bezeichnete. Erst anfangs der 80-er Jahre hatte sie ihre kommunistische Kirchentreue mit der ebenso christlich-inbrünstigen Anteilnahme am Judentum getauscht, für die sie bis heute weit herum geschätzt wird. Was war geschehen?

Aufgebracht, wie leicht sich die Stiftung zur Förderung und Vermittlung der Schweizerischen Kultur gleichschalten liess, antwortete ich Guggenheimer:

Aus allen unseren Gesprächen war Ihnen von Anfang an klar, dass der Begriff «Kreativität» im vorliegenden Falle schlüpfrig würde und wenn er noch aufrechtzuerhalten wäre, negativ konnotiert werden müsste. Wenn Wilkomirskis Geschichte in ihrer zeugenschaftlichen Grundvoraussetzung nicht der Wahrheit entsprach, dann ist sein Buch ein Roman. Als solcher aber der-

art schlecht geraten, dass dabei schwerlich von einem kreativen Akt gesprochen werden kann, was das Schreiben betrifft. Seine Schauspielkunst war unser Thema nicht. Sie haben einen Schriftsteller beauftragt, über einen andern Schriftsteller zu schreiben.

Wenn nun Wilkomirskis Behauptung in der Hauptsache aber zutraf, was ja erst im Laufe der Recherchen auszuschliessen war, dann hätte sein Schreiben erst recht nichts mit Kreativität zu tun, es sei denn, Sie meinen, jeder der schreibt, unterliege nur schon dadurch, dass er eine Feder in die Hand nimmt, einem kreativen Akt.

Doch um all das geht es gar nicht. Sie haben meine Zweifel an der Identität des Benjamin Wilkomirski von Anfang an nachvollzogen, ja sogar unterstützt, und wussten, dass der Beitrag über ihn einen entlarvenden Aspekt haben müsste und würde. Ich habe, was das Thema Kreativität im vorliegenden Fall angeht, das abgehandelt, was man dabei abhandeln kann.

Sie hätten sich eine tiefere psychologische Auslotung gewünscht. Dabei spekulieren Sie über die Tragik der Figur (von der ich nichts weiss) und befragen deren Motivationen. Ich lehne es gerade im Zusammenhang mit Auschwitz aufs Schärfste ab, Menschen und ihre Taten oder Leiden zu verharmlosen, indem man sie durch Spekulationen verwässert. Ich habe Wilkomirski, anders als Sie in Ihrem Brief, nicht als Lügner bezeichnet, habe ihm auch keine Fälschung unterstellt, beides Straftatbestände, denen die schlechte Absicht vorausgesetzt werden muss. Ich wollte nicht spekulieren, nicht in diesem Thema und nicht in Ihrer Zeitschrift. Sie haben keinen Roman in Auftrag gegeben.

Sie gehen offenbar davon aus, dass der Begriff der Kreativität sich auch noch auf die banalste menschliche Tätigkeit ausdehnen lässt, und wenn es der reine Fakt der Vorspiegelung falscher Tatsachen in der Öffentlichkeit ist.

Die «Pro Helvetia», gespiesen von öffentlichen Geldern, die dem Trug international zum Durchbruch mitverholfen hat, scheint also nicht bereit zur Bereinigung der Tatsachen. Ich kann gut verstehen, dass Sie in Ihrem Brief nichts von den Druckversuchen schreiben, die auf Ihrer Redaktion lasteten. Aber was mich erstaunt, und auch ein wenig erschreckt, ist die Tatsache, wie sang- und klanglos Sie diesen nachgegeben haben, obschon Sie, zugegeben, keck genug waren, mir überhaupt einen Auftrag zu erteilen.

Hier stellt sich die Frage der Zivilcourage bei Ihnen persönlich und Ihrer Redaktion, inmitten einer Institution, die von Vetternwirtschaft und Klüngelei bedrängt wird. Und es stellt sich m.E. auch die Frage, was das überhaupt für eine Zeitschrift ist, und wäre denn das Geld, das sie verschlingt, nicht besser verwendet in Vergabungen anstatt in harmlosem Ästhetizismus, dem einzigen Gebiet, das übrig bleibt, wo der Mut fehlt?
Ihr Daniel Ganzfried

Kopie an: Stiftungsrat «Pro Helvetia», Bundesamt für Kultur.

Eine Antwort erhielt ich weder von Herrn Guggenheimer noch dem Stiftungsrat oder gar aus dem Bundesamt für Kultur.

Der Artikel erschien in der «Weltwoche» des gleichen Tages, 28. August 1998.

Die geliehene Holocaust-Biographie

Ein Kind kommt im Alter von ca. zwei bis drei Jahren ins Räderwerk der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie, überlebt Majdanek, Auschwitz, überlebt die ganze Fahrt durch das Horrorlabyrinth und wird schliesslich an die Gestade des Zürichsees gespült, wo es das Erlebte bei sich behält, bis es als längst er-

wachsener Mann zu Schreiben beginnt. Das Manuskript landet bei der angesehenen Zürcher Literaturagentur Liepman und erscheint schliesslich unter dem Titel «Bruchstücke, aus einer Kindheit 1939-1948» 1995 im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp.

Seither steht Benjamin Wilkomirski im Licht der Öffentlichkeit. Dies Kind, ein Mensch aus Fleisch und Blut, geht um die Welt. Übersetzungen in mehr als ein Dutzend Sprachen, bis jetzt drei Filme, ein Theaterstück, gelehrte Abhandlungen, unzählige Features und Rezensionen, nichts fehlt, um uns kurz vor dem grossen Auftritt der literarischen Schweiz an der diesjährigen Frankfurter Buchmesse noch einmal auf dieses seit Jahren erfolgreichste Buchprodukt aus unserem Lande hinzuweisen.

Wir lesen «Bruchstücke» und sind erregt von der Brutalität des Beschriebenen, aber auch etwas abgestossen: Ratten fressen sich aus toten Leibern ins Freie, zertrümmerte Kinderschädel verspritzen Gehirnmasse über schlammigen Schnee, ein Vater speit Blut im Bogen aus, als er vom Fahrzeug zu Tode gequetscht wird, und zwei sterbende Kinder nagen sich ihre schon erfrorenen Finger hungrig bis auf die Knochen ab.

Solche Episoden müssen jeden Leser ins Herz treffen, da kann für den Autor nichts schief gehen, denken wir, lesen weiter, und wehren die Schalheit ab, die uns zwischen der groben Art der Darstellungen und dem poesiealbumhaftem Pathos der Sprache befällt. Als würde hier einer ohne jedes eigene Zutun beschreiben, was ihm aus einem abscheulichen Bildband mit schlechten Kommentaren entgegenschlägt. Die Anteilnahme an diesem Schicksal, das der Autor als sein eigenes reklamiert, will Fragen verbieten. Wir möchten das Büchlein ins Gestell verbannen, Abteilung Holocaust. Aber ein Vorbehalt lässt sich nicht beiseitedrängen: In welchem Grund wurzelt die hier wiedergegebene Erinnerung eines Mittfünfzigers an seine früheste Kindheit?

Ein Schlusswort «zu diesem Buch» hält fest, dass er keine Geburtsurkunde habe, nur einen «behelfsmässigen Auszug», der den 12. Februar 1941 als Geburtsdatum angibt. Die Dokumentarfilme klären nichts, ebensowenig die schriftlichen Publikationen. Auch nach unserem mehr als siebenstündigen Gespräch mit dem Autor in seinem lieblich renovierten Thurgauer Bauernhaus ist keine unserer Fragen beantwortet.

Wer ist Benjamin Wilkomirski? Das Produkt eines kreativen Aktes von Bruno Doessekker, wie er bürgerlich heisst und an seinem Briefkasten angeschrieben steht, genährt mit historischer Recherche? Oder tatsächlich das Kind aus Riga, der Tötungsfabrik entronnen?

In einem Vortrag am Psychoanalytischen Seminar Zürich und auf Tonband zu hören, begegnet uns Wilkomirski als Vertreter einer therapeutischen Methode, der «interdisziplinären Therapie». Sie will Menschen ohne gesicherte Identität «therapieren», indem sie Erinnerungsfetzen ans Licht hebt, ihnen passende Fakten und Örtlichkeiten aus der realen Geschichte beifügt. Auf diese Weise soll eine eigene Lebensgeschichte, Identität inklusive, zurückgewonnen werden.

Auf die naheliegende Frage, wie Fiktion und Faktizität, die beiden Bestandteile einer jeden erzählten Erinnerung, voneinander unterschieden werden, warten wir vergeblich. Das Publikum, in der Mehrheit immerhin ausgebildete Analytiker, zog es vor, erschauert zu schweigen, wie uns verschiedene Teilnehmer der Veranstaltung heute bezeugen. Tage später, bei unserer Begegnung, bietet Wilkomirski folgende Theorie an: die traumatische Erinnerung bewahre glasklar in der Seele, was sich einst, selbst im jüngsten Kindesalter, zugetragen habe.

Wir sitzen mit Benjamin Wilkomirski am Tisch. Wohin das Auge blickt, sehen wir Judaica, Wandbehänge mit biblischen Motiven, Mesusot (Türkapseln) an jedem Durch- und Eingang, Davidsterne und Bilder aus dem heiligen Land. Uns ist, als könne je-

derzeit ein Rabbiner vorbeikommen, um das Glaubensbekenntnis seines Konvertiten zu überprüfen. Ein beeindruckendes Archiv scheint zu bezeugen, dass der Mann, ausgerüstet mit allen Mitteln der modernen Kommunikation, es ernst meint mit der Erforschung historischer Faktizität. Auf unsere Fragen nach dem schweizerischen Teil seiner Vita – Jahreszahlen, Heimatgemeinde, Aufenthaltsort bevor er nach Zürich kam, Fotomaterial aus seiner Kindheit – begnügt er sich mit einer Verschwörungstheorie. Nur soviel: Ein Komplott aus antisemitischen schweizerischen Gemeindebeamten, kaltherzigen Pflegeeltern und korrupten Behörden soll dem Kind durch eine gefälschte Identität seine jüdische Herkunft ausradiert und dem Heranwachsenden unter Androhung von Strafe Mund und Seele versiegelt gehalten haben. So wurde der Holocaust an ihm schliesslich doch noch vollendet, durch die Schweiz, denken wir, und es passt uns allzu wohlfeil in die schweizerische Geschichtstrunkenheit.

Wir geben zu, dass wir einiges nicht glauben und ziehen von dannen, denken aber, dass eine genauere Recherche sicher auch ihm helfen würde, die Geschichte zu belegen. Wir treffen Bekannte von Bruno Doessekker aus der Schulzeit. Sie zeigen uns Fotografien, erzählen Geschichten. Alles in allem gewinnen wir den Eindruck eines wohl erzogenen, in grosszügigem Elternhaus aufwachsenden, von einer ihn abgöttisch liebenden Mutter und einem etwas steifen Vater umsorgten jungen Bruno Doessekker. Zwei Talente sind schon früh aufgefallen: Er musiziert mit Verve und erfindet hie und da absonderliche Geschichten, die sich als Legende entpuppen.

Der Junge hat erste Freundinnen. Keine von Ihnen kann uns gegenüber bestätigen, dass er damals beschnitten war. Auch dass er ein begeisterter Skifahrer war, auf und neben den Pisten, besagt sowenig wie alle andern Episoden, die ein ganz anderes Bild des Jungen Bruno ergeben, als dieser im Buch und Gespräch erzeugt.

Zum Beispiel soll er sich angesichts eines Skiliftes zu Tode erschreckt haben, weil er ihn an die Leichenkarren der Gaskammern erinnert hätte. Die Fotografien, die wir sehen, nachdem er uns keine einzige zeigen konnte, hinterlassen den Eindruck eines schönen jungen Menschen mit gewelltem Haar, sanften Augen, ganz auf der Höhe der Moden seiner Zeit.

Immer noch räumen wir der Möglichkeit, der Mann habe seine Geschichte tatsächlich erlebt, jeden Spielraum ein. Wir sind zuversichtlich, dass in einem Land wie der Schweiz kaum jemand aufwächst, ohne diverse Spuren zu hinterlassen, die sein Leben bis zur Geburt oder Einreise in die Schweiz einigermassen schlüssig zurückverfolgen lassen. Wir sind aber auch erstaunt, dass Wilkomirski alias Doessekker diesen Spuren nicht schon selber nachgegangen ist.

Und sind mehr als erstaunt, als er sich bald telefonisch und schriftlich drohend gegen weitere Nachforschung verwahrt.

Im Stadtarchiv von Zürich stossen wir auf das erste Dokument, das uns stocken lässt. Bruno Doessekker wurde am 22. April 1947 an der Primarschule Zürich/Fluntern in der ersten Klasse eingeschult. Er hatte im ersten Jahr 25 Absenzen und gab in keinem der folgenden Jahre Anlass zu Bemerkungen der Lehrkräfte.

1947? Wir erinnern uns. In einem der Filme («Das gute Leben ist nur eine Falle»), Eric Bergkraut, 3sat, wird festgehalten, dass Wilkomirski erst ab 1948 in der Schweiz lebte. Wir lesen sein Buch erneut: Die Begebenheiten, die er aus der Nachkriegszeit als eigenes Erleben in Polen schildert, lassen es schwerlich zu, dass er 1947 in der Schweiz zur Schule ging. Doch wir wollen uns nicht schon festlegen. Nur ist da noch dieser Altersunterschied von drei Jahren, den er auf alle seine Klassenkameraden gehabt hätte. Niemanden fiel etwas auf, sowenig wie an seiner Sprache – Züri-Deutsch ohne Wenn und Aber. Drei Jahre sind in einem Kinder-

leben viel, im Alter von sechs bis sieben schon fast die Hälfte des gelebten Lebens, sagen wir uns, und suchen weiter.

Ein Foto zeigt uns den jungen Bruno sogar schon im Sommer 1946 im Kreise seiner Nächsten putzmunter vor der Villa am Zürichberg. Es wird langsam knapp im Buch, aber noch neigen wir dazu, im Grundsatz zu glauben. Unterdessen treffen bei uns weitere Interventionen ein. Wilkomirski und eine ihm offenbar sehr verbundenen «Aktion Kinder des Holocaust» bitten schriftlich und mündlich, von weiteren Recherchen abzusehen. Wilkomirskis ohnehin beeinträchtigte Gesundheit als Auschwitz-Überlebender würde dadurch weiter geschädigt. Wir entschliessen uns zur Discretion, nachdem uns der Namen seiner Heimatgemeinde bekannt wurde: 2732 Saules, bei Tavannes. Die vorläufigen Umrisse der Geschichte geben folgendes Bild:

Am 12. Februar 1941 gebar Yvonne Berthe Grosjean in Biel ein uneheliches Kind. Name: Bruno Grosjean, Heimatort: Saules, Kanton Bern. Der Bruder von Yvonne Grosjean möchte sich um den Kleinen kümmern, kann aber nicht verhindern, dass Bruno vorübergehend in ein Kinderheim nach Adelboden kommt und 1945 zur Adoption freigegeben wird.

Herr und Frau Doessekker, ein Ärzteehepaar aus Zürich Fluntern, kinderlos, erhalten das Kind vorerst zur Pflege. Vor der Einschulung am 22. April 1947 in die Primarschule Fluntern wird ein Gesuch um Namensänderung bei den kantonal bernischen Behörden eingereicht, nach dessen Bewilligung Bruno nicht mehr Grosjean heisst, sondern Doessekker, wie seine Pflegeeltern. Bruno Doessekkers leiblicher Vater, der später noch Kinder hatte, bezahlt Unterhaltsbeiträge, bis 1957 die Adoption rechtskräftig wird. Frau Grosjean heiratet später einen Walter Max Rohr, heimatberechtig in Hunzenschwil, Aargau, und stirbt 1981, kurz nach ihrem Ehemann in Bern, wo sie auf dem Bremgartenfriedhof in einem Urnengrab bestattet wurde.

Bruno Doessekker machte am Freien Gymnasium Zürich die eidgenössische Matura, wurde Musiker und Instrumentenbauer, Vater von drei Kindern. Da seine leibliche Mutter keine weiteren Kinder hatte, fiel ihr Nachlass an ihn, der das kleine Erbe wohl antrat. 1985 starben auch seine Adoptiveltern. Seither lebt Bruno Doessekker in Wohlstand. Auch wenn er seine Türschilder mit der neuen Identität beschriftet – Benjamin Wilkomirski ist ein Pseudonym, sein Träger war nie als Insasse in einem Konzentrationslager.

All dies musste herausgefunden werden, weil Wilkomirski alias Doessekker die Einsicht in die betreffenden Akten nicht gestattet, was als Privatmann sein gutes Recht ist, aber auch bestätigt, dass er tatsächlich von den Akten betroffen und Geheimnishaft in Sachen der verstorbenen Frau Grosjean ist. Die Veröffentlichung seines Buches und seine Vortragstätigkeit aber machen den Privatmann Doessekker zur öffentlichen Figur Wilkomirski, die sich Fragen derselben Öffentlichkeit zumindest gefallen lassen muss.

Wilkomirski ist also in der Schweiz geboren, in bestem Zürcher Hause aufgewachsen. Sein Buch wäre als Roman diskutierbar. Es entbehrt nicht der historischen Sorgfalt. Schliesslich hat der Autor, wie uns erzählt wurde, in Genf Geschichte studiert, ein Lizenziat über die ominöse Konferenz von Evian angefangen und Geschichte weiterhin als Leidenschaft betrieben, was sein immenses Archiv bezeugt. Nun beansprucht sein Buch aber explizit Zeugenschaft.

Wir versuchen seinen schreibenden Akt zu verstehen, der offenbar so weit ging, dass sich der Autor eine Romangestalt mit Haut und Haaren einverleibt hat. Irgendwo auf der Grenzlinie zwischen Fiktion und Geschichtsforschung muss ihm die Distanz zu seinem erschriebenen «Ich» soweit eingestürzt sein, dass er «Ich» wurde. Wilkomirski alias Doessekker ist kein Schriftsteller. Sein Bericht bewegt sich nicht im Reich der Literatur. Er ist wahrscheinlich die verinnerlichte Bildersammlung eines Menschen,

dem die Phantasie durchgebrannt ist – ganz unabhängig davon, ob es einen Wilkomirski gegeben haben könnte, von dem Doessekker die Grundzüge seiner Lebensgeschichte im KZ entlehnt hätte.

Aber das erklärt nicht den überwältigenden Erfolg. Es erklärt nicht, weshalb jedes ernst zu nehmende Feuilleton dieses Buch gefeiert hat, als handle es sich um die Originalniederschrift des Alten Testaments. Es erklärt auch nicht, dass die halbe Psychoanalytikergemeinde von Zürich bis Israel sich soweit korrumpieren lässt, dass sie dem Glauben, und nichts als dem Glauben, verfällt, statt beharrlich nachzufragen. Es erklärt nicht, wie allein in der Schweiz zwei Filme gedreht werden konnten, beide auch mit öffentlichen Geldern finanziert, die vorgeben, Dokumentarfilme zu sein, und der Figur des Benjamin Wilkomirski folgen, ohne auch einen Fakt aus dem Leben des Bruno Doessekker zu klären.

«Na und?», kann man einwenden, «Wenn es gut erfunden ist?» Karl May sei auch nie bei den Apachen gewesen, sein Häuptling Winnetou nichts als eine Überhöhung damalig vorherrschender Gesamttugenden, was die Bücher ja nicht schlechter mache. Und wenn ein Buch über ein Kinderschicksal aus dem Konzentrationslager diese Fülle an Mitgefühl provoziert, so mag es ebenso zur Erhebung seiner Leserschaft beizutragen.

Nur: Karl May hat mit dem Häuptling der Apachen, mit Kara Ben Nemsı und wie sie alle heissen, literarische Figuren geschaffen, die jederzeit als solche erkennbar sind. Bruno Doessekker/Wilkomirski hat nichts zustande gebracht als ein «Ich», das jede Frage nach der literarischen Qualität zu verbieten scheint. Die Realität der Konzentrationslager dient ihm als Rohmaterial für eine fiktive Biographie. Sein schreibender Akt oder was davon in schriftlicher Form vorliegt, beschränkt sich auf die Konstruktion einer Biographie. Spätestens bei Erscheinen seines Buches und dem überraschenden Echo muss er sich entschlossen haben, der

Mitwelt gegenüber zu verkörpern, was er sich ausgedacht hat. Seine Kreativität beschränkt sich auf die mimetische Schauspielkunst.

Wo Winnetou heute auf einer Freilichtbühne in Bayern auftritt, weiss jedes Kind, wie der Schauspieler heisst. Bei Wilkomirski aber, der auf vielen Bühnen tanzt, verhält es sich anders. Er hält Vorträge, bietet seine Dienste als Experte für Rückgewinnung von Identität an, nimmt Gelder öffentlicher Institutionen entgegen – alles unter der Voraussetzung, dass er der ist, für den er sich ausgibt. Tritt er wieder ab, meinen zum Beispiel die Schüler an einer Zürcher Kantonsschule, sie hätten mit eigenen Augen einen gesehen, der leibhaftig aus der Hölle zurückgekommen ist. An die Hölle glaubten sie nie. Aber nun müssen sie erfahren, dass auch der Zeuge falsch war. Bald glauben sie gar nichts mehr, und morgen schon neigen sie dazu, dem zu glauben, der ihnen erzählen will, dass Auschwitz nur ein Arbeitslager war, wo leider auch ein paar Insassen zuviel gestorben seien.

Gerade vor der Faktizität der Todesfabriken, von den Nazis so angelegt, dass niemand ihre Existenz je für möglich halten würde, kommen der Zeugenschaft und dem Vertrauen, das die Nachwelt in sie haben können muss, eine besondere Verantwortung zu. Es erscheint als menschlich, dass man einem, der aussagt, im Innern der Hölle gewesen zu sein, umso mehr glaubt, als er durch seine Person so plastisch bezeugt, was sich unsere Gedanken niemals anzueignen vermögen. Er nimmt uns gleichzeitig die Aufgabe des Nachdenkens und die erschütternde Erfahrung des Versagens unseres Menschenverstandes vor dem Faktum Auschwitz ab.

Wir benützen das Erleben des Andern, um nicht denkend wettmachen zu müssen, was sich der Vorstellungskraft entzieht. Gedankenlos mitleidend, finden wir im Opfer den Helden, mit dem wir uns auf der Seite der Moral verbrüderern können: Benjamin Wilkomirski. Wer uns dies ermöglicht, braucht mehr nicht zu leisten

als sich vor das Eingangstor nach Auschwitz zu stellen: «Ich bin Derjenige, der von dort kommt!»

Es mag erstaunen, wie billig sich die Rezipienten und Multiplikatoren in Film und Literatur abspeisen lassen. Dass Ihnen aber vor einem Konstrukt wie Wilkomirskis Lebensgeschichte nicht nur die Freiheit zu fragen, sondern auch der Mut des eigenen Urteils abhandenkommt, muss erschrecken. Mit dieser Urteilsfähigkeit bleibt auch der Anspruch nach Qualität auf der Strecke – was die einmütig überhöhte Meinung zu Wilkomirski und anderer schlichtweg schlechter Produkte hiesiger Literatur und Kunst belegt.

Dass nun aber Auschwitz als Fundus der Lebenslüge von Leuten dient, die in ihrer Wohlstandsbiographie zuwenig Erzählenswertes finden, um daraus eine Legende zu spinnen, und dabei nach Gutdünken des Kulturbetriebes zur Verwurstung abgetragen wird, wie im vorliegenden Fall: das muss zur couragierten Gegenwehr bewegen. Auch wenn wir davon ausgehen, dass erst die Leichtgläubigkeit vieler, die nur das Beste für ihren Opferhelden Wilkomirski wollten, Bruno Doessekkers Wilkomirski-Kreation zum Wahn verführt hat, man könne sich die exotische Lebensgeschichte eines jüdischen Kindes aus Riga überstreifen und fortan mit der faszinierenden Identität des Leidgeprüften durchs Leben gehen.

Bruno Doessekkers Pseudologie fiel in eine Welt, die sich emsig damit beschäftigt, die Wundmale ihrer Geschichte mit Prothesen und Narkotika zu heilen. Wer will, schlägt sich auf die Seite der Gläubigen, wo unter mitleidsüchtiger Anteilnahme die schwärende Wunde Auschwitz im Körper der Menschheit schmerzlos weiter fault. Hier ist Mitleid ein erhebendes Gefühl. Es hilft über manchen menschlichen Abgrund und bringt uns den andern zwar nicht näher, aber uns wenigstens näher zu ihm hin.

Wenn Mitleid, die letzte Tugend des guten Menschen, über den Abgrund von Auschwitz zu verführen beginnt, so schwindet ge-

nau das, was am Faktum selber den weltabgewandten Charakter und in der Folge die Schwierigkeit des Erinnerns ausmacht: die Bodenlosigkeit. Die industrielle Massentötung, das Zentrum des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, schwimmt zur Episode.

Menschlichkeit füllt den Graben, vor dem unserem Verstand nur graute, wäre der Versuch zu verstehen nicht immer wieder ein Akt des Widerstandes: gegen jenen Ort der Stille, wo das Experiment der totalen Herrschaft in Erfüllung ging, während rundherum die Welt im Geschäft des Krieges abgelenkt war.

Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker aber kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist.

3. Teil

Meine Befürchtung, der Artikel würde still im Lärm zwischen zwei Nummern versinken, verdankte sich meiner Unerfahrenheit mit den Gesetzmässigkeiten des Zirkus, seine Nummern immer variieren, von einer zur nächsten die Komplikationen steigern zu müssen und jede Anregung aufzusaugen, die dabei helfen konnte. Irriger aber war die Annahme, die Angelegenheit in einem Aufwisch beenden zu können, bevor ihr noch ein blödsinniger Skandal erwachse, den sich ausser dem Kasse machenden Verlag niemand wünschen konnte.

Bruno Doessekker nahm das Heft in die Hände.

Er liess Peer Teuwsen, seinen bewährten Chronisten beim «Tages-Anzeiger», zum Interview kommen. In seine Feder sprach er die eine Wahrheit, die er zu bieten hatte: Die Fakten seien schon lange bekannt. Jeder Leser möge nun selber entscheiden, was Wahrheit sei. Er seinerseits halte an den Erinnerungen fest.

Erstaunlich war für mich die Leichtigkeit, mit welcher er sein Auschwitz und sein Majdanek plötzlich dem individuellen Glauben und Entscheiden zu überlassen bereit war, gerade so, als stünde er wieder mit Dr. Thomas Sparr auf der Bühne, wo es am Publikum sein sollte, weiter ehrfürchtig zu schweigen oder aber mit Gejohle anzuzeigen, dass sie ihre Show abrechnen konnten. Und für einen Moment schien mir, als hätte Doessekker es vorgezogen, sein Kostüm in der stickig gewordenen Luft ablegen zu dürfen. Alles könnte sein Bewenden gefunden haben.

Doch die Arena gewährte keinen Abgang. An allen Rampen stand jemand und trieb ihn zurück ins kalte Licht, auf dass er weiter seine Performance bot, und koste es ihn den Rest seines Lebens.

Allen voran der Verlag. Forsch, wie nur jemand sein konnte, der sich längst von keiner Kritik mehr ins Geschäft reden zu las-

sen brauchte, machte Dr. h. c. Siegfried Unseld klar, dass auch hier die wahre Identität hinter dem Pseudonym «Binjamin Wilkomirski» von Beginn weg bekannt gewesen sei.

«... Die Urkunden widersprechen der erinnerten Lebensgeschichte. Dieser Widerspruch ist offenkundig und unbestritten. ... Es ist nicht die Aufgabe des Verlages, diesen Widerspruch aufzulösen...», schrieb Siegfried Unseld.

Das war ja richtig. Was immer ich herausgefunden haben wollte, neu konnte es dort nicht sein, wo man die Fälschung nicht nur unterstützt und weiter betrieben hatte, sondern nach jedem Hinweis die Schwachstellen gleich selber ausbessern half. Beschwingt von ihren Erfolgen, blieben Unseld und Korálnik einstweilen entschlossen, das einmal Angefangene bis zuletzt auszuschlachten. Die Welt war rund. Doch solange Glaube und Meinungen die Stellung der Wirklichkeit hielten, brauchten sie keinen Beweis anzuerkennen.

Oder eine Filmemacherin. Sie tat in einem Fax-Rundschreiben zur Verteidigung des Helden aus ihrem Streifen «Fremd geboren» verzweifelt kund: «Daniel Ganzfried behauptet, Binjamin Wilkomirski hätte sich sein Leben erdichtet. ... Es ist fraglich, ob er je wird beweisen können. Auch wenn er eine lückenlose Biographie dieses Bruno Grosjean vorweisen kann, muss er mit der Möglichkeit rechnen, dass sie nichts mit Wilkomirski zu tun hat.» Und weiter unten gab sie zu Papier, dass selbst wenn ich alle «Beweise» präsentiere, sie diese noch lange nicht glauben würde.

Doessekker würde jede Anweisung eines Mitspielers befolgen, wie auch die restlichen Beteiligten nur vollzogen, was die andern ihnen vorspielten. Durch Mitwisserschaft oder Teilnahme blieben sie einander verbunden und keinem sollte es möglich sein, aus freien Stücken, besserer Einsicht oder aus blosser Erstaunen über das eigene Handeln zur einfach gestrickten Wahrheit zurückzukehren.

Stellvertretend belehrte ihn der Führer der «Kinder des Holocaust» und legte ihm ein mögliches Ende schon einmal dar, falls

falls er dennoch aufmucken sollte: «Die Lunte brennt. Am Ende wird nur Asche sein. ... Ich bin sicher, dass, solltest Du die Sache nicht in die Hand nehmen, gewichtige Forderungen (Schadenersatz, Betrug usw.) auf Dich zukommen werden...»

Bei allem guten Willen Doessekkers, an dem niemand grössere Zweifel hegen musste als an den Fakten seiner Biographie, hatte sich aber ein Problem ergeben: Um der nicht mehr unter dem Teppich zu haltenden Existenz einer Schweizer Mutter und ihres Bübleins zu begegnen, brauchte es jetzt mehr als nur einen Beamten, der, warum auch immer, einem verwaisten Judenjungen eine neue Identität mit einem gut drei Jahre zu späten Geburtsjahr verpasst hatte.

Und man musste Besseres erfinden als eine Konspiration aus Grenzbeamten, Kinderheimen, Adoptionsbehörden und zivilen Personen, die weiss bekittelte Damen Kinder aus dem polnischen Krakau entführen liessen, für ihr spurloses Übertreten der Landesgrenzen sorgten, sie in einem Heim versteckten, mit einer künstlichen Identität versahen, an reiche Ehepaare verschachteten und schliesslich dafür sorgten, dass auch für Schule, Studium, Militärdienst, Heirat und ähnliches alles fugendicht blieb – wollte man die Erzählung so ernst nehmen wie es der gute Ton bisher vorgegeben hatte. Die Verschwörung verrichtete ja noch immer ihr Werk, wenn Leute wie ich drauf hereinfallen konnten.

Denn wo wäre er verschwunden, der von niemandem bestrittene Sohn einer Yvonne Berthe Grosjean, am 12. Februar 1941 in Biel geboren und daselbst beurkundet als Bruno Grosjean, später Doessekker?

Der rettende Einfall wurde der Öffentlichkeit vom Dokumentarfilmer Eric Bergkraut dargelegt: «Alle angeführten Beweise zeigen nur, dass es für einen Bruno Grosjean eine lückenlose amtliche Schweizer Laufbahn gibt. Sie widerlegen aber nicht, dass es von einem bestimmten Moment weg, zum Beispiel nach dem

(möglichen) Tod von Bruno Grosjean, im Kinderheim ein Lagerkind gewesen sein könnte, das unter diesem Namen weiterlebte.» Der Fernsehjournalist plädiert dafür «nach anderen, Wilkomirski verwandten Fällen zu forschen. Nach Zeugen zu suchen, die den Mut haben, ihr Schweigen in einer Sache zu brechen, die möglicherweise hohe Geheimhaltungsstufe hatte.»

Fortan erzählte Doessekker von einem Vorgänger im Hause Kurt und Martha Doessekker und schilderte plötzlich jedem, der es hören wollte, wie er sich an ihn erinnere, einen schnippischen Burschen, der ihm einmal sogar auf der Strasse begegnet sei und ihn wegen seines Schicksals bei den herzlosen Leuten an seiner Statt bedauerte.

Gleichzeitig sorgte ein Konzert von Leserbriefen, Telefonanrufen und um die Welt gesandter Fax-Schreiben, dass man über den Aggressor zu werweisen begann, der die aus den Akten längst bekannte Herkunft des Geschundenen so beleidigend ausgebreitet habe und damit nur denen nütze, die Ausschwitz ohnehin ins Reich der Fabeln und Legenden verbannen wollten.

Als wären es die natürlichen Triebe aus dem Wurzelreich, aus dem schon Bernstein und Doessekker ihre Blüten gezogen hatten, durchwühlte man den Grund weiter nach Psychologismen und verbreitete mit einiger Wirkung die Figur des Schriftstellers, der von Neid zerfressen über den Erfolgreicheren herfiel und sich bei gleicher Gelegenheit am eigenen Vater rächen wolle, der den Holocaust überlebt hat und schon deswegen kein guter Vater gewesen sein könne. Da ihm dieser zu früh weggestorben sei, wolle der Rasende jetzt dem nächsten Holocaustopfer in Gestalt des Wilkomirski an die Eingeweide.

Doessekker trat nicht gern aus dem Scheinwerferlicht, wo es ihm all die Jahre so gut ergangen war. Eben erst hatte er noch mit der englischen BBC vereinbart, sich für einen Dokumentarfilm zur Verfügung zu halten. Regisseur Christopher Olgiati wollte sich nach der Unbill mit dem Schweizer Fernsehen wegen seines

Filmes «Nazigold und Judengeld» noch einmal an die ruchlose Vergangenheit dieses Landes machen. Die waschechte Opfergeschichte «Wilkomirski» hätte die paar kleinen, nicht begangenen Sünden dieses Landes schnell vergessen gemacht. Für Doessekker eine besondere Freude, nachdem er gut fünfzehn Jahre zuvor schon seine Geschichte, damals noch von etwas anderer Beschaffenheit, als Filmstoff an den Mann zu bringen versucht hatte, was damals aber mangels Finanzierung durch die öffentliche Hand noch gescheitert war.

Aufeinander gestossen war man im April dieses Jahres. Doessekker trat auf Einladung einer «Holocaust Child Survivor Group» zum so genannten Holocaust-Gedenktag in Los Angeles auf. Er hatte gerade öffentlich die neueste Komplikation seiner Nummer vorgeführt, laut der er jetzt zu allem in Auschwitz auch noch das Opfer medizinischer Versuche gewesen sein wollte. Gleiches war einer anderen Überlebenden widerfahren, die mit ihm bei dieser Gelegenheit ins Rampenlicht trat.

Laura Grabowski war eine von vielen Frauen, die Doessekkers Buch gelesen und mit ihm eine rege Korrespondenz begonnen hatten. Doessekker, von Lea Balint und Elitsur Bernstein ermutigt, erwidert ihre elektronische Post von der Mailbox conmin@aol.com in wärmsten Tönen. Schnell hat man die Frau soweit, sich an Wilkomirski in Auschwitz erinnern zu wollen, ihren kleinen Binji von damals, ebenso wie er sich erinnert, an seine kleine Laura, an die blonden Haare und die blauen Augen.

Die Einladung nach Los Angeles war umstritten. Ein Teil der Gruppe dort hatte sich weder für das in ihren Augen unglauwbürdige und geschmacklose Wilkomirski-Buch noch die plötzlich aus dem Nichts bei ihnen aufgetauchte, um Unterstützung bettelnde Überlebende erwärmen können. Doch das vornehmlich um allerrhand Psychologen versammelte Lager setzte sich durch, das sich

auch sonst der armen, krebserkrankten Frau annahm. Sie wollte ihren Binji endlich treffen, wenigstens dieses eine Mal noch, und vielleicht mit ihm musizieren, sie am Klavier, er mit der Klarinette. Doessekker würde sich ohnehin gerade auf Vortragsreise in den USA befinden.

Der BBC-Crew, um Spitzfindigkeiten noch nicht allzu bekümmert, musste ob der Exklusivität das Wasser im Mund zusammenlaufen. Das israelische Fernsehen hatte die Geschichte, wie sich ein chassidischer Vater und sein Sohn fanden. Bergkraut hatte die grausame Schweiz, in der das gute Leben nur eine Falle war. Die BBC aber hätte die zwei Kinder aus den Todeslagern, beide vom Leiden gezeichnet, die sich fünfzig Jahre später musizierend wiederfanden und für den Rest ihres wahrscheinlich nur noch kurzen Lebens nicht mehr voneinander lassen sollten. Die ersten Aufnahmen waren schnell gemacht: Er hielt sie in den Armen, authentisch verlegen, wie dereinst vor der Kamera mit Yaakov Maroko, und erinnerte sich genau – blonde Haare, blaue Augen –, dazu zeichnete er mit den Händen die Form ihres Kopfes in die Luft, während die zierliche, auf einen Gehstock gestützte Laura sich an ihn schmiegte und selig in die Kamera lächelte, weil sie ihren kleinen Binji wieder hatte. Dann schritten sie vors Publikum, die Frau hinkend ans Klavier, er unter der süßen Last der Erinnerung gebückt zur Klarinette, und intonierten das Kol Nidre in der vollen Synagoge von Beverly Hills. Die vordersten Plätze kosteten fünfzig Dollar. Einige zahlten auch mehr. Die Einnahmen kämen der jüdischen Fürsorge zugute, hiess es.

Schweren Herzens liess Doessekker also das BBC-Team allein. Allein mit einem Zeitungsartikel, der just an dem Tag erschien, als die im Frühling in Los Angeles begonnenen Dreharbeiten in seinem Schweizer Bauernhaus zu Amlikon hätten weitergeführt werden sollen. Allein mit all den Fragen, die so vieler neuer Legenden bedurften, dass es tatsächlich geraten schien, sich ein wenig zu verabschieden.

Es gelang ihm noch, einen veritablen Nervenzusammenbruch aufs Parkett zu legen. Aber die Briten zogen sich erst einmal stirnrunzelnd zurück. Sie hatten eine Weile an der neuen Ausgangslage zu kauen, bis sie sich wieder melden würden. Doessekker liess sich mit ärztlichem Attest von seinem Dienst als Musiklehrer an verschiedenen Schulen bei vollem Lohnbezug krankschreiben und überliess die Arena den andern Artisten.

Ihnen blieb ja seine kleine Laura, die etwas verstörte und umso geeigneter Überlebende auf conmin@aol.com, die sich in ihrer aufgewühlten Existenz nach all den Jahren als Zeugin seines Aufenthaltes in Auschwitz hergab.

Doch diese Laura schwieg, schwieg immer eindeutiger. Und auch Lea Balints flammender Aufruf, ihrem Binji mit einem grossen «J'Accuse!» zu Hilfe zu eilen, konnte sie nur zu einigen Mails erweichen, in denen sie Binji schwesterlichen Trost in dieser schweren Zeit seines zweiten Holocausts zusprach.

Während Doessekker für die unablässig anreisenden Journalisten und Kamerateams unzugänglich darniederlag, liess ihn Suhrkamp am Main ein Schreiben an die schweizerische Bergier-Kommission unterzeichnen, in dem diese gebeten wurde, seine Geschichte zu untersuchen.

Natürlich war man sich im Klaren, dass die von der Schweizer Regierung eingesetzte «Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg» nicht die Abklärung von Einzelschicksalen auf Gesuch hin zur Aufgabe hatte und infolgedessen ohnehin ablehnen würde. Das Schreiben wurde denn auch nie formell zugestellt, sondern nur via Medien kundgetan. Aber wie schon mit der irreführenden Nennung der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem sollte auch hier der Anschein des Offiziösen erweckt werden, mit dem Zeit gewonnen, unabhängiges Recherchieren abgeschreckt und der dramatische Ton beibehalten werden konnte, durch den sich ein Schicksal jenseits aller Beurteilung äussern sollte: «Ich gewähre ausschliesslich dieser Kommission

Auskunft und rückhaltlosen Zugang zu allen verfügbaren Dokumenten. ... Ich bitte die Bergier-Kommission um Kontaktaufnahme. Ich bitte die Bergier-Kommission um einen Bericht», lässt Doessekker auf Verlagspapier verlauten, als würde er, am Main residierend, nur noch den best ausgewiesenen, von höchster Stelle berufenen Historikern Audienz gewähren.

Eine solche Kontaktaufnahme wartete man allerdings im Ernst nicht ab, sondern wünschte sich Doessekker zur Sicherheit ins ferne Israel, während hier noch Kurzfutter gestreut wurde, immer genug, um den Hunger des Publikums zu stillen, aber nie soviel, damit irgendjemand wirklich satt würde. Unter nah-östlichem Sonnenschein, mit dem Lohn eines Schweizer Lehrers, wäre er zwischen der wirbligen Lea Balint und Freund Bernstein, der unbekümmert mit seiner «interdisziplinären Methode» über «Die Identitätsproblematik bei überlebenden Kindern des Holocaust» weiter hausierte, besser aufgehoben als unbeobachtet in seinem Farmhaus, wo ihn die Eitelkeit immer wieder zu unbedachten Auftritten verleiten könnte.

Das Gespann fand endlich Zeit und Kraft, einen Text zu Händen der Verlage zu verfassen, die sich an der Frankfurter Buchmesse ihr Stelldichein gaben. Evi Koralnik und Dr. Thomas Sparr hatten nicht aufgehört, darum zu bitten.

Doessekker gab bekannt, die Papiere des Bruno Grosjean seien echt. Dies sei überprüft worden. Von wem, sagte er nicht. Nicht die Behörden hätten also Kinder vertauscht, sondern Privatpersonen. Welche, sagte er ebenfalls nicht. Es würde danach geforscht. Von wem blieb unerwähnt. Ausserdem referierte Doessekker auf den in meinem Artikel bekannt gewordenen Bruder der Yvonne Grosjean. Er hatte diesen mit Lehrer-Kollege Georges Wieland und Verena Piller zusammen besucht. Das Trio liess sich Fotos der jungen Mutter und von Bruno, dem Säugling, zeigen. Eine Ähnlichkeit mit ihm, dem erwachsenen Besucher, habe niemand

feststellen können, schrieb Doessekker sehr ernst. Er verwehre sich gleichzeitig gegen die historische Kritik an seinem Buch, das ausdrücklich dem Kleinkinder-Gedächtnis entsprungen sei und nicht mit der Logik Erwachsener beurteilt werden dürfe. Offenbar wollten er und Bernstein vergessen machen, dass sie sich in ihren Auftritten vor Fachpublikum und in Aufsätzen dermassen mit historischer Kompetenz versehen hatten, dass sich Doessekker einmal sogar den Dokortitel vor das Wilkomirski hatte stellen lassen. Hier schloss er trotzig: «Gerade die gegenwärtige Diskussion hat mich in meinen persönlichen Erinnerungen bestärkt – sie sind ein unverrückbarer Teil meiner Biographie.»

Nun hatte man bei Suhrkamp am Main fürs erste genug in der Pressemappe, damit sich das aufmuckende Personal wieder auf der Buchmesse zeigen konnte, ohne das sehr gefragte Buch verschämt hinter dem Stand zu verstecken, wie einige androhten. Ein paar Stimmen, die es trotzdem nicht mehr anpreisen wollten, liessen sich vom Donnergröhl des Hauspatriarchen zum Schweigen bringen und wären durch Dr. Thomas Sparr und Unselds Pressesprecherin ohnehin übertönt worden, die munter in jedes Mikrofon bekräftigten, dass man nicht im Traum daran denke, vom mittlerweile doch bedrohlich kranken Autor und seinem gefeierten Werk abzurücken. Für Dr. Sparr war es immerhin das wichtigste Buch in seinem Leben, wie er der Lokalausgabe der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» zuvor noch in die Feder gezirpt hatte.

Evi Koralnik versuchte derweil, als wäre nichts geschehen, weitere Lizenzgeschäfte einzufädeln. Verlage, die schon hereingefallen waren und sich scheu genug meldeten, wurden mit der Ermahnung eingedeckt, Wilkomirski jetzt im Stich zu lassen, versetze ihn wieder nach Auschwitz. Der schwedische Verlag konnte den Druck seiner Ausgabe gerade noch stoppen. Ob er seine Kosten rückerstattet erhielt, entzieht sich aller Kenntnis.

So lange die gute Laune blieb, lief das Spiel weiter. Alle hatten etwas zu gewinnen. Die Erde war rund. Gut. Aber warum nicht so tun, als könnte sie noch immer als Scheibe gesehen werden? Die Freiheit, zwischen den Modellen wählen zu können, gefiel. Sie wurzelte im erhebenden Lebensgefühl, dass die Welt unseren Meinungen gefügig und selbst die Geschichte etwas sei, das gebildet wurde, damit es vor unseren Bekenntnissen bestehe oder wieder verschwinde.

Das Zwielflicht flirrte. Während sich die Leute, die es im vorliegenden Falle besser wussten, in der Sicherheit wähnten, dass es für Glaubensfragen keiner Beweise bedürfe, sondern in sich geschlossener Diskurse, die mit dem menschlichen Leben umso weniger zu tun zu haben bräuchten, als sie ja gerade seiner Unerklärbarkeit zu entfliehen verhalfen, wurden in der Öffentlichkeit die komplexesten Theorien veranstaltet, was Wahrheit, Identität, Erinnerung und Existenz wohl seien und wie sie sich gegenseitig und miteinander verhalten würden. Alles blieb jederzeit möglich und nichts musste gerade so sein, wie es war.

In diesen Tagen erschien in der Sonntagszeitung aus dem Hause «Tages-Anzeiger» ein Artikel, in dem der Journalist Iso Ambühl in den Raum stellte, dass Wilkomirski das Opfer einer unorgfältigen Recherche geworden sei. Der Zauber fusste auf Lea Balint, die er als neue, in meinem Artikel unterschlagene Expertin einführte. Ihr Zeugnis für Wilkomirskis Authentizität, wonach der Autor in ihrer Anwesenheit Städte und Namen aus seiner Kindheit in Polen wieder erkannt habe, übernahm Ambühl unkommentiert. In dieser bestechenden Logik hatte die simple Möglichkeit, dass Doessekker und Bernstein ihre Location in Osteuropa getätigt hatten, lange bevor eine Lea Balint herbeigeeilt kam, noch nicht einmal im Zustand einer journalistischen Frage Platz. Ebenso wenig vermochte Ambühl die Tatsache zu bedenken, dass die wenigen Fakten im Buch, die einer Prüfung standhielten, aus jedem Archiv abrufbar waren.

Der Rest von Ambühls Spielerei bestand aus der tiefschürfenden Diagnose «Kollegenschelte»: «Ganzfried hat nämlich selbst ein Buch geschrieben: den Roman «Der Absender»... Allerdings: Dieses Buch war nicht derart erfolgreich wie dasjenige von Wilkomirski.»

Dies verschlug mir nicht einmal mehr die Sprache.

Hansjörg Braunschweig sass am gewohnten Tisch.
Er kam gleich zur Sache.

Nach seinem Dafürhalten sei hier eine Kampagne im Gange. Der ganze Fall sei eine Kampagne! Im Moment richte sie sich gegen meine Person. Das verlangte in seinen Augen eine andere Auseinandersetzung als der Streit um Fakten und freie Räume, wie sie literarische Geschichten immer übrig liessen.

Die Regeln wollten natürlich, dass beim geringsten Zweifel die Frage aufkäme, woher der zum Journalisten mutierte Schriftsteller seine Fakten genommen habe. Erfunden? Vielleicht ein noch immer andauernder Komplott der Behörden und ziviler Personen, dessen williger Vollstrecker er geworden sei? Beides dürfe man nicht auf sich beruhen lassen. Andererseits könne ich keine Quellen offen legen. Dennoch: entweder ich gewänne oder ich verlöre. Noch sei beides drin. Aber ich müsse handeln.

Als Beleg gab mir Braunschweig ein Gespräch mit dem Führer der «Aktion Kinder des Holocaust». Es sei zuerst um einen von deren Leserbriefen über meine Person gegangen. Der Mann habe zugegeben, mich noch nie getroffen zu haben, ihn dann aber nicht ohne Genugtuung davon in Kenntnis gesetzt, dass hinter dem Artikel von Ambühl er selber stecke. Ambühl habe keine Zeit für eigene Abklärungen gehabt und sich wesentliche Passagen diktieren lassen. Er diene diesen Leuten oft als verlängerte Feder, glaubte Braunschweig heraus gehört zu haben. Ich solle mich vorsehen. Sekten hätten das Wichtigste in solchen Dingen: Zeit.

Und somit seien sie in der Lage, den Fall bis über das Ende meiner Tage hinaus am Leben zu halten.

«Ich hoffe für Dich, dass die Sache bald ausgestanden ist.»

Heftig atmend erhob er sich aus dem Stuhl, der seit unserem letzten Treffen tiefer geworden zu sein schien. Ich begleitete ihn bis zur Rolltreppe. Er machte die Andeutung eines Winkens, dann glitt er hinab. Auf der Anzeige über ihm stand die S-Bahn nach Dübendorf mit zehn Minuten Verspätung ausgeschrieben.

Die Journalisten waren angelockt. Ihr Durst nach Fakten war gerecht. Doch selten dürsteten sie stark genug, um selber nachzuforschen. Verzweifelt beantwortete ich jede ihrer Anfragen, nur um aus den Veröffentlichungen das gleiche Szenario in allen möglichen Variationen herauszulesen: Holocaust-Opfer am Rande des Freitodes versus den eifernden Juden, der ihm zuvor noch ordentlich ans Leder will.

«Ich bitte Sie freundlich, aber inständig, die Folterungen und Verfolgungen von Binjamin Wilkomirski ... aufzugeben. Sollte ein Suizid erfolgen, ... würden Sie sich mitschuldig machen. Seien Sie in diesem ethischen Sinn ein guter Jude», schrieb mir ein Bekannter Doessekkers, der in dessen Stadthaus an der Zürcher Asylstrasse wohnte.

Ich blieb gezwungen, das, was ich unter Berufung auf den gesunden Menschenverstand in einem Artikel hatte erledigen wollen, immer und immer wieder neu aufzurollen.

Wie an einem verregneten Tag in einem Zürcher Kaufhaus. Ich hatte den Zylinder unserer Sodamaschine zum Auswechseln an die Kasse gebracht. Der Verkäufer rumorte hinter der Auslage. Ich schenkte der kleineren Frau neben mir keine Beachtung. Nach einer Weile konnte ich nicht mehr übersehen, dass sie mich immer wieder von der Seite anschaute. Es waren nicht die kurzen Blicke einer Person, die gerne endlich an die Reihe gekommen wäre und mich für ihre verlorene Zeit verantwortlich machte. Auch nicht

das verstohlene Mustern von jemandem, dem mein Äusseres nicht in den Kram passte. Ihr Blick bohrte an mir, und ihre zugewandte Körperhaltung versetzte mich in leichte Ungemütlichkeit. Ich machte einen Schritt von ihr weg. Sie einen zu mir hin, schaute mich wieder an, und schien darauf zu warten, dass ich eine falsche Bewegung machte. Endlich starrte ich zurück.

«Sie sind es wirklich!», stiess sie aus.

«Wer?», fragte ich und nickte verlegen, als sie meinen Namen sagte.

Auf alles gefasst, versuchte ich mir die Sünden meiner vergangenen Jahre zu vergegenwärtigen. Doch ihr unbestimmt trauriges Gesicht passte zu keiner.

Der Verkäufer schob ein kartonverpacktes Computerset über die Theke einem andern Kunden vor den Kopf.

«Warum wollen Sie ihn töten?»

Erst jetzt bemerkte ich, dass die Frau am ganzen Körper zitterte.

«Wollen wir uns lieber setzen?», fragte ich sie.

Ihr stummes Nicken liess mich vorausgehen, ohne weiter auf meinen Kohlendioxidpatrone zu warten. Im hinteren Teil, wo neue Toaster, Bügeleisen und Espressomaschinen auf Kundschaft warteten, stand ein Bistrotischchen. Ich hielt ihr den von einer Schutzfolie überzogenen Küchenstuhl hin, setzte mich selber auf den Schemel für die Verkäufer, schob eine Mappe mit Prospekten und Kaufverträgen zur Seite und versuchte ein Lächeln, während ich ihr in die Augen schaute.

Sie stellte sich vor. Ich hätte sie als eine der Leserbriefschreiberinnen kennen sollen. Ich erinnerte mich vage an einen Beitrag, der sich vor allem über den Ton und die offenbar unnötigen Indiskretionen in meinem Artikel beklagte. Wie sich jetzt herausstellte, war sie Lehrerin im selben Schulhaus und mit Doessekker gut bekannt. Deswegen wisse sie, wie todkrank er sei. Krebs, vom Kon-

zentrationenlager her. Das wüssten alle Lehrerkollegen. Er habe ihn vorläufig besiegt. Mein Feldzug stelle alles wieder in Frage. Niemand könne sich eine Vorstellung davon machen, was der arme Mann erlitten habe und jetzt wieder durchmachen müsse. Er sei immer noch krankgemeldet. Ihre letzten Anrufe bei ihm seien unbeantwortet geblieben.

«Diesbezüglich glaube ich, Sie beruhigen zu können», antwortete ich.

Sie hatte nach diesen ersten Worten aufgehört zu zittern, als hätte der kleine Schwall schon gereicht, um den Pegel in ihrem übervollen Innern auf ein erträgliches Mass sinken zu lassen.

«Nach meinen Informationen hatte er einst einen Morbus Verlhoff, ein Leiden der Milz, das sich auf die Blutzusammensetzung niederschlägt und operativ behoben wurde. Zwar nicht gänzlich harmlos, aber auch nicht gerade Krebs.»

«Und woher wollen Sie das wissen? Haben sie mit seinem Arzt gesprochen?»

«Nein. Mit seiner Tante.»

Sie blickte mich erstaunt an und schien darauf zu warten, dass ich weiter redete. Also tat ich ihr den Gefallen.

«Er weilt zur Zeit mit seinem Freund Bernstein in Israel, schreibt munter und gab der Zeitung «Yedioth Achronoth» kürzlich ein passables Interview. Allzu schlecht kann es ihm nicht gehen. Vielleicht besser als uns, wenn man das Wetter draussen bedenkt.»

«In Israel? Ich habe gemeint, er befinde sich in dauernder Behandlung... .»

Sie liess die zuvor hochgezogenen Schultern hängen. Ihre Stimme hatte den anklagenden Ton verloren: «Er hat mir beschrieben, wie er als Kind jahrelang schweigen musste und erst vor Kurzem den Mut gefunden hat, über seine Vergangenheit in den Konzentrationslagern zu sprechen. Ich habe ihm jedes Wort geglaubt. Und jetzt soll ich alles in Frage stellen? Für wen halten Sie sich?»

«Ich kann Ihnen versichern, in Tat und Wahrheit verhält sich die Geschichte noch einfacher als ich darstellen konnte. Wann, Ihrer Meinung nach, ist er denn überhaupt nach Zürich gekommen, hat er Ihnen das gesagt?»

«Ich weiss nicht mehr, ob wir je darüber gesprochen haben. Mir war immer, das müsse so um 1948 gewesen sein. Sie sagen in Ihrem Artikel 1947. Finden Sie das so wichtig?»

«Ich verrate Ihnen etwas», hob ich an, und hätte mir die Zunge abbeissen können, denn die Erkenntnis entstammte der Zusammenarbeit mit der gerade angereisten Rechercheurin von «60 Minutes», einem Magazinprogramm der amerikanischen Fernsehkette CBS, mit der ich Stillschweigen vereinbart hatte: «Nach meinen neuesten Erkenntnissen kam er im Sommer 1945 zum ersten Mal mit seinen späteren Adoptiveltern in Kontakt. Ab Oktober war er dann polizeilich an ihrer Adresse gemeldet. Oktober 1945. Was das heisst, können Sie sich ausrechnen.»

Sie schaute mich fragend an, ihre Kiefer malten leicht.

«Er war nach dem Krieg nicht in Polen. Sondern hier in der Schweiz», half ich nach.

Sie hatte eine schnelle Auffassungsgabe: «Dann hätten wir uns alle hinters Licht führen lassen? Das ganze Lehrerkolleg. Um nur unsere Schule zu erwähnen. Über all die Jahre? Nicht zu reden von den Schülern. Er hat ihnen ja ständig vom Holocaust erzählt. Wer da noch Klarinette lernen wollte, musste eine dicke Haut haben... Also, ich weiss noch nicht, wem ich glauben soll. Aber ich werde ihn zur Rede stellen.»

«Und wenn er Ihnen einfach nicht antwortet?», fragte ich.

«Das wäre auch eine Antwort. Ich fürchte nur, er hat sie mir schon gegeben.»

Als ich wieder an der Kasse stand, lag die neue Patrone neben der leeren Alten bereit. Ich nahm beide an mich. Der Verkäufer war nirgends zu sehen. Seither haben wir zwei, und ich muss umso seltener zurück, um sie auszutauschen.

Staffetten von schreibenden Spezialisten tauchten jetzt, tief Anteil nehmend, in das geheimnisvolle Innenleben des noch immer Verkleideten, um ihre Sorte Wahrheiten zu ergründen. Doch keinem wollte auch nur ein Schritt hinter die Glastüre des so genannten Jüdischen Verlages bei Suhrkamp am Main gelingen, ins Büro von Evi Korálnik am schönen Zürichberg oder in das Psycholabor von Elitsur Bernstein, der am hiesigen Institut für angewandte Psychologie weiterhin bezahlte Vorlesungen abhielt. Ihr Wille hatte aus dem sehr anschaulichen Leiden eines Mannes erst diesen öffentlichen Tatbestand gemacht, den ein Buch ja immer darstellt, auch wenn darin persönliche Angelegenheiten ausgebreitet werden.

Um zu leiden mag sich jeder Mensch selber genügen. Aber dass daraus ein Buch werde, dafür braucht es nebst seinem eigenen Wollen zumindest noch das des wagemutigen Verlegers und, wie bei den meisten literarischen Erfolgsgeschichten, einer umtriebigen literarischen Agentur. Diese Unterscheidung zu treffen, so meint man leichthin, sollte nicht schwieriger sein als den Schritt zu erkennen, den einer macht, wenn er sein Atelier, in dem er dem Hobby gefrönt hatte, Picassos abzuzeichnen, mit den Kopien unter dem Arm verlässt und einen Galeristen findet, der bereit ist, sie als echte Meister zu verkaufen. Doch bei so viel versammelter Gelehrtheit musste dieser qualifizierte Schritt vom geschützten Privaten in den öffentlichen Raum unbeachtet bleiben.

Einzelne Ansätze brachten es später zu so respektablem Umfang, dass selbst die pränatale Phase des Bruno Doessekker/Grosjean erschlossen würde, um das Initiationstrauma zu finden, das den Kern Echtheit hergeben sollte, der erst dem ganzen Falschen seine höhere Bedeutung verlieh.

Einer der Historiker würde zum Beispiel von einem Gespräch zwischen Verena Piller und Bernstein zu berichten wissen. Verena, als Partnerin intim genug, um zu Protokoll zu geben, dass Bruno im Bett fast jede Nacht die Ratten aus Auschwitz von sich

strampeln musste, soll Bernstein, den jüdischen Psychologen mit orthodoxem Hintergrund, gefragt haben: «Glaubst Du, dass Bruno ein Jude ist?» Bernstein antwortet: «Warum fragst Du?» Und der lesende Laie würde erwarten, dass sie oder der nacherzählende Historiker bald die naheliegende Frage der Beschneidung klärten. Wo man doch bei einem Neger auch erst einmal hinschaute, wie schwarz er sei, bevor man sich fragt, ob er auch als Weisser durchgehen könnte. Stattdessen antwortete Bernstein, es fehlten ihm die historischen Kenntnisse, «... aber intuitiv glaube ich ihm.» Pillers innere Stimme sagte: «Es könnte durchaus möglich sein.» Aber der Historiker würde sich ausschweigen.

Der Fall widerte mich an. Dennoch durfte ich nicht von ihm lassen. Bei zwei Wahrheiten war eine zuviel. Wenn sich meine nicht durchsetzen konnte, drohte mir das Schicksal, selbst mit schmutzigen Kleidern auf der Bühne zurück zu bleiben. Braunschweig hatte recht bekommen.

Ich sah nur noch zweierlei Abhilfen: Entweder die bisher der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Evidenzen kamen ans Licht. Das wäre nur durch ein Gerichtsverfahren zu bewerkstelligen. Aber natürlich wurde ich nicht eingeklagt, obschon ich in mehreren Artikeln Doessecker und seine Helfer dazu hinzureissen versuchte. Auch er selber wurde von niemandem belangt. Schon gar nicht vom Verlag, der ja aus freier Entscheidung und im Besitz von allen Informationen das Buch herausgebracht hatte, oder von der Agentur Liepman, die weiter damit im Geschäft bleiben wollte.

Oder der Verlag zog das Buch zurück. Denn solange es auf dem Markt war, stand die allein schon durch das Siegel «Jüdischer Verlag» autorisierte Gegenbehauptung im Öffentlichen. Mit dem Buch verschwände auch die Causa, dachte ich mir. Aber das verlangte den langen Atem für ein Vorgehen, das auf der andern Seite seit Beginn von bezahltem Personal als professionelle Kampagne

betrieben worden war, während ich zu allem Übel mit meinem Wirken den Absatz des Buches kurzfristig noch weiter befördern half. Mit meinem zehn Quadratmeter-Büro ermangelte es mir aller Voraussetzungen, täglich Journalisten, betroffene Leser und wohlmeinende Freunde von einer Wahrheit zu überzeugen, die angesichts ihrer Banalität niemanden interessierte, während das Lügengebilde doch so klug machte, dass der Strom von gescheiterten Abhandlungen nicht abreißen wollte.

Das Deutschschweizer PEN-Zentrum entschloss sich, eine Art Tribunal zu veranstalten, das den literarisch-politischen Fall jenseits aller Spekulationen verhandeln liess: am Buche selbst, das jedem gleich vorlag. Zu diesem Zweck wollte es eine kritische Lektüre des Benjamin Wilkomirski veranstalten. Mit Fachleuten des Lesens und wenn möglich den am Entstehen und Verbreiten des Textes Beteiligten, die sich einigen würden, dass man den Text ernst, also wörtlich nehme, und aus sich heraus sprechen lasse. Für welche Erkenntnis auch immer. Der Fall war öffentlich und konnte so erstmals öffentlich erörtert werden.

Von den an der Erfolgsgeschichte «Wilkomirski» beteiligten Personen und Institutionen dachte niemand daran, vor Publikum zu erscheinen. Nachdem man über drei Jahre keine Gelegenheit ausgelassen hatte, Gefühle zu erzeugen und sich ihrer zu bedienen, fand man es jetzt nicht wert, die Fragen zu ergründen, die sich aufdrängten, sobald das Mitgefühl einen Schritt zurückwich und sich einen Blick des Verstandes gönnen wollte. Kein Bruno Doessekker, Thomas Sparr, Bergkraut oder Michael Guggenheimer, keine Evi Koralnik und Klara Obermüller fanden es nötig, ihren einst frei gewählten Platz jetzt auch einzunehmen. Die Runde, die sich zwischen dem Bühnenbild einer laufenden Produktion einfand, bestand aus einer Germanistin, einem Sprachwissenschaftler, dem Chefredaktor des jüdischen Wochenblattes, dem Moderator vom PEN-Zentrum und mir selbst.

Ort: Theater am Neumarkt, Zürich. Die Ränge waren bis auf den letzten Platz besetzt. Durch den Abend leiten sollte der mit dem Konzept und dessen Realisierung Beauftragte des PEN-Zentrums. Zur Einführung lasen zwei Schauspieler einen Abriss der bis hierhin bekannten Geschichte. Danach sollten wir uns, gemäss Vorbereitungen, den Text anhand einzelner Stellen vornehmen. Doch soweit sollte es nie kommen.

Noch bevor die einführende Lesung zu Ende war, machte sich ein hagerer Mann mehrmals mit Zwischenrufen bemerkbar, in denen er seiner Empörung freien Lauf liess. Hier würde über seinen Freund Wilkomirski, einen todkranken Menschen, schamlos und ohne jedes Ansehen der Person zu Gericht gegessen. Eine Grausamkeit, die sich nahtlos mit der vom Journalisten Ganzfried seit Beginn eingeschlagenen Zerstörungsstrategie verbinde und nur darin enden könne, Herrn Wilkomirski, zart und schutzlos, wie er nach allem, was er habe durchmachen müssen, nun einmal sei, in den sicheren Tod zu treiben.

«Und ich frage: wer in diesem Saal ist bereit, dafür die Verantwortung zu übernehmen?», rief er aus, wie ein zwischen das Götzen verehrende Volk Israel gefahrener Moses am Fusse des Berges Sinai.

Seine Intervention setzte die kritische Masse Energie frei, die das ausgefeilte Konzept des redlichen Diskussionsleiters vollkommen ausser Kraft setzte. Das Publikum wollte Emotionen loswerden und nicht einen Text zerlegen lassen. Bald herrschte die offenste Vollversammlung. Ich hatte nicht darüber zu klagen, konnte ich mir doch genügend Gehör verschaffen, um für einmal nicht auf Papier die Geschichte so auszubreiten, wie sie vor mir lag: als einen offenen und für jeden der Beteiligten von Anfang an erkennbaren Betrug.

Ein Teil des Publikums spekulierte auf die veritable Krankengeschichte des Binjamin Wilkomirski. Hier wurde flugs jeder zum Spezialisten des Leidens. Der Fall blieb ein Spektakel.

Unter den Leuten, die sich am Ende mit mir unterhalten wollten, befand sich auch eine Dame mittleren Alters. Psychoanalytikerin, früher in Israel. Sie hatte die hebräische Ausgabe des Buches aus dem Verlag von «Yedioth Achronoth» von Freunden geschenkt bekommen. «Als ich hörte, dass dieser Elitsur Bernstein damit zu tun hat, habe ich es sofort weggeworfen.»

Der Mann mit der anstiftenden Energie aus dem Publikum wartete ein paar Schritte entfernt. Und je länger er wartete, umso näher kam er uns.

«Georges Wieland... »

Er streckte mir die Hand entgegen. Ich ergriff sie. Er fragte, ob es mir etwas ausmache, wenn er sich in den nächsten Tagen bei mir melde. Er würde gerne einen Kaffee mit mir trinken.

Mein Interesse blieb es, die Angelegenheit so rasch als möglich aus der Welt zu schaffen. Ein Roman wartete in der Schublade, und zu bezahlter Arbeit fand ich nur selten die Zeit. Glücklicherweise hatte der Sozialfonds der Urheberrechtsgesellschaft Pro Literis mir eine Überbrückungshilfe gewährt.

In meiner Verzweiflung hatte ich schon Bernstein geschrieben, mit Kopie an Frau Korálnik und Verena Piller:

Nach nunmehr einem Jahr, in dem weder Fakten noch Zeugen aufgetaucht sind, die etwas anderes belegen, als was ich zur Identität von Herrn Doessekker herausgefunden habe, (vielmehr werden meine Recherchen nur immer weiter untermauert, dies mit zum Teil peinlichen Details), und da sich ein Ende noch nicht abzeichnet, möchte ich Sie auf ihre Verantwortung hinweisen, die Sie als sein Freund, Promotor, Berater, wissenschaftlicher Partner und als psychologisch ausgebildeter Fachmann haben. Dies umso mehr, als es für Sie ja eigentlich ein Trost sein müsste, dass Bruno all die Leiden nicht durchma-

chen musste, sondern auf eine gesicherte, behütete Kindheit zurückblicken kann. Was gibt es Schöneres? Nun scheint mir aber, dass er von Ihnen unterstützt wird, sich weiterhin mit seiner unveränderten Vergangenheit als KZ-Überlebender verstrickt zu halten. Ich weiss nicht, bis zu welchem Punkt das Ihrer Meinung nach führen soll, aber die Zeit ist noch nicht abgelaufen, da es Herr Doessekker in der Hand hätte, von sich aus, das heisst ohne all die Peinlichkeiten und Erniedrigungen weiterer öffentlicher Verhandlung über seine Person, diese Geschichte zu beenden, indem er sie selber aufdeckt. Vielleicht fiele es ein wenig leichter, wenn er die Sicherheit hätte, auch ohne seine Opferrolle von einem Freund wie Ihnen akzeptiert zu werden, als Bruno Doessekker, mit der Vergangenheit, die er nun einmal hat, und dazu gehört der jahrelange (Selbst)Betrug. Ganz sicher aber scheint mir, dass ein weiteres Festhalten an der von ihm gewählten öffentlichen Rolle in eine Sackgasse führt, für ihn und für die Leute, die sie mit ihm beschreiten. Ich bitte Sie also, diesen für mich einzig sichtbaren Ausweg zu wählen. Bekennen Sie sich zu den Fakten, verheizen Sie Ihren Freund nicht länger als Benjamin Wilkomirski und versperren Sie ihm nicht weiterhin das schöne, ruhige Leben eines begüterten Schweizers, das er sich in all dem sicher verdient hat.

Ich hatte allen Grund, auch einen Herrn Wieland als rettenden Strohalm in Betracht zu ziehen.

Unterdessen war der Beitrag für die CBS abgedreht und wartete nur noch auf seinen Sendetermin. Er versprach nichts, was Doessekker freuen konnte. Daher eröffnete ich Wieland in einem italienischen Lokal, dass es auch für seinen Freund besser wäre, wenn er den Wilkomirski möglichst bald ablegte. Und ich schlug ihm vor, dass wir doch gemeinsam ein Ende setzen könnten, Doessekker, der Verlag und ich: Es würde eine Presseerklärung auf-

gesetzt, welche das klare Eingeständnis beinhalte, dass es sich bei Doessekkers Buch um einen radikal subjektiven Text handle, der nur innere Bilder des Autors wiedergebe. Der Anspruch faktischer Wahrheit würde ausdrücklich fallengelassen und das Buch in seiner nächsten Auflage korrekt als Fiktion bezeichnet. Die laufende würde sofort eingestampft. In der gleichen Erklärung, die ich mit unterschrieben hätte, würde ich feststellen, dass damit die Affäre zu Ende sei und ich von weiteren Schritten gegen den Autor, den Verlag oder sonst Beteiligte nicht nur selber absehe, sondern auch abrate.

Wieland machte sich Notizen und blickte skeptisch. «Wenn Sie wüssten, wie es um Bruno wirklich steht... .»

Ich erklärte ihm, dass mein Angebot keinen Moment als Eingeständnis aufzufassen oder gar defensiv gemeint sei. Ich würde es auch nicht schriftlich machen, sondern alleine ihm erzählen, hier, ohne Zeugen, damit er es so weiter reiche, wie er selber es hofentlich verstehe.

Als was sich Doessekker im Privaten ausgab, interessierte mich wenig. Dennoch musste ich jetzt, während Wieland mir gegenüber beständig in seinem Kaffee rührte und mich mit aufgerissenen Augen fixierte, an jenen jungen Mann denken, der seine Dienstpflicht in der schweizerischen Armee mit der Begründung abzulehnen versucht hatte, sein Grossvater sei im Konzentrationslager gewesen. Die panische Angst vor Uniformen und die krankhafte Unfähigkeit, sich Befehlen unterzuordnen, habe sich über seinen Vater auf ihn, den Enkel, übertragen, und so bitte er doch höflich, vom Dienst suspendiert zu werden. Er hatte mir das Schreiben gezeigt: «Gut so?», wollte er wissen. Am Ende hatte man ein Rückenleiden an ihm gefunden, und ich habe nie erfahren, welche Chancen seine Begründung gehabt hätte.

Ich machte Wieland darauf aufmerksam, dass, wenn sein Freund tatsächlich in psychischer Not sei, die Verantwortung seiner Umgebung am Ende noch grösser würde. Ihn weiter in seiner falschen Identität zu bestärken, müsse bei Doessekker doch darauf

hinauslaufen, nur immer weitere Beweise für seinen Wilkomirski zu versuchen. Regelrecht verheizt würde der Arme. Würde die bisherige Strategie, auf jede Frage nur mit einer weiteren Komplikation zu antworten, zu Ende gedacht, seien bald drastischere Evidenzen fällig als nur eingebilddete Krankheiten und Phantomqualen. Der Suizid als Ausweg sei ja schon vorgeschlagen worden.

Wieland versicherte mir, dass er meinen Vorschlag weiterleiten würde. Allerdings, so wie er Doessekker kenne, würde der niemals von seiner Biographie abrücken. Ich fragte ihn noch, ob er sie selber denn jemals geglaubt habe. Er lächelte nur und verschwand ins Freie.

Bald strahlte CBS ihren Beitrag in den Vereinigten Staaten und Israel aus. Er endete damit, dass aufgrund der von mir beigebrachten neuen Dokumente aus dem Zürcher Stadtarchiv, die Doessekker schon ab der zweiten Hälfte des Jahres 1945 in Zürich bezeugten, dieser auf keinen Fall zu der Zeit in Krakau gewesen sein konnte und demnach die Authentizitätsbehauptung des Buches widerlegt war.

Zur gleichen Zeit veröffentlichte die Vormundschaftsbehörde Biel ein Communiqué, in dem sie bestätigte, dass der heutige Doessekker der damalige Grosjean sei, über den ein lückenloses Dossier vorhanden sei. Aufs Gleiche hinauslaufende Bestätigungen von Bezirksrat und Vormundschaftsamt Zürich lagen mir auch vor. Ich machte mir erneut Hoffnung.

Über den Feuilletondienst der Schweizerischen Depeschagentur, SDA, verbreitete ich:

Die amerikanische Fernsehkette CBS hat in ihrem Programm «60 minutes» einen längeren Beitrag zum Fall Wilkomirski ausgestrahlt. Darin tritt der unter dem Namen Binjamin Wilkomirski mit seinem Buch «Bruchstücke» berühmt gewordene Holocaust-Autor Bruno Doessekker zum ersten Mal vor eine

Kamera, nachdem ich in der Weltwoche vom 27. August 1998 nachgewiesen habe, dass der Autor, anders als von ihm selbst behauptet, nie als Insasse in einem Konzentrationslager war.

Gestützt auf meine Recherchen belegt CBS in ihrem Beitrag u.a., dass Bruno Doessekker, damals Bruno Grosjean, seit Juni 1945 in Kontakt zu seinen späteren Adoptiveltern stand und ab Oktober 1945 ordentlich unter deren Adresse in Zürich angemeldet war. Damit ist erhärtet, dass derselbe zu dieser Zeit nicht in einem Krakauer Kinderheim gewesen und erst ca. 1947/48 in die Schweiz gelangt sein konnte, wie sein oben genanntes Buch vorgibt.

Die Bieler Adoptionsbehörde (Vormundschaftsamt) bestätigt diesen Sachverhalt, wie er aus einem mir vorliegenden Schreiben des Zürcher Stadtarchives, gestützt auf die Einwohner- und Fremdenkontrolle der Stadt Zürich, erstmalig hervorgegangen ist, und stellt eine dementsprechende Verlautbarung zu Händen der betroffenen und interessierten Personen in Aussicht.

Als Autor der Recherche zu Binjamin Wilkomirski/ Bruno Doessekker und dessen Fälschung einer Holocaust-Biographie erachte ich hiermit den Fall auf der faktischen Ebene als abgeschlossen, nachdem sich nicht der geringste Hinweis auf andere Umstände als die von mir zu Tage geförderten ergeben hat.

Doch auch diesmal lag ich falsch. Der Zirkus tourte weiter.

Weder der Verlag noch die Agentur sandten ein Zeichen, dass sie das Buch vom Markt nehmen könnten. Die «Kinder des Holocaust» waren zwar in sich gegangen und widmeten sich bald dem verdienstvolleren Kampf gegen den Antisemitismus im Internet, aber deren Lücke füllte die Hobby-Historikerin Lea Balint von Israel her mit gesteigertem Aktivismus aus. Zusammen mit dem Kreis jüdischer Psychologen an der amerikanischen Westküste, die neben Wilkomirski auch Laura Grabowski auf ihren

Schild gehoben hatten, machte sie die Propaganda für ihren Binji, der seine englische Ausgabe auch nach dem CBS Film ungefährdet im Verkaufsstand des Washingtoner «Holocaust-Memorial Museums» sah, für das er ja 1997 durch mehrere amerikanische Städte auf Fund-Raising-Tour gewesen war, während sich Steven Spielbergs «Shoa Foundation» schon daran machte, die bei selbiger Gelegenheit über Wilkomirski gedrehten Videofilme als CD-Ausgabe für Schulen und Museumskioske weltweit zu verwerten und sich auch später noch, als nichts daraus geworden war, darüber ausschwig, ob sie die Aufnahmen weiter für ihr geplantes Archiv zu verwenden gedenke. Der verantwortliche Chef des amerikanischen Schocken-Verlages, Arthur Samuelson, meinte gar, erfunden sei das Buch noch besser als echt, nämlich echt «cool», während die Übersetzerin Carol Brown Janeway warnte, dass ihr Binji mit jedem Schritt, den man von ihm abrücke, näher am Abgrund stehe, aus dem es keine Rückkehr gebe, und dafür könne kein Verlag die Verantwortung übernehmen.

Unterdessen hatte sich die englische BBC entschlossen, ihr Projekt, das sie ein Jahr zuvor während Doessekkers Auftritt in Los Angeles begonnen hatte, auch unter den veränderten Vorzeichen zu realisieren. Nach einigem hin und her um Honorar, Mitgestaltungsmöglichkeit und anderes mehr ergriff ich auch diese Gelegenheit, den Fall zum Abschluss zu bringen. Denn zu meiner Enttäuschung war die CBS zwar weit gekommen, hatte aber weder die Machenschaften des Verlages noch der Agentur oder Bernsteins beleuchtet, und war ausserdem nur in den USA und Israel zu sehen gewesen. Die britische BBC hingegen versprach sich, ihren Film zumindest im Zweiten Deutschen Fernsehen, ZDF, zeigen zu können. Ich hatte den höchsten Respekt vor Christopher Olgiati als Regisseur. Wenn jemand das notwendige Rüstzeug hatte, dann er, dachte ich, hatte er doch Doessekker schon so weit gebracht, einen Vertrag zu unterschreiben, in dem er dem Team

Akteneinsicht garantierte – Olgiatis Bedingung, damit es einen Film mit Wilkomirski überhaupt geben konnte. Was ihn im Gespräch mit mir so zuversichtlich stimmte, war die Eitelkeit Doessekkers, der keine Kamera auslasse. Wenn seine Kumpanen ihn nur machen liessen.

Das überzeugte auch mich.

Ab sofort beantwortete ich die noch immer zahlreichen Anrufe von Seiten der Medien folgendermassen: aus Rücksicht auf weitere Recherchen gäbe ich im Moment keine weiteren Stellungnahmen ab.

Im Laufe unserer Zusammenarbeit stellte sich rasch heraus, dass, wo immer ich zuvor ein Detail hatte offenlassen müssen, die Angelegenheit noch eindeutiger zu belegen war als ich annehmen konnte. Ich hatte zum Beispiel vorausgesetzt, Doessekkers leiblicher Vater sei schon gestorben. Eines Tages erhielt ich aber den Anruf einer Frau. Bruno Grosjean sei ihr Halbbruder, das Kind aus einer Affäre ihres Vaters. Später habe dieser seine jetzige Frau, ihre Mutter, geheiratet. Jemand von einem englischen Fernsighteam habe sie angerufen. Sie wollten den Vater treffen. Was ich davon halte.

Ich ermunterte sie dazu.

Sie zögerte noch.

Schliesslich war sie einverstanden, aber nur, wenn ich mich dazu geselle. Ihr alter Vater sei gänzlich unerfahren in solchen Dingen. Vor fremden Leuten höre er mit Reden manchmal einfach nicht mehr auf.

Wir trafen uns am nächsten Tag in der Luzerner Mietwohnung ihrer Eltern. In Anwesenheit des engagierten Rechercheurs der BBC, der mein freundschaftliches Vertrauen genoss, erfuhr ich, wie die unglückliche Familie seit 1995, als sie aufgrund der damaligen Nachforschungen von Doessekkers Anwalt Sandberg zum ersten Mal von Bruno erfuhr, auf weitere Nachricht gewartet hatte. Die Tochter hatte sich sehnlich gewünscht, ihren Halbbruder kennen zu lernen, einen gestandenen Mann aus gutem Haus, wie sie dachte.

«Aber ich habe wohl immer Pech mit den Männern», sagte sie, neben mir auf dem Sofa sitzend, als ihr Vater die Toilette aufsuchte. Ich konnte ihr nicht helfen.

Oder der Nachlass seiner leiblichen Mutter, Yvonne Grosjean, verheiratete Rohr: Ich hatte in meinem Artikel noch behauptet, Doessekker sei das kleine Erbe seiner leiblichen Mutter von Amtes wegen zugeflossen. In Wahrheit aber hatte er unter Ausschöpfung seiner Rechtsmittel als leiblicher Sohn, wie er brieflich reklamierte, das Erbe verlangt, nachdem er von ihrem Ableben 1981 in Kenntnis gesetzt worden war und dabei erfahren musste, dass ihr Testament ihn nicht berücksichtigt hatte. Postwendend erhielt er die dreissigtausend Franken.

So ging es weiter. Die BBC fand auch den Mann, der ihn damals in einer seiner Pflegefamilien in einem Bieler Vorort betreut hatte, bevor er im Adelbodner Kinderheim Sonnhalde endgültig seinem besseren Schicksal am Sonnenhang von Zürich übergeben wurde.

Sue Summers, die leitende Produzentin im BBC-Team, konnte der Trauer nicht entsagen, dass so rein gar nichts von dem zerbrechlichen Binji übrig bleiben wollte, den sie in ihrem Londoner Chique einst rasch ins Herz geschlossen hatte, und ich sah mit an, wie sich ihre fleissige Arbeit bald darauf konzentrierte, die neuen Leiden des jungen Doessekker als adoptiertes und verirrtes Kind herauszuarbeiten.

Meine Versuche, sich angesichts der Banalitäten des zutage Geförderten besser auf die Komplizen zu fokussieren, blieben ergebnislos. Andererseits glaubte ich immer noch, dass die Fakten kräftig genug wirkten, damit sie für sich sprachen, und erfüllte weiterhin meine vertragliche Pflicht, sämtliche meiner Erkenntnisse, die alten wie eventuell neue, der BBC zur Verfügung zu stellen.

Eines Abends läutete mein Telefon wieder einmal.

Am anderen Ende war ein Leon Stabinski: «... aus Los Angeles.

Sie wissen ja gar nicht, was Sie hier angerichtet haben...», sagte er.

Ich befürchtete einen neuerlichen Hassanruf.

Stabinski war im Saal gewesen, als das Auschwitz-Duo Binji und Laura in Beverly Hills aufgetreten war.

«Und wissen Sie was?», fragte er herausfordernd. «Ich war sogar an der Organisation beteiligt.» Wilkomirski musste erste Klasse fliegen. Er hatte auch darauf bestanden, dass seine Freundin Verena mit ihm reise. Dann musste eine Suite gebucht werden, weil er wegen seiner Klaustrophobie, die ihn seit dem Konzentrationslager quäle, nicht in kleinen Räumen schlafen konnte. «Nun gut, wir haben alles nach seinen Wünschen organisiert. Und nicht genug, die Leute mussten sogar Eintritt zahlen. Holocaust-Überlebende die meisten.»

Er leistete sich eine kleine Pause.

Ich bat ihn, weiter zu erzählen. Er hatte einen angenehmen, klaren Tonfall, als wollte er sicherstellen, dass ich wirklich jedes Wort verstand. Ich ahnte, dass ihn eine Wut trieb, wusste aber noch nicht gegen wen. Und ich schwieg.

«Und Sie wissen wirklich nicht, was Sie mit Ihrer Enthüllung hier angerichtet haben?», wiederholte er.

«Nein, nicht wirklich», antwortete ich.

«Wo war ich stecken geblieben? Ja, beim Eintritt. Also gut. Aber noch bevor die Veranstaltung begann, erlebte ich etwas Merkwürdiges.» Es folgte die Schilderung der Ereignisse an jenem Holocaust-Gedenktag in Los Angeles, wie ich sie schon kannte.

«Wie gesagt, ich stand direkt neben ihm und dieser Laura Grabowski. Was halten Sie von ihr?», fragte Leon.

«Eine einsame Frau, die in ihrem Binji endlich jemanden gefunden hatte, der den Erinnerungen Gestalt gab und sie sofort auf seine Mühle lenkte. Darin war er schon gut geübt», antwortete ich. «Wie war das Konzert?»

«Schrecklich. Ein Kol Nidre, als hätten sie sich lustig über uns machen wollen. Der hat keine Ahnung von jüdischer Musik. Und

sie auch nicht. Das war mir sofort klar. Sagte ich schon, dass mir sein Buch nicht gefallen hat? – Nein, angewidert hat es mich. Es war die Sprache. Irgendetwas stimmte nicht. Also habe ich es wieder weggelegt. Aber nach diesem Auftritt wusste ich, was es war: Man hat uns einen Clown präsentiert. Eine Karikatur! Der Überlebende als krankes Geschöpf. Die Juden als ewige Opfer. Wir verdienen nur noch Mitleid. Das ist der Antisemitismus nach der Endlösung. Ich fühlte mich durch diesen Transvestiten persönlich beleidigt. Ein Holocaust-Transvestit. Was wir vorgesetzt bekommen haben, war die Holocaust-Transvestitenshow!»

Ich musste lachen.

Stabinski lachte auch: «Ein neuer Beweis, dass wir Juden nicht klüger sind als alle andern. Stimmt's etwa nicht? Aber lassen wir das. Ich wollte Sie fragen, finden Sie es nicht eigenartig, dass sich zwei Erwachsene, die als Kinder alles durchgemacht haben, was man sich vorstellen kann, nach fünfzig Jahren wieder treffen, und dann sind es Haare und Augen, an die sie sich erinnern? Und das in Birkenau oder Auschwitz. Dieser Wilkomirski war mir bald egal. Er würde wieder abreisen. Aber Laura Grabowski blieb. Sie sammelte überall Geld für eine dringende Augenoperation, ohne die sie bald erblinden musste. Auch in unserer Gruppe. Einige haben ihr geholfen. Sie wollte in die Schweiz reisen, zu ihrem Binji, und sich mit seiner Vermittlung dort operieren lassen. Doch dann platzten die Neuigkeiten herein, die Sie uns beschert haben. Jetzt musste ich es genauer wissen. Ich hatte noch einen Brief von ihr. Darin unterschrieb sie mit dem Namen Stratford vor Grabowski. Soll ich Ihnen den Rest auch noch erzählen?»

Es war gegen Mitternacht in Zürich. Ich unterbrach ihn nur selten und meistens mit dem Vorschlag, dass ich zurückrufen würde. Doch er liess sich nicht abhalten. Ein Uhr war vorüber, als er mit dem Angebot schloss, alle Dokumente und eine schriftliche Zu-

sammenfassung der ganzen Geschichte per Kurier sofort an mich abgehen zu lassen.

«Das ist mein Geschenk an Sie. Dafür, dass Sie uns die Augen geöffnet haben. Jedenfalls denen, die ihre Augen noch zum sehen brauchen wollen. Nehmen Sie es an?»

Ich klärte ihn über meine Zusammenarbeit mit der BBC auf und fragte, ob er einverstanden sei, dass ich das Geschenk weitergab.

Er überliess mir die Entscheidung, hätte es aber lieber gesehen, wenn ich die Sache selber veröffentlichen würde. Sein Dossier wäre der letzte Nagel, um die Kiste, aus der Doessekker und seine Helfer vor ihren Auftritten das Kostüm holten, ein für alle Mal zu verschliessen.

Zwei Tage später waren die Dokumente bei mir.

Mit der Social Security Nummer 535'38'8795 füllt Laura Grabowski im September 1998 einen Antrag beim «Swiss Fund for Needy Victims of the Holocaust/Shoa», kurz «Swiss Humanitarian Holocaust Fund», also dem «Schweizerischen Holocaustfonds», aus. Als Geburtsland gibt sie Polen an. Der Fonds entspricht ihrem Antrag und schickt ihr per Scheck 502 Dollar, die sie sofort einlöst. Später schöpft sie noch verschiedene andere Institutionen ab, darunter den so genannten «Jewish Family Services of Los Angeles», eine jüdische Sozialhilfsorganisation, die ihr von 1998 bis 1999 insgesamt mehr als 2'000 Dollar überweist.

Geht man der Social Security Nummer der Laura Grabowski nach, so landet man bei einer Lauren Stratford, geboren am 18. August 1941 als Laurel Rose Willson in Auburn, im US-Staat Washington (Geburtschein des Staates Washington, Reg. Nr. 125).

Lauren Stratford zeichnet 1988 als Autorin eines Bestsellers «Satans Underground» über Kindsmissbrauch und satanische Rituale, begangen an ihr und vermeintlich an ihren drei umgebrachten Kindern. Sie liess sich von Show zu Show reichen, darunter

Heraldo und Oprah Winfrey, bis ihre Geschichte Anfang der neunziger Jahre von Bob und Gretchen Passantino in «Cornerstone» als Erfindung entlarvt wurde, einem kleinen amerikanischen Magazin evangelistischer Provenienz (www.cornerstonemag.com).

Nun also ersteht Lauren Stratford unter Mitwirkung Wilkomirskis wieder auf, diesmal als KZ- und Mengele-Überlebende wie Wilkomirski, der ihr bei der weiteren Findung ihrer Geschichte hilft, während sie die seinige stützt.

Ich übergab den Umschlag mit den Kopien dem Rechercheur der BBC, der sich sogleich mit Stabinski in Verbindung setzte. Die beigebrachten Beweise waren schlagend. Und mir schien es plötzlich möglich, dass sich der so genannte jüdische Verlag bei Suhrkamp am Main und die Literatur-Agentur Liepman eventuell doch nicht mehr weiter belasten wollten, wenn sie durch Stabinskis Nachforschungen einmal Einblick gewonnen hätten, welchen Schaden ihr Geschäftsgebaren anzurichten im Gange war, und dass der ganzen Geschichte hiermit vielleicht auch einige strafrechtliche Aspekte eigneten.

Aufgescheucht von der ausgedehnten BBC-Recherche und der Tatsache, dass Doessekker einem Filmteam volle Akteneinsicht gewähre, was nichts anderes hiess, als dass die bis anhin vom Datenschutz so beruhigend gedeckten Evidenzen ans Licht zu kommen drohten, hatte man die Kampagne bei Suhrkamp am Main und der Agentur Liepman rasch neu eingestellt. Ab sofort galt der Standpunkt: «Jetzt wollen wir es ganz genau wissen.»

Sie engagierten sich für ein Honorar von zwanzigtausend Schweizer Franken einen eigenen Historiker, der loyal gegenüber seinen Auftraggebern den Fall zu einem absurd komplizierten Psychodrama aufbauschen sollte, hinter dessen Komplexität sie ihre Rolle zum Verschwinden zu bringen trachteten. Nicht mehr gerade ein Holocaust, aber doch wenigstens noch ein echtes Trau-

ma, ergründet durch populärpsychologische Spekulation. Das Konvolut offenbarte dann zwar, wie sich ein untadeliger Akademiker das Innenleben des Bruno Doessekker vorstellte, welcher von ihm in beharrlicher Gutgläubigkeit weiter Benjamin Wilkomirski genannt wurde. Aber es gab keinerlei Aufschluss über das Wirken eines Verlages und einer literarischen Agentur, das verfügte, dass ein holocäustelnder Schweizer Klarinettenbauer für drei Jahre die Welt des guten Gewissens narrete.

Dem Historiker mangelte es natürlich nicht an Sachverstand, und ich wagte, ihn entgegen meines Vertrages mit der BBC von Stabinskis Geschichte in Kenntnis zu setzen. Ich bat, der Frau Koralnik möge geraten werden, sich nun doch so rasch wie möglich mit mir in Verbindung zu setzen. Dies, bitte, ungeachtet des Umstandes, dass sie noch keinen meiner Briefe oder Anrufe während der ganzen Zeit erwidert habe. Der Brave sah die Brisanz sofort.

Diesmal klappte es.

In einem langen Telefongespräch setzte ich nach dem Historiker auch Evi Koralnik darüber ins Bild, dass ab sofort der einträglichen Gaudi eine Note eignete, die ihrer Verantwortung als Agentin ein neues Gewicht verleihen würde. Es könnte sie vielleicht überfordern, falls sie das Buch und den Autor dennoch weiter zu vermarkten vorziehe. Ich erzählte ihr alles. Und darüber hinaus noch, dass ich einen Artikel mit dem Titel «Deutscher Verlag hält mit Hilfe von Schweizer Agentur an Holocaust-Lüge fest» vorbereitete.

Evi Koralnik erschrak jetzt hörbar und wollte sich so rasch wie möglich mit Herrn Unseld ins Benehmen setzen.

Es nahte die Buchmesse 1999. Aus dem Hause Suhrkamp am Main hatten mich Nachrichten erreicht, wonach sich das dortige Personal vor der Aussicht, sich schon wieder mit dem Lügenbericht des Herrn Doessekker alias Wilkomirski identifizieren zu müssen, in erheblicher Unruhe befand.

Ich rief Eva Koralnik dazu auf, unabhängig vom teuren Geschäftspartner am Main einen Ausfallschritt zu wagen und sich sofort von ihrem Kunden Doessekker zu trennen, das Buch öffentlich als das zu deklarieren, was es sei und sich damit aus der Schusslinie zu begeben. Die Uhr ticke. Der Artikel würde binnen Tagen in Druck gehen. Ab da sei alles zu spät.

Das war gepokert, aber es wirkte. Das abendliche Telefongespräch hatte über eine Stunde ihrer wertvollen Zeit beansprucht.

Leon Stabinski hatte unterdessen Kontakt mit dem Gemeinschaftsfernsehen 3sat. Anders als ich, traute er den Absichten der BBC nicht im Geringsten, die mit ihren Filmaufnahmen damals in Los Angeles vor seinen Augen alle die im Saal anwesenden wirklichen Überlebenden kompromittiert hätte. Und nachdem die um Binji trauernde Sue Summers bei ihm gewesen sei, glaube er endgültig, ich hätte einen Fehler begangen, mich ihnen ganz auszuliefern.

Durch Stabinski in Besitz dieser neuesten Geschichte um Wilkomirski, wollte 3sat kurz vor der Buchmesse versuchen, Herrn Unselde zu einer Aussage vor Kamera zu provozieren. Der Verleger hielt gerade Hof in Zürich, um den neuen Roman eines seiner Schweizer Jungautoren zu lancieren. Man wolle ihn dazu befragen, um dann unvermittelt auf die andere Sache zu schwenken. Die Gelegenheit sei günstig.

Und so geschah es, dass Dr. h.c. Siegfried Unselde in diesen letzten Tagen vor der Buchmesse 1999 Doessekkers Geschichte immer noch als ein Stück Weltliteratur verteidigte. Wütend, von 3sat aufs Glatteis geführt worden zu sein, dachte er auch jetzt nicht daran, sie zurückzuziehen.

Dies muss aber noch vor seinem Gespräch mit Koralnik gewesen sein, die ihm spät, aber gerade noch früh genug, von der beunruhigenden neuen Affäre erzählte, die ihnen beiden ins Haus flattern würde. Sie bat ihn wahrscheinlich auf den Knien um einen mutigen, weil schmerzhaften Schritt.

Das Interview war schon aufgenommen, Stabinskis Geschichte erzählt, als 3sat den Anruf von Suhrkamp am Main erhielt, nur Stunden vor dem Sendetermin: Das Buch «Bruchstücke» wurde vom Markt genommen.

In Frankfurt verkauft man noch die Auflagen zu Ende, danach will niemand mehr mit der ganzen Sache etwas zu tun haben.

Dr. Sparr ist Cheflektor bei einem andern Verlag geworden. Frau Obermüller flimmert jeden Sonntag Morgen als Sternstunde im Schweizer Fernsehen und redet auch andernorts viel Holocaustiges. Ihre Freundin Evi, hört man, erfreut sich bester Geschäfte mit ihrer literarischen Agentur. Herr Bernstein heilt, Frau Balint sucht weiter nach Kindern ohne Identität. Und Herr Doessekker sieht sich von privater Seite wegen Betrugs angezeigt. Nach und nach werden ihm sämtliche Anerkennungen abgesprochen, die Preisgelder darf er behalten. Er unterrichtet Klarinette. Hie und da erzählt er seinen Schülern noch von Majdanek und Auschwitz.

Der Wanderzirkus tingelt weiter durch die Lande und kann auf Publikum hoffen, wenn gerade sonst nichts los ist.

In New York aber lebt allein ein Milliardär. Er ist krank geworden. Nichts Schlimmes, haben die Ärzte gesagt. Sie raten ihm nur, sich etwas zu schonen. In seinem Alter. Also lässt er sich in die Catskills fahren. Das Wetter ist wieder einmal schlecht. Der Milliardär sitzt vor dem Kamin. Er macht sich seine Gedanken. Zum Beispiel: «Was soll mit dem Vermögen geschehen, wenn ich einmal nicht mehr da bin?» Da kann er plötzlich wieder Lachen.

Rund um die Welt erscheint ein Inserat in allen wichtigen Zeitungen: Eine milliardenschwere Stiftung aus den USA schreibt einen Wettbewerb aus: «Den Sechs Millionen Toten zum Gedenken». Gesucht wird ein Projekt zur Erinnerung an die vom Nazi-Totalitarismus vernichteten Europäischen Juden. A: es muss neu,

B: unabhängig und C: einem breiten Publikum über Jahre hinaus zugänglich sein. Teilnahmeberechtigt ist jedermann. Die Jury besteht allein aus dem Stifter. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

In den Catskills treffen täglich Dutzende Dossiers ein. Museen, Gedenkstätten, Festivals, Archive, Filme, Soziales – alles zu klein gestrickt. Auch der Vorschlag, mehrere südpazifische Inseln zu kaufen, um sie derart herzurichten, dass es Hundertausenden von staatenlosen Flüchtlingen auf Jahre hinaus an nichts mangeln sollte, kann keine Gunst gewinnen. Sowenig wie die Modifikation davon unter dem Arbeitstitel «Birobidschan II».

Jeden Morgen bringt der Bote neue Post, trinkt einen Milchkaffee mit dem Alten und sagt: «... vielleicht heute.»

An einem Morgen, der Bote ist schon wieder fort, fällt ein Couvert aus dem Stapel dicker Umschläge zu Boden. Und der Milliardär liest:

Sehr geehrter, grosszügiger Stifter, wir möchten uns an Ihrem Wettbewerb beteiligen. Auch wenn wir unsere Eingabe mit keinem umfangreichen Anhang versehen, bitten wir Sie doch, dieses Schreiben zu Ende zu lesen. Denn seien Sie versichert, wir meinen es ernst.

Das Projekt ist sehr einfach angelegt. Kurz zusammengefasst: Wo bis jetzt von «Holocaust» die Rede war, herrsche Schweigen. In den Schulen, zum Beispiel, würde während des Geschichtsunterrichts eine Stunde oder Zwei still dagesessen. Auf dem neu eingerichteten Lehrstuhl nehme der Professor seinen Platz für die heutige Vorlesung nicht ein. Niemand verlässt den Hörsaal! Die Bildschirme in den Wohnstuben blieben grau während der üblichen Sendung zum Thema. Und die Kinosäle dunkel, wo ein grossartiger Film dazu angekündigt ist. Die Zeitungen druckten die schon in Auftrag gegebenen Artikel nicht.

Die Spalten prangten leer. Einmal im Jahr gebe es einen Tag, (warum nicht der bisherige Gedenktag im April), an dem für eine Stunde oder so alles öffentliche Geschäft im Lande ruht. Auch keine Predigt. Nirgends. Wer zum Thema sprechen will, schweige. Wenigstens einmal im Jahr. Für eine Stunde oder so.

Bei Erfolg, wenn die ersten Versuche Schule machen und hier und dort so etwas wie Leere zwischen den Menschen spürbar geworden wäre, einmal im Jahr, wäre es natürlich denkbar, dass der Ansatz ausgedehnt würde. Unserer Vorstellung erwachsen Baulücken, die an bester Stelle klaffen, wo Museen und Mahnmäler geplant sind. Und dass die schon errichteten einst geschlossen werden, ihre Ausstellungen verstauben, und die Gedenkstätten zerfallen könnten, nehmen wir in Kauf. Wenn sich dafür nur die Leere kalt ausbreiten könnte.

Nach reiflichem Nachdenken und Diskussionen mit zahlreichen Spezialisten über unser Projekt sind wir zur Überzeugung gelangt, dass das einzige vernünftige Argument dagegen nur ein Ökonomisches sein kann. Was ist heutzutage Teurer als ein Stück leerer Raum, eine Strecke ungenutzter Zeit? Welcher Traumfabrik, welcher Volkswirtschaft, welchem Konzern ist sie zuzumuten? Dies zu finanzieren, sehr verehrter Herr Stifter, wäre Ihrem Nachlass vorbehalten.

Wir hegen die gut begründete Hoffnung, dass dann, in der anbrechenden Stille, endlich darüber nachgedacht werden könnte, woran wir uns im bisherigen Lärm nicht erinnern konnten. Ihr Name wäre für alle Ewigkeit geehrt.

Elsbeth Pulver

«... der wisse nicht, wovon er rede»

Gedankenmäander an den Rändern eines literarischen Skandals

«Kinderheim Amden» – so heisst der Titel eines Kapitels in Hermann Burgers Roman «Brenner» (1989). Der Autor, als Sprachkünstler immer auf dem hohen Seil, evoziert darin, stilisiert und doch seiner Lebensgeschichte entlang, die Qualen, die er als Dreijähriger während scheinbar glücklichen Kinderferien erlitt – und geht dabei so weit, dieses vermutlich durchschnittliche Kinderheim rundheraus als ein «KZ» zu bezeichnen.

Nun war Burger allerdings ein zu bewusster Autor, um nicht zu bedenken, was für ein heikles, mit Zentnergewichten belastetes Wort er da einsetzte. Er reflektiert dies selber, wenn auch verhalten. Dazu – und ganz allgemein als Gesprächspartner und Konterpart seines autobiographischen Protagonisten – hat er eine Figur kreiert, die man vereinfachend einen Repräsentanten des gesunden Menschenverstands nennen könnte. Es ist der Literaturkritiker Adam Nautilus Rauch, der, einem real existierenden angesehenen Kritiker und Freund des Autors nachgebildet, nicht einfach ein dürrer Rationalist und gesunder Bürger ist, sondern einer, der, dem Lebensgenuss zugetan, auch in schwierigen Situationen den Kopf au dessus de la mêlée behält – und seine Ansichten auch gegen den Trend und gegen den Freund zu formulieren wagt. Lakonisch und nüchtern, fern von jeder Betroffenheitsrhetorik, kommentiert er den zitierten KZ-Vergleich: wer das sage, «der wisse nicht, wovon er rede». Mehr als dieser eine Satz wird ihm nicht zugestanden. Den Einwand des Freundes gleichsam als Sprungbrett benützend, setzt der Erzähler mit seiner Klage-Suada erst richtig ein: Nicht etwa besser als ein KZ sei das Kinderheim gewesen, sondern viel schlimmer. Für die Kinder im KZ sei wenigstens mit dem Tod alles vorbei gewesen, in seinem Erleben dagegen habe das Kinderheim unbegrenzt angedauert.

Adam Nautilus Rauch könnte, liesse der Autor ihm das Wort, hier noch einmal und jetzt mit noch mehr Grund sagen, da wisse einer nicht, wovon

er rede. Und natürlich meint er damit nicht, der Autor sei über die Gräu­el des Nationalsozialismus nicht informiert; ihn stört die Egozentrik des Freundes, dessen offensichtlich wachsende Unfähigkeit, die Proportionen zu wahren, und der Mangel an Respekt vor dem Leiden der anderen. Und das alles hat mit Sprache und hat indirekt auch mit der literarischen Qualität zu tun und darf also ein Thema des Literaturkritikers sein.

Obleich Burger «seinen» Adam Nautilus Rauch in manchem fast karikiert (wohl um sich dessen Argumente vom Leibe zu halten), ist ihm eine Figur gelungen, die uns im Diskurs über die Literaturkritik von Nutzen sein kann – und dessen Stimme in der «Wilkomirski-Story» fehlt. Mit dem gesunden Menschenverstand allein kommt man allerdings nicht weit, weder im Leben noch in der Literatur. Aber ganz ohne ihn gerät man – die Wilkomirski-Story zeigt es – ausweglos in die Irre. Es scheint mir bezeichnend, dass im voranstehenden Text von Daniel Ganzfried zwei Figuren vorkommen, die man ohne Weiteres neben Adam Nautilus Rauch stellen kann. Nur dass sie hier nicht ironisiert, schon gar nicht karikiert, sondern als Repräsentanten des tätigen Lebens, einer phrasenlosen Menschlichkeit und auch des von Literaten verachteten gesunden Menschenverstands hoch geschätzt werden. Es ist die Grossmutter des Icherzählers (und des Autors) – und der ehemalige Amtsvormund und sozialistische Nationalrat Braunschweig. Sie haben zwar nur einen kurzen Auftritt – und gehören dennoch zum verborgenen Kern dieses Textes. Von der Ichfigur zum Autor, vom Text in die Wirklichkeit springend, möchte ich behaupten, Ganzfried hätte die schwierige Recherche nicht gegen alle Widerstände zu Ende geführt, wäre ihm nicht das Einverständnis solcher Personen sicher gewesen.

Was Hermann Burger mit Benjamin Wilkomirski, alias Bruno Doessecker, alias Bruno Grosjean, zu tun habe, wird man hier fragen. Nichts, was den literarischen Rang – und doch einiges, was den Umgang mit dem eigenen Leiden und den Ausdruck dieses Leidens angeht. Beide suchen sie für das, was ihnen widerfährt, die stärkstmögliche, die unüberbietbar extreme Metapher. Und welches Ereignis gäbe es, das sich besser dazu eignete, als den Holocaust? Und bei beiden – dem Sprachkünstler und dem unbedarften Schreiber – zeigt sich jene verhängnisvolle Tendenz der letzten Jahre, den Holocaust und vor allem, als dessen Höhepunkt, Auschwitz, als Chiffre für alles und jedes zu verwenden: eine Mehrzweck-Metapher, ein Alleskleber. Beispiele für diese Trivialisierung und

Instrumentalisierung gibt es genug: Auschwitz kann bekanntlich in die Schweiz verlegt werden, wenn die politische Kampfanzordnung es gerade will, man kann sich wechselseitig den Vorwurf des Antisemitismus um die Ohren hauen oder sich um den richtigen Umgang damit streiten; man kann das KZ benutzen, um das Elend eines Kindes im Kinderheim (das ich weder abstreite noch übersehe!) einzuklagen, und man kann sich – und insofern ist Wilkomirskis Horror-Kabinett tatsächlich ein Höhepunkt dieser Entwicklung – eine Lagervergangenheit, eine Identität als KZ-Opfer überziehen wie eine zweite Haut. Die angedeutete Entwicklung rechtfertigt es, hier noch einmal über den Fall Wilkomirski zu reden (vom Fall mehr als vom Buch), der, man mag es drehen und wenden, wie man will, denn doch etwas anderes ist als ein gentleman's delict.

Ungern berichte ich über meine eigene Erfahrung mit den «Bruchstücken», und doch scheint es mir nötig. Da ist nichts Spektakuläres zu erzählen, kein Anlass zu Stolz, auch keiner zu Scham. Alltag einer Leserin, einer Kritikerin, nichts weiter.

Ein explizites Urteil über das Buch und über den Stellenwert, der ihm allgemein attestiert wurde, hörte ich zum erstenmal in einem Radiogespräch: zwischen dem neuentdeckten Autor und einem Redaktor, den ich schätze, weil er oft für wenig beachtete Werke eine Lanze bricht. Diesmal waren allerdings alle denkbaren Lanzen bereits gebrochen, der Verfasser des Buches sicher im Sattel. Der als Herr Wilkomirski angesprochene Autor spielte sich übrigens durchaus nicht als Dichter auf, eine andere Rolle war ihm wichtiger: die des Blutzengen und eines wie durch ein Wunder Überlebenden. Es war der Redaktor, der ihn fast ehrfürchtig in die Dichterrolle drängte.

«Greifst du da nicht etwas zu tief in die Harfe?», dachte ich, gegen das Radio gewandt, als wäre ein direktes Gespräch zwischen uns möglich. Ich liebe diese veraltete Wendung (sie suggeriert das Bild von David, wie er vor Saul spielt). Und um einen schwermütig-cholerischen König zu trösten und zu besänftigen, da muss einer tatsächlich tief in die Harfe greifen! Dass der Erfolg des Buches epidemische Ausmasse annehmen würde, konnte man noch nicht ahnen, und noch weniger sah ich voraus, dass ich selber mir einmal die Frage stellen würde, was und wie ich denn selber geschrieben hätte, wäre mir das Buch zur Besprechung geschickt worden. «Wäre, hätte, könnte, müsste»: die Antwort kann nur konjunktivisch ausfallen. Nur dies kann ich mit Sicherheit sagen: ich hätte nicht zu

tief in die Harfe gegriffen, nicht im Ehrfurchtston und nicht im Superlativ geschrieben, schon nur, weil das alles mir nicht liegt, und das wäre in diesem Fall ein Vorteil gewesen. Aber ich hätte wohl freundlich geschrieben, wie häufig. Das wird mir manchmal von Freunden vorgeworfen, oft zu Recht. Im Fall Wilkomirski aber hätte ich, es sei zugegeben, «viel zu freundlich» geschrieben, ich hätte Kritik zwar nicht verschwiegen, aber höflich formuliert! Das wäre falsch, aber unvermeidlich gewesen. Es wäre mir unanständig, ja unmenschlich vorgekommen, einem, der seine Kindheit in Lagern verbracht hat und diese Erfahrungen nun unter Qualen erinnert, mit literarischen Vorwürfen an die Kehle zu fahren. Dass diese Lagerkindheit nur eine Erfindung war oder ein Wahn oder eine Mischung von beidem – für einen solchen Verdacht war ich, auch dies sei zugegeben, zu vertrauensvoll-naiv. Und als sich später bei mir zunehmend Unbehagen regte, war immer noch das Gütesiegel «Jüdischer Verlag» stark genug, solche Gefühle nicht recht aufkommen zu lassen. Das heisst: auch jene, die dem Wilkomirski-Fieber nicht erlagen, liessen sich täuschen von den falschen Prämissen, unter denen das Buch erschien.

Es scheint mir sinnvoll, ja notwendig, jetzt zuerst von einem anderen, einem im Stoff mit den «Bruchstücken» verwandten, freilich in Stil und Geist völlig gegensätzlichen Buch zu reden. Nur so bekomme ich jenen festen Boden unter die Füße, den man braucht, um mit einem so brüchigen, hohlen Gebilde wie den «Bruchstücken einer Kindheit» fertig zu werden. Dieses «andere» Buch sind die Kindheitserinnerungen von Jona Oberski: «Kinderjahre» (Amsterdam 1978, auf deutsch Wien 1980). Kein erfolgloses Buch, ganz und gar nicht, aber kein Kult- oder Modebuch; dazu ist es zu still, zu verhalten, zu streng. Von den Wilkomirski-Enthusiasten scheint, soweit ich sehe, keiner es gelesen, keiner es der Erwähnung wert gefunden zu haben, leider. Die Lektüre hätte die Euphorie dämpfen, den kritischen Blick schärfen können.

Der Autor, ein Physiker, war als ein noch kleines Kind mit seinen Eltern ins KZ transportiert worden. Sein Vater starb im Lager, die Mutter nach der Befreiung auf der Heimreise, das Kind kam, schwer geschädigt, bei einem einstigen Kollegen des Vaters in Amsterdam unter; seinen Pflegeeltern, «die eine ganze Menge mit mir auszustehen hatten», sind seine Erinnerungen gewidmet. Unauffällig und konsequent wahrt der Autor, der kein Literat ist, aber offensichtlich ein belesener und sprachbewusster Mann, die Perspektive des Kindes, bleibt streng in dessen Er-

lebensraum und vermeidet die Todsünde jedes aus dem Blickwinkel des Kindes geschriebenen Buches: dem Kind unreflektiert die Sicht der Erwachsenen unterzuschieben. Es gibt in diesem Buch keine Kommentare, ja, man fühlt sich versucht zu sagen, es gebe keine Moral.

Oberski macht das Kind weder zum Unschuldengel noch zum Märtyrer noch zum versteckten Weisen, er lässt es Kind sein. Der Tod des Vaters, beispielsweise, zentrales Ereignis und Höhepunkt des Buches, wird vom Kind als eine Art Mutprobe erlebt, deren Bestehen es in der Kindergruppe des Lagers zu den Grossen aufsteigen lässt.

Dass Wilkomirski, bewandert wie er war in allem, was die Holocaust-Literatur betrifft, das Buch von Oberski gelesen hat, ist nicht unwahrscheinlich. Aber er hat daraus nichts gelernt, hätte nichts lernen können. Er weiss nichts davon, dass die leiseren Töne, die scheinbare Kälte, das Understatement stärkere Ausdrucksmittel sind als jede Dramatisierung und Steigerung; hat nicht begriffen, dass die Reflexion des Erwachsenen in einem Kinderkopf nichts zu suchen hat. Die Ermordung des Vaters – eine der krudesten Szenen gleich zum Auftakt – findet vor den Augen des Kindes statt, das alles sieht und beschreibt, als wäre es ein allwissender Erzähler, und unmittelbar nachher – unfreiwilliger Humor in schrecklicher Umgebung – denkt der Zwei- bis Dreijährige, ganz als wäre er ein alter Weiser: «Von jetzt an muss ich allein weitermachen. Ich bin allein.» Der wisse nicht, wovon er rede, hätte Adam Nautilus Rauch hier gesagt, mit noch mehr Recht als im Fall von Burger.

Die eigentliche Crux des Buches ist die Perspektive. Zwar folgt Wilkomirski wie Oberski den Spuren des Kindes, das er sein wollte und nicht war, aber in diesem Kind ist – bildhaft gesagt – ein Erwachsener versteckt, der unsichtbar bleibt und doch nach freiem Ermessen Regie führt, Verwirrung oder Klarheit stiftet und der – ein raffinierter Trick eines im Stilistischen sonst unbedarften Autors – die Erzählung so dirigiert, dass am Ende die Nachkriegsschweiz als eine direkte Fortsetzung des Lagers erscheint. Das KZ war eine direkte Bedrohung von Leib und Leben; die Menschen in der Schweiz, Eltern und Lehrer, suchten dagegen die Individualität des Kindes zu töten, indem sie es zwingen wollten, seine erdundene KZ-Kindheit zu verdrängen. Wilkomirski wusste offenbar sehr genau, was für ein schwarz-in-grau getöntes Bild der Schweiz man in den späten neunziger Jahren erwartete und wünschte. Dass er diesen Wunsch erfüllte, auch das erklärt den Erfolg des Buches.

Ist der Fall Wilkomirski, als Ganzes genommen, also ein Lehrstück über die Literaturkritik, über die ihr immanenten Gefahren, ihr Versagen vor einem fragwürdigen Buch? Nein und ja. Nein – wenn man die Literaturkritik allein ins Visier nimmt, und ja, wenn man sie zusammensieht mit den anderen Instanzen der Meinungsbildung, von der Germanistik über das Verlagswesen bis zur Psychotherapie. Wenn einem diese im Rückblick reichlich abstrus wirkende Geschichte etwas bewusst machen kann, dann die untergründigen, versteckten Abhängigkeiten der scheinbar so freien Kritik: vom Zeitgeist und seinen Moden, von anderen Instanzen der Meinungsbildung.

Deshalb sind die «Bruchstücke» keine gute Grundlage für die Diskussion wesentlicher literarischer Fragen, z.B. über das Verhältnis Fiktion und Realität, es sei denn, man gebrauchte dabei das Wort Pseudologie etwas weniger schüchtern und nebenbei als das in den meisten der Aufsätze geschieht. Und es ist auch das falsche Objekt, das gewaltige Thema Erinnerung zu besprechen (als deren Spezialist sich Wilkomirski ausgibt). Und doch ist der Fall Wilkomirski eine Art Lehrstück: für den Missbrauch nämlich, der mit der Erinnerung, diesem kostbaren Besitz des Menschen, getrieben werden kann. Sei es, indem Erinnerung erfunden, Erflunkertes als verbürgte Erfahrung ausgegeben wird, oder sei es, nicht minder gravierend, dass sie von Drittpersonen suggeriert und manipuliert wird. Die Vertreter der Psychotherapie hätten, so gesehen, nicht weniger Grund als die Literaturkritik, über die Bücher zu gehen.

Wohlverstanden: ich verteidige hier nicht einfach «meine» Zunft. Es ist tatsächlich nicht erhebend, zu lesen, was Kolleginnen und Kollegen, auch solche, die ich schätze, über dieses Buch schrieben; dass sie behaupteten, am literarischen Rang des Buches sei nicht zu zweifeln, und es stehe fest, dass es «gute, sehr gute Literatur» sei. In einer anderen Rezension wird dem schmalen Buch nicht weniger als «das Gewicht dieses Jahrhunderts» angehängt, wird es gar «in seiner kargen leisen Sprache» (wo hat die Rezensentin das «leise» wohl gefunden?) zu einem «der notwendigsten Zeugnisse über das Vernichtungslager» emporgejubelt.

Die Literaturkritik hätte ganz allgemein Grund, «Wind aus den Backen zu nehmen» (eine Wendung von Gerhard Meier), das Betroffenheitspathos zu meiden, die Übertreibung, die Superlative, vor allem diese. Die Rezeption, die den «Bruchstücken» zuteilwurde, ist ein eindrücklicher Beweis dafür, dass der Superlativ ein Feind der Urteilsfindung und indi-

rekt auch der Literatur ist. Er verstellt den Blick und behindert die Freiheit der Lesenden (falls sie nicht bereits daran gewöhnt sind und nicht mehr hinhören), und blockiert vor allem jene, die sich der superlativischen Sprache bedienen. Wer einmal «Meisterwerk» und «Ecce Poeta» ausgerufen, wird nicht leicht von dieser Höhe hinabsteigen.

Noch irritierender sind für mich jene Rezensionen, in denen das Buch von Wilkomirski explizit oder implizit in den Rang oder doch in die Reihe der grossen Werke der Holocaust-Literatur gestellt werden. Fast unerträglich ist es mir, die Litanei grosser Namen zu lesen – Jean Améry, Primo Levy, Imre Kertész, Ruth Klüger – und dazwischen, keck, als wär's ein Ebenbürtiger, Benjamin Wilkomirski. Und dies sogar in germanistischen Arbeiten, von denen man eigentlich eine Korrektur der immer dem Termindruck unterworfenen Tageskritik zu finden hoffte.

Unter dem vom Text her nicht zwingenden Titel: «Selbsterfindung und Autobiographie. Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn» interpretieren zwei angesehene jüngere Germanisten die «Bruchstücke» als ein für den Holocaust-Diskurs repräsentatives Werk. Und eigentlich stimmt das ja – allerdings auf eine ganz andere Art als die Verfasser meinen. Wenn die «Bruchstücke» repräsentativ sind für den Holocaust-Diskurs, dann nicht, weil der Autor sich auf die eigene Erfahrung stützte (er hat ja keine), sondern weil er die bestehenden Dokumente plünderte und für seine Zwecke nutzte. Mit den bedeutenden Werken zu diesem Thema – das liesse sich zeigen – hat das Buch nichts zu tun. Um diese bedeutenden Werke zu erfassen, ist ein abstrakt-blasser Begriff wie Holocaust-Diskurs ein viel zu grober Raster. Schon ein schmales, redliches Werk wie die «Kinderjahre» von Jona Oberski oder auch der Roman «Der Absender» von Daniel Ganzfried sprengen diesen engen Rahmen. Die Methode der Diskursanalyse, die angewandt wird, stösst an ihre Grenzen, wo die Unterschiede im Rang – und in der intellektuellen Redlichkeit – so gross sind wie hier. Es wäre von Vorteil, jetzt ein paar Jahre den Begriff Holocaust-Diskurs ausser Kraft zu setzen – damit die einzelnen Werke und ihr Rang deutlicher sichtbar werden.

Bis hierher war ich in meinem Gedankengang gekommen, als mich, wie wenn er auf sein Stichwort gewartet hätte, ein Schweizer Germanist anrief, der während eines Berliner Gastsemesters ein Seminar über die Holocaust-Literatur gehalten hatte. Was mich an seinem Bericht interes-

sierte, ja begeisterte, war etwas scheinbar Äusserliches, nämlich der Aufbau der Veranstaltung. Entgegen der Meinung des Linguisten, der an der Seminarleitung beteiligt war, setzte mein Freund nicht ein einfaches Werk wie die «Bruchstücke» an den Anfang, sondern bewusst eines der bedeutenden, komplexen, den «Roman eines Schicksallosen» von Imre Kertész. Dies, um den in diesem Thema unerfahrenen Studenten durch die Interpretation komplexer Werke überhaupt erst eine Vorstellung zu vermitteln, was Literatur und was literarisch möglich sei. Nicht abstrakte Massstäbe sollten erarbeitet, sondern eine literarische Erfahrung vermittelt werden, an der allein das Urteilsvermögen sich bilden und der kritische Blick für unzulängliche Werke geschärft werden kann. Learning by reading also, und eine Arbeit hart am Text, auch in der Zeit einer theorielastigen Literaturwissenschaft! Ich wagte am Schluss des Gesprächs die Frage nach dem Erfolg des Vorgehens. Ach weisst du, es gibt halt auch unter den Germanisten nicht nur sensible Leser, hiess die etwas resignierte Antwort.

«Sensibilität ist durch Übung an Qualität steigerbar» – dieser Satz aus den poetologischen Arbeiten von Hilde Domin kam mir in den Sinn. Und ich fragte mich, nicht zum erstenmal, warum im Umgang mit den «Bruchstücken» diese Schulung durch Qualität bei so vielen klugen und geschulten Kritikern (darunter auch einem Celan-Forscher) wirkungslos blieb. Niemand hat es mir bisher erklären können, auch ich selber nicht. Ich kann nur feststellen, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit Wilkomirski seltsame Blüten getrieben hat. So den überaus trendgerechten Aufsatz «Traumatisiertes Gedächtnis und zurückgewiesene Erinnerung» aus dem Jahr 1997. Anhand der Erlebnisse in der Schweiz, die Wilkomirski scheinbar aus seiner Erinnerung beschreibt, werden da die kollektive Verdrängung der KZ-Realität auch bei uns und ganz allgemein der helvetische Antisemitismus bewiesen. Als ob Literatur ein treues Abbild der Realität wäre und als ob ein einzelner Text – selbst, wenn er nicht erfunden wäre – die Haltung eines Landes beweisen könnte!

Den Vorwurf solcher Einseitigkeit kann man dem Historiker Stefan Mächler gewiss nicht machen, der im Auftrag der Agentur Liepman abklären sollte, «ob Binjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker mit Bruno Grosjean, geb. 12. Februar 1942, von Saules BE, identisch ist». Mächler klärte ab und wies nach, was inzwischen die meisten wussten; aber er tat noch viel mehr. In seinem Buch «Der Fall Wilkomirski.

Über die Wahrheit einer Biographie», 2000, leuchtete er den Fall in (fast) alle Winkel aus. Er zeichnete auf mehr als sechzig Seiten die Lager-Biographie von Benjamin Wilkomirski auf, wie dieser sie ihm erzählte, tat es sorgfältig, ja liebevoll, auch wenn er am Ende doch zum Schluss kommt, dass diese Heiligen-und-Opfer-Vita nicht stimmen könne. Er versucht sich eigentlich in einer Quadratur des Zirkels: nämlich jemanden der Lüge zu überführen, ohne sie ihm vorzuwerfen, ja fast ohne das Wort in den Mund zu nehmen. In Rezensionen wird denn auch gerühmt, dass Mächler diesen «sanften Weg» gewählt hat. Offenbar ohne zu bedenken, dass Bruno Doessekker wohl noch immer als Benjamin Wilkomirski verehrt würde, hätte Ganzfried in seinen Recherchen diese sanfte Tour gewählt.

Aus der Wilkomirski-Story schält sich bei Mächler schliesslich die wirkliche Biographie heraus. Und zwar wieder als eine rührende Geschichte, aber eine, die mit den juristischen Daten in Einklang steht. Und wieder die Geschichte eines Opfers, das unser Mitleid heischt: die des unehelichen Kindes Bruno Grosjean, das nicht ohne Mutterliebe war und doch herumgeschickt wurde in Pflegeplätze und Kinderheime. Hier schliesst sich unser Kreis zum Anfang, zur Kinderheim-Leidensgeschichte Hermann Burgers; wir kehren zurück in den Bereich des Individuell-Privaten. Das Opferthema bleibt.

Wohlverstanden: ich übersehe das Elend des Bruno Grosjean in seinen ersten Lebensjahren nicht, bin weit entfernt davon, das Pflegekinder-Elend zu leugnen; ein Blick in die Gerichtsreportagen ruft es uns auch heute in Erinnerung. Aber es widersteht mir, mein Mitleid wiederum gezielt auf einen zu konzentrieren, nur weil er in der Darstellung seines Leidens zu den wirkungsvollsten Metaphern zu greifen wagte.

Zwei Lücken gibt es in dem umfassenden Buch Mächlers. Die eine (begriffliche, wenn man an die Auftraggeber denkt), betrifft die Agentur und den Verlag. Über diese Institutionen und ihre Verantwortung hätte man schon gern etwas vernommen. Die zweite, wichtigere Lücke betrifft den Zürcher Lebenskreis des jungen Mannes, der den Namen Doessekker von seinen Adoptiveltern übernahm. Über ihn und seine Umgebung vernimmt man weniger als über den kleinen Jungen Bruno Grosjean. Freilich hat Mächler auch im Umkreis der Familie Doessekker recherchiert, er notiert auch positive Aussagen über die Eltern; deren Bild bleibt dennoch, gezeichnet von den Ressentiments des Adoptivsohnes, vorwiegend negativ. Da ich nicht von der Annahme ausgehe, dass Eltern, die am Zürich-

berg leben, zum Vorherein schlechtere Eltern sind als unsereiner, bloss weil sie am Zürichberg wohnen, würde ich mir einen verständnisvolleren Blick wünschen – Gerechtigkeit also für Herrn und Frau Doessekker, denen Bruno doch einiges verdankt, nicht nur ein beachtliches Vermögen. Es dürfte übrigens nicht eben leicht gewesen sein, mit einem Menschen den Alltag zu teilen, der vorwiegend in entliehenen Biographien lebte.

Zur Wilkomirski-Story gehört, so gut wie zur antiken Tragödie, ein Satyrspiel. Im Jahrbuch 2001 der Stadt Biel wird auch Bruno Grosjean, der dort im Bezirksspital geboren wurde, porträtiert als ein aussergewöhnlicher Bieler, der über die Grenzen seiner Stadt hinaus berühmt geworden ist. Sein Porträt steht pikanterweise neben dem eines Unternehmers, der offensichtlich tatsächlich ein verdienstvoller, nämlich nicht nur gewinnorientierter Mann war. Selber ein leidenschaftlicher Alpinist, war er massgeblich beteiligt am Bau der Alpenbahnen, mit denen er auch einfacheren Kreisen die Begegnung mit der Natur ermöglichen wollte. Und welche Verdienste hatte Bruno Grosjean aufzuweisen? Er hat, wie der andere seine Alpenbahnen, gewissermassen seinen eigenen Lebenslauf konstruiert, seine Biographie erfunden – und die Requisiten dafür der Hölle entnommen, der Hölle auf Erden. Beruht auf dieser Erfindung oder Usurpation die seltsame Faszination, die er noch nach seiner Enttarnung ausübt?

Dass dieses erfundene oder usurpierte Leben auf einer monströsen Lüge beruht, scheint dabei nur wenige zu stören. Und doch galt die Lüge einmal, lang isfs her, als eine Sünde (ihr Verbot steht immerhin im Dekalog!), war sie einmal ein Tragödienthema. Meineid vor Gericht wird heute noch geahndet, und Politiker, die sich auf einer Lüge ertappen lassen, büssen das mit einem Verlust an Prestige, wenn nicht des Amtes. Mit dem Fall Wilkomirski betritt man in dieser Hinsicht eine andere Welt, in der solche Gesetze nicht gelten. Da kann einem der Gedanke gefährlich nahekommen, es brauche einer nur kühn und im grossen Stil zu lügen – und schon wird er unsterblich.

Literaturhinweise

Birgit R. Erdle: Traumatisiertes Gedächtnis und zurückgewiesene Erinnerung. In: Corinna Caduff (Hg.): Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur, Zürich 1997.

Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie, Zürich 2000.

Jona Oberski, Kinderjahre (Amsterdam 1978, Wien 1980). Neuausgabe Zürich 1999.

Reto Sorg/Michael Angele: Selbsterfindung und Autobiographie. Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn am Beispiel von Benjamin Wilkomirskis Bruchstücke. In: Lesezeichen. Festschrift für Peter Rusterholz zum 65. Geburtstag. Hg. von Henriette Herwig, Irmgard Wirtz, Stefan Bodo Würffel. Tübingen und Basel 1999.

Lorenz Jäger

Morsche Stellen in der Erinnerungspolitik

«Ich bin aufgewachsen und gross geworden in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die nicht zuhören wollte oder konnte.» Der das schrieb, der Schweizer Musiker Benjamin Wilkomirski, behauptete aber noch mehr: seit seiner Schulzeit habe man ihn «zum Schweigen bringen wollen» und versucht, seine «Erinnerungen zu löschen». 1995 veröffentlichte er ein Buch, in dem er endlich die Tatsachen, die ihm seine Adoptiveltern ausreden wollten – seine ersten Lebensjahre in der Hölle des Lagers Majdanek –, ans Licht bringen wollte. Das Buch kam 1998 ins Gerede. Der Schriftsteller Daniel Ganzfried konnte anhand behördlicher Dokumente den Nachweis führen, dass es sich bei Benjamin Wilkomirski um Bruno Doessekker handelt, der am 12. Februar 1941 als uneheliches Kind in der Schweiz geboren wurde. Seine Befunde wurden später von Stefan Mächler bestätigt. Auch Wilkomirski gestand in seinem Buch zu, dass die Dokumente in seinem Fall anders lauteten: «Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. Ich habe rechtliche Schritte gegen diese verfügte Identität eingeleitet.» Auch dies entsprach, wie sich später herausstellte, nicht der Wahrheit.

Wilkomirski Geschichte ist ein Albtraum. Die Menschen erscheinen in Umrissen oder Fragmenten, da eine Uniform, dort ein Stiefel, hier ein Arm. Kaum jemand in diesem Buch hat ein Gesicht. Berichtet werden Horrorszenen, die nicht mehr zu steigern sind. Ein Mann lächelt das Kind an, «doch plötzlich verzerrt sich sein Gesicht, er wendet sich ab, er hebt seinen Kopf nach oben, reisst den Mund auf, wie zu einem gewaltigen Schrei. Von unten, gegen den hellen Himmel, sehe ich nur noch die Konturen seines Kiefers und den Hut, der ihm nach hinten rutscht. Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schießt aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht.» Solcher filmgerechten Grässlichkeit den Glauben zu versagen, wenn sie mit dem Anspruch historischer Wahrheit auftritt, erfordert einen Mut, den 1995, als das Buch erschien, nur wenige aufbrachten. «Die Schilderungen exzessiver Grausamkeiten wirken», so schrieb damals Eva-Elisabeth Fischer, «wie die auf der Couch eines Psychoanalytikers

rekonstruierten Albträume eines Traumatisierten.» Eine hellsichtige, durch die späteren Untersuchungen bestätigte Vermutung, die die Rezensentin aber nicht davon abhielt, das Buch dennoch zu empfehlen. Die Methode der «Wiedergewonnenen Erinnerung», die seit den frühen neunziger Jahren in England und in den Vereinigten Staaten von Trauma-Lobbyisten allenthalben praktiziert wurde, hatte, wie es zunächst schien, in Wilkomirski ihren besten Beweis gefunden. Vielfach waren Anleitungen erschienen, sich des sexuellen Missbrauchs zu erinnern, den man angeblich als Kind erlebt und dann verdrängt hatte, die satanischen Rituale, denen man dabei ausgesetzt war, oder gar der Entführung durch Ufos. Die Literaturwissenschaftlerin Elaine Showalter hat sie Ende der neunziger Jahre als postmoderne Wellen von «Hystorien» gesammelt und beschrieben. Die Betroffenen berichten übereinstimmend, Opfer furchtbarster Traumatisierungen zu sein, diese aber später durch Gehirnwäsche vergessen oder «verdrängt» zu haben, bis sie sie schliesslich mit Hilfe einer psychotherapeutisch gestützten Technik der Tiefenerinnerung wiedergewinnen konnten.

Gleich mehrfach findet sich in «Bruchstücke» beschrieben, wie der Autor seiner eigenen Stimme zuhört, als sie das Gegenteil von dem sagt, was er ausdrücken wollte: «Ich hörte mich reden, als ob jemand anderer in mir redete.» «Diese fremde Stimme!», so fällt er sich einmal ins Wort, «Oder war es doch meine Stimme?» Irgendwann haben die Stimmen in Bruno Doessekker sich zu einem Kurzschluss-Pakt entschlossen. Es war die Geburtsstunde von Benjamin Wilkomirski. «Ich konnte», so Wilkomirski an einer Stelle seines Buches über sein Leben in der Schweiz der Nachkriegszeit, «der unerträglichen, fremden Gegenwart nur entfliehen, indem ich in die Welt und zu den Bildern meiner Vergangenheit zurückkehrte». Vielleicht war an dieser Stelle schon alles gesagt. Denn dann stand am Anfang seiner Geschichte der Ekel vor dem gesicherten Leben, der begründet sein wollte: Dann musste die Lehrerin an eine KZ-Aufseherin erinnern, der Skilehrer an den Henker, die Schiessbuden auf dem Rummelplatz an Auschwitz und Wilhelm Teil an die SS. Und noch einmal die grauenvolle Steigerung: die Geburt des eigenen Sohnes wird mit dem Bild einer Ratte im Leichenberg konfrontiert. Kein Vater, was immer er erlebt hat, darf seinem Sohn diese Assoziationen aufbürden. «Die Erwachsenen – sie alle haben mich angelogen. Am besten ist, ihnen nicht mehr zuzuhören», heisst es einmal. «Ich verstand nicht, was sie sagten –

ich wollte nicht verstehen.» Es sind Stellen wie diese, an denen Wilkomirski der Wahrheit nahekommt. Doessekker-Wilkomirski ist im Hauptberuf Musiker und Instrumentenbauer. Der schöne Klang ist die Substanz seines Lebens, selbst den Namen «Wilkomirski» wählte er offenbar wegen seiner Verehrung für eine polnische Musikerin – von der er zeitweise behauptete, sie sei seine Schwester. Für ihn hat sich die Sprache gespalten: in die reine, von Bedeutungen entlastete Musik, der er sein Leben widmet, und in die Unwahrheit seiner Sätze, die zusammengebrochen ist. Was sein Buch wirklich erzählt, ist die Geschichte der gescheiterten Artikulation eines verirrten und verwirrten Mannes.

Und das Buch eines Mannes von unbezähmbarem Hass. Es ist lehrreich, «Bruchstücke» mit der Wahrheit zu vergleichen. Jona Oberski, der als Kind die Lager überlebte, hat eine Autobiographie verfasst, die der von Wilkomirski auf den ersten Blick ähnelt. Auch Oberski hatte – in Holland – Adoptiveltern gefunden. Auch er beschreibt den qualvollen Prozess, mit dem er sich nach der Traumatisierung im Lager bei seiner neuen Familie zurechtfindet: Er verweigerte die Nahrung und musste zum Essen geradezu gezwungen werden, um zu überleben. Nur einen Unterschied gibt es: Während Wilkomirski das Leben bei seinen Adoptiveltern als Fortsetzung der Lagerexistenz schildert, als kalte, gedächtnisfeindliche Welt, die ihn zur Verleugnung seiner Identität abrichten wollte, ist es dem reifen Oberski möglich, seinen Adoptiveltern auch für das zu danken, was ihm damals als Bevormundung erschien.

Die Wirklichkeit hat vor allem die eine Eigenschaft, uneben und unvorhersehbar zu sein. Gerade diese Eigenschaft ist es, die sie dem moralisierenden Ideologen verhasst macht. Aber für ein Publikum, das durch die trivialisierte Psychoanalyse von Alice Miller empfänglich geworden war, galt Wilkomirski als der Inbegriff des Opfers. Für dieses Publikum war es glaubwürdig, was Wilkomirski von der ersten Begegnung mit seinen Schweizer Adoptiveltern berichtete: dass der neue Vater ihn mit einem «gequetschten Lächeln» begrüßte, dass die neue Mutter ihn wortlos am Handgelenk packte; dass sie ihn am nächsten Tag in den Garten führte mit der Ermahnung, nicht auf die Blumenbeete zu treten, auf dem Rasen zu gehen, aber nicht zu sitzen und von den Obstbäumen nicht die Früchte abzureissen. «Ja doch, den hohen Zaun zeigte sie mir auch, der den Garten umschloss. Ich solle nie versuchen, da hinüberzuklettern. Misstrau-

isch blickte ich sie an, doch nichts in ihrem Gesicht rührte sich.» Das stimmte zu den Trauma-Theorien und zur Lehre vom «misshandelten Kind» so perfekt, dass man es glauben wollte.

Was nach der Enthüllung durch Daniel Ganzfried stattfand, hatte den Charakter eines öffentlichen Lehrstücks über die «Erinnerungskultur» in den deutschsprachigen Ländern. Sie offenbarte – in dem Possenspiel des Suhrkamp-Verlages mit der angeblichen Authentizitätserklärung durch Yad Vashem, den Appell Wilkomirskis an die Bergier-Kommission – erstmals (ein zweites Mal dann im Debakel der Wehrmachts-Ausstellung, das ein ungarischer und ein polnischer Historiker aufdeckten) ihre morschen Stellen: Es zeigte sich, wie sehr man bereit gewesen war, sich täuschen zu lassen, auf Warnungen nicht zu hören, ja an den Wahrheits-Behauptungen auch dann noch schweigend festzuhalten, als eine energische Prüfung angemessen gewesen wäre. Man wollte sich den bedeutenden Bucherfolg nicht zerstören lassen.

Worin war der Erfolg begründet? Jedenfalls unterschied sich «Bruchstücke» von anderen Zeugnissen der Überlebenden durch eine bislang unbekannte Anhäufung grässlicher Szenen, die manche Kritiker von literarischer Gewaltpornographie sprechen liessen. Aber in der Erhöhung der Dosis, die dem Leser einen Voyeurismus des Unheils aufzwingt, mag auch der Erfolg seinen Grund haben. Zudem konnte es, als es 1995 erschien, als Zeitkritik an der Schweiz gelesen werden, die gerade unter dem Eindruck der Diskussion um das Raubgold stand. Hatte nicht Bergier in seinem Buch über die Schweiz am Teil-Mythos gekratzt? Passte dazu nicht die Phantasie Wilkomirskis, in Teil den SS-Mann zu sehen? Der Suhrkamp-Verlag, der lange bestritten hatte, dass überhaupt ein Aufklärungsbedarf bestand, entschloss sich erst ein gutes Jahr nach Ganzfrieds Kritik, das Buch vom Markt zu nehmen. Dabei mitgespielt hatte nicht zuletzt die Entlarvung von Wilkomirskis Hauptzeugin Lauren Stratford, die früher mit Schriften zum Kindesmissbrauch durch Satanisten hervorgetreten war, sich indes später als Auschwitz-Überlebende ausgab – und so genau das Interpretationsmuster bestätigte, das Elaine Showalter vorgeschlagen hatte.

Es gehört zu den Ironien des Falles, dass in der kürzlich erschienenen Geschichte des Suhrkamp-Verlags die beiden Literaturpreisträger mit dem Anfangsbuchstaben «W» des Jahres 1996 nebeneinanderstehen: Martin Walser, der den Hölderlin-Preis erhielt, und Wilkomirski, damals ausgezeichnet mit dem Jewish National Book Award («Die Geschichte

des Suhrkamp Verlages 1950-2000», Frankfurt am Main 2000). 1998 standen beide für die Sollbruchstelle der Erinnerungspolitik; Walser hätte sich für seine Sätze zur «Instrumentalisierung unserer Schande» keinen besseren Beleg wünschen können als Wilkomirskis Erdichtungen. Die Suhrkamp-Geschichte merkt an, man habe nach der Warnung (die vor der Drucklegung von Hanno Helbling, dem früheren Feuilleton-Chef der «Neuen Zürcher Zeitung» an Siegfried Unseld gegangen war) «bei den Wissenschaftlern von Yad Vashem» recherchiert, «die über die Geschichte der «Kinder ohne Identität» forschen, das Erscheinen des Buches verzögert sich. Als es dann im August ausgeliefert wird, nimmt die Kritik es als wesentlich auf.»

Man weiss inzwischen, dass es anders war. Die Wissenschaftler, die man von Seiten des Verlags befragte, waren keine, und sie arbeiteten nicht «bei Yad Vashem». Yad Vashem nämlich, die israelische Gedenk- und Forschungsstätte zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, war niemals um ein inhaltliches Gutachten zur Echtheitsfrage gebeten worden: Die Auskunft, die man erteilt hatte, beschränkte sich auf die Angabe der Bibliotheksnummer von Wilkomirskis Video-Aufzeichnung. Hauptverantwortlich für die Häufung von Fehlleistungen im Suhrkamp-Verlag war Thomas Sparr, damals Lektor des Jüdischen Verlags. Er votierte trotz der Zweifel für eine Publikation, seine mangelhafte Recherche in Israel führte schliesslich das internationale Debakel herbei. Sparr hatte sich, wie viele der späteren Leser, mit dem Buch derart emotional identifiziert, dass er es zuweilen öffentlich vortrug und der Presse erklärte, selten habe ihn ein Text «so verwirrt, ein Manuskript in einer Nacht seine literarischen Kategorien so sehr durcheinander gebracht». Aber je länger die Affäre dauerte, umso schweigsamer wurde er. Damit kommen die Stilfragen ins Spiel, die den Fall begleiteten: Als das Buch zurückgezogen wurde, gab es vom Suhrkamp-Verlag eine kurze Erklärung, die nicht namentlich gezeichnet war. Deutlich anders das Bewusstsein individueller Verantwortung in den Vereinigten Staaten: Dort unterzeichnete Carol Brown Janeway, die amerikanische Übersetzerin und Lektorin des Buches, persönlich die Erklärung der Rücknahme.

Überall da, wo persönliche Identität und politische Ziele einer Gruppe zur Deckung gebracht werden sollen, haben sich in den neunziger Jahren Wilkomirski-Geschichten abgespielt, die auf die Ausbeutung des moralisi-

schen Empfindens spekulierten. Die Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchù hatte ihre Autobiographie mit Einzelheiten angereichert, die der guatemaltekischen Geschichte angehören, aber nichts mit der Familie Menchù zu tun hatten. Man mag dies der Grauzone einer «kollektiven Autobiographie» zurechnen. Als blanke Fälschungen entpuppten sich die Lebensgeschichte einer vermeintlichen australischen Ureinwohnerin, das Werk eines weissen Journalisten; der gleichfalls australische Fall «Helen Demidenko» – eine junge Frau erfand sich eine bewegende ukrainische Familiensaga, um ihren rechtsradikalen Anschauungen freien Lauf lassen zu können; schliesslich der aus Grossbritannien gemeldete Fall eines Aids-Opfers, das dann doch keines war.

Am nächsten dürfte Wilkomirski allerdings ein Buch kommen, das gleichsam sein direktes Gegenstück ist: «The forgotten soldier» von Guy Sajer, erschienen erstmals 1967. Der Name ist ein Pseudonym. Was der Verfasser erzählt, ist die Geschichte eines Jungen aus deutschfranzösischer Ehe, der sich sechzehnjährig – unmündig also – entschliesst, sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden. Auch Sajer steigert die Brutalität, aber er bleibt, wie Wilkomirski, vage in allen militärischen Einzelheiten, nur die Reden der Offiziere werden – wunderbare Gedächtnisleitung – über Seiten hinweg wörtlich wiedergegeben. Die englische Übersetzung, die mir vorliegt, ist in allen deutschsprachigen Ausdrücken so unglaublich, dass sich Zweifel an der Echtheit sofort ergeben. Unter Kriegsveteranen, die sich im Internet austauschen, gilt Sajer als begabter, aber unglaubwürdiger Schriftsteller. Dennoch ist das Buch im vergangenen Jahr wieder aufgelegt worden – und Doris Lessing, eine bedeutende Schriftstellerin, hat das Vorwort geschrieben (Phoenix Press, London 2000).

Wie die Geschichten sich ähneln: Auch Sajer musste einen Teil seines Selbst «verdrängen», wie Doris Lessing glaubt («supress his French seif»), auch Sajer wird zum «Symbol» – «Could there be an apter symbol of Europe, of Europe's mingled and mangled fates, than this young man?» Man kann nur vermuten, was Doris Lessing bewegen hat, sich zu dem Buch zu bekennen: Auch hier liegen die Gründe in Vorentscheidungen, die mit dem Buch wenig zu tun haben und die Frage seiner Authentizität gleichsam überspringen. Im Fall von Sajer und Doris Lessing ist es die Frage nach dem Verhältnis von Männlichkeit und Krieg – die Schriftstellerin, lange eine Anwältin des entschiedenen Feminismus, versetzte im August 2001 ihre Anhänger in Verlegenheit, als sie gegen die

«Abwertung» von Männern eintrat und diese aufforderte, sich gegen ihre «sinnlose Erniedrigung» zu wehren. Nichts konnte hier gelegener kommen als Sajers Buch eines Kriegers, der alle soldatischen Männlichkeitsrituale mitgemacht und doch – allein wegen seines Alters – unschuldig war.

Die postmoderne Korrosion des Wahrheitsbegriffs hat in den vergangenen Jahren Ganz- und Halbfälschungen in grosser Zahl hervorgebracht: Zu nennen sind «Stadt des Lichts», der angebliche Reisebericht eines mittelalterlichen Juden nach China, und die Gedichte eines angeblichen Hiroshima-Opfers, mit dem ein Japanologe in den Vereinigten Staaten seine Kollegen über mehrere Jahre narren konnte. «Wilkomirski» war unter diesen Fällen der bekannteste, und er hat zu dem insgesamt wohl heilsamen Resultat geführt, den blinden Konsum von Leidensgeschichten des zwanzigsten Jahrhunderts kritischer zu betrachten.

Rafaël Newman
Binjamin der Lügner?

Performative Hybridität und schweizer-jüdischer
Multikulturalismus

«Willst du die Geschichte weiter hören oder nicht?»

«Ich will nicht», sagt Rafael, immer noch erheitert, die besten Witze sind die eigenen. «Weil sie nämlich einen Furz im Kopf gehabt hat. Weil die ganze Geschichte nämlich ein einziger Quatsch ist. Zuerst das mit dem König, auf der ganzen Welt findest du keinen König, der Benjamin heisst. Und dann essen Prinzessinnen niemals Brot, sondern immer bloss Kuchen. Und der allergrösste Quatsch ist diese Krankheit. Oder hast du im Ernst schon mal gehört, dass man krank werden kann, wenn man keine Watte hat?»

(Becker 1997:184)

In seinem Buch «The Location of Culture» ortet Homi Bhabha die kulturelle Artikulation einer hybriden Identität an der Schnittstelle von absoluter Tradition und kontingenter Umgebung. Hier versuchen die Mitglieder einer Minorität, ihre Vergangenheit «wiederzuinszenieren», ihre Tradition zu «erfinden» und ihre «kulturelle Verschiedenheit» «performativ zu erzeugen». (Bhabha 1994: 2). Das heisst, die Identität des Mitglieds einer Minorität wird sowohl aus mitgetragener, zum Teil ferner Geschichte, wie auch aus zeitgenössischen, zum Teil brennend aktuellen Tatsachen zu einer Art Performance zusammengebastelt. Beide Phänomene, kulturell spezifische Geschichte und gemeinsam gelebte gesellschaftliche Aktualität, sind im Prinzip einem jeden Mitglied der Gesellschaft zugänglich; es kommt darauf an, wie seine Performance rezipiert wird und ob einem das Recht zu einer solchen Identität zuerkannt wird.

Indem er die Hybridität unter dem vieldeutigen Zeichen der Performance auslegt, rettet Bhabha die Debatte über die minoritär-kulturelle Selbstdarstellung aus den Klauen des ethnischen Essentialismus und führt sie zurück ins Reich des spielenden Subjekts, doch ohne Letzteres dabei

als die einzigartige, romantische Stätte der kulturellen Schöpfung wiederzuerrichten. Er besteht darauf, das Subjekt als Wirkung sowohl von dessen Anerkennung durch die Tradition als auch von dessen Dasein innerhalb einer gewissen kontingenten Temporalität zu begreifen. So stellt er fest: «Dieses Verfahren entfremdet jeglichen unmittelbaren Zugang zu einer ursprünglichen Identität oder einer «rezipierten» Tradition» (Bhabha 1994: 2). Nur in der flüchtigen Darstellung einer hybriden Identität lebt die ewige Tradition weiter. Und nur in der ehrfürchtigen Wiederbelebung der Tradition gibt es eine spielerische Identität.

Im Folgenden untersuche ich den Fall einer solchen performativen hybriden Identität, und zwar die eines vermeintlichen «Schweizer Juden», mitsamt den Umständen ihrer Entstehung: einer Performance, die aber als leere Gestaltung einer angeeigneten Tradition entlarvt worden ist. Binjamin Wilkomirski hat ab den frühen 90er-Jahren öffentlich behauptet, er sei ein jüdischer Überlebender zweier Konzentrationslager, in die Schweiz geschmuggelt und hier von einer Familie als nichtjüdisches Waisenkind aufgenommen worden. Doch seit 1998 haben sich die früheren Indizien zur Gewissheit verdichtet, dass seine Geschichte in Anlehnung an den Holocaust als vermeintliches Schlüsselereignis der jüdischen Geschichte erfunden und seine Identität durch und durch zusammengebastelt sei.

Der Fall des Binjamin Wilkomirski zeigt, wie sich eine hybride Identität durch das «Wiederinszenieren der Vergangenheit» und die «Erfindung der Tradition» vorleben lässt, sobald die Vergangenheit und die Tradition der minoritären Gruppe, hier der jüdischen, auf einen einzigen Satz historischer Ereignisse reduziert worden ist, den Holocaust. Und die einheimische publizistische Rezeption dieser späteren Enthüllungen im Fall des einstigen Lieblings zeigt, wie das Publikum der hybriden Performance zum Erfolg auch der schein – hybriden Identität beitragen, bzw. sich nach deren Blosslegung distanzieren will. Denn die Frage nach dem «unmittelbaren Zugang zu einer ursprünglichen Identität oder einer «rezipierten» Tradition» bleibt bei der blossen Erwähnung des Zauberworts Holocaust – für die jüdische Tradition schlechthin stellvertretend, nach wie vor doch irrelevant.

Was im Fall eines vermutlichen Überlebenden des Holocaust in der Diaspora und daher eines hybriden Mitglieds der nichtjüdischen Gesellschaft zählt, ist scheinbar die Geschichte, die er zu erzählen weiss, nicht der Stoff, aus dem diese geschnitzt ist. Den Erzähler erwartet nämlich ein Publikum, das wie Beckers Prinzessin nach der Geschichte lechzt und be-

reit ist, diesem Erzähler einen minoritär-hybriden Status des blossen Erzählens wegen zuzubilligen. In einem Nachwort werde ich anhand eines Beispiels jüngerer Datums eine ganz andere schweizerjüdische Hybridität vorstellen, als Kontrast zum Fall von Wilkomirski, um zu beweisen, dass die Performativität zu dieser Hybridität untrennbar dazugehört, und dass sich die schweizer-jüdische Hybridität, sobald sie vom Holocaust als notwendige und hinreichende Voraussetzung befreit wäre, als eine unter vielen Hybriditäten produzieren könnte, ohne ihre verschiedenen traditionellen (und ironischen) Betrachtungsweisen preiszugeben.

Ich beginne mit dem aktuellen historischen Kontext. Im Frühjahr 1999, als Deutschland die Nato-Offensive gegen die Überreste des Vielvölkerstaates Jugoslawien im Kosovo unterstützte, war die Schweiz das erste Land, das sein formelles Staatsoberhaupt in die betroffene Region schickte. Die damalige Bundespräsidentin Ruth Dreifuss kehrte von ihrem Informationsbesuch in einem Flüchtlingslager auf dem Balkan mit zwanzig Kosovaren zurück, im Vorgriff auf ein Kontingent von mehreren tausend Menschen, die die Schweiz unter noch laufenden Verhandlungen über ihre genaue Zahl vertragsmässig aufnehmen sollte. Derweil schaute der deutsche Aussenminister, der Grüne und ehemalige Nachrüstungsgegner Joschka Fischer, tatenlos zu, wie seine Vorschläge für ein rasches Ende der Nato-Kampagne in Washington auf Gleichgültigkeit stiessen. Sein sozialdemokratischer Kollege im deutschen Kabinett, Verteidigungsminister Rudolf Scharping, pochte unaufhaltsam auf das ethische Mandat der Kampagne, indem er auf deren Ähnlichkeit mit dem Krieg der Alliierten gegen das «Dritte Reich» bestand und bewusst die Terminologie der NS-Vernichtungsmaschinerie auf die serbische Behandlung der Kosovaren anwandte.

Somit war in der Schweiz wie in Deutschland für die Heilung einiger alter und das Aufreissen von neuen Wunden die Bühne bereitet. Deutschland, in diesem Jahrhundert die grösste Vollzugsstätte eines regelrechten Paradigmas der «ethnischen Säuberung», war fest entschlossen, seine geläuterte Geisteshaltung in einem phantasmatischen Rematch unter Beweis zu stellen. Zur gleichen Zeit und in einer konzentrierteren Art und Weise als es beim Golfkrieg der Fall gewesen war, mussten sich seine Nachkriegsgenerationen im Rahmen einer US-geführten Koalition gegen einen kriegerischen Nationalisten mit den Widersprüchen ihres eigenen Pazifismus arrangieren. Die noch in einer schmerzhaften Erörterung ihrer

finanziellen bzw. flüchtlings-politischen Beziehungen zum «Dritten Reich» verstrickte Schweiz erblickte inzwischen die Möglichkeit, sowohl symbolisch als auch materiell Wiedergutmachung zu leisten, indem ihr erstes jüdisches Regierungsmitglied und formelles Staatsoberhaupt vor der nichtjüdischen Welt vortrat, Flüchtlinge eines nationalistischen Diktators willkommen zu heissen.

Der Anteil Deutschlands an diesem Themenkomplex (gerechte und ungerechte Kriege, Genozid, Flüchtlinge) war im ökonomischen und im imaginären Sinne deutlich, umso mehr als die «Berliner Republik» gerade dabei war, sich im neu restaurierten Reichstag niederzulassen und die frisch gekürte rot-grüne Koalition sich an das Holocaustmahnmal und die Doppelbürgerschaft für Eingewanderte heranmachte. Dass der Holocaust das Gespenst war, das über dem parallelen Verfahren in der Schweiz schwebte, war jedoch minder offensichtlich und dessen Wirkungen entsprechend zweideutiger. Wie das Gespenst Hamlets, das das Gewissen eben dadurch paralyisiert, dass es zur gerechten Vergeltung antreibt, spukt die Erinnerung an den Holocaust seit einer gewissen Zeit wieder durch die schweizerische Nacht.

Die jüngste Strategie der Schweiz, den vom World Jewish Congress (WJC) und anderen amerikanischen und internationalen Körperschaften erhobenen Ansprüchen zu begegnen, ist es, die Berechtigung der Ansprüche zwar mit grossen Auszahlungen anzuerkennen, die weiteren ethischen Implikationen solcher Ansprüche jedoch zu bestreiten. Man hat diese Strategie treffend als die Schweizer Ablehnung eines Umschlagens der Schulden in eine Schuld bezeichnet. Dies in Anspielung auf den Widerwillen Nachkriegsdeutschlands, seine universell selbst-erkannte «ethische» Schuld in konkrete Wiedergutmachungsschulden umschlagen zu lassen (Erdle und Wildmann 1998: 152; Wildmann 1999). Diese Argumentationsweise wurde bis zur Groteske verzerrt mit dem Entscheid des Schweizer Bundesrats vom Juni 1998, dem in der NS-Zeit zurückgewiesenen jüdischen Flüchtling Joseph Spring keinen Schadensersatz zu bewilligen. In einem Fernsehinterview nach dem Entscheid erklärte Bundesrat Kaspar Villiger, dass das Geld Springs moralischen Anspruch nur verkleinern würde (Wiedmer 1998).

Der mit seinen deutlich erkennbaren Helden und Übeltätern ausgestattete historische Holocaust war aber nicht die einzige Spukgestalt, die durch diese Periode der Schweizer Geschichte geisterte: oder besser gesagt, das eigene Holocaustgespenst der Schweiz spukte neben der Kampagne des WJC im Lande umher, das Gespenst einer parallelen Holo-

caustgeschichte, einer speziellen schweizerischen Geschichte des Opfertums, der Trauer, der Anschuldigung und der Erlösung.

Mit der Veröffentlichung seiner «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948» (1995) gewann Binjamin Wilkomirski für seine karg-brutale Beschreibung des Überlebens eines Kindes im Lager internationale Berühmtheit. Wilkomirskis Skizze des trüben Alltags in der gutbürgerlichen Nachkriegsschweiz gab seinem vermeintlichen Gastland sein eigenes Stück Vaterliteratur; es kam so weit, dass Wilkomirski die damaligen schweizerischen Einwanderungsbehörden implizit der Zerstörung seiner jüdischen Wurzeln bezichtigte.

«Bruchstücke» entlarvte somit, neben den Symbolen der Todeslager inmitten der idealisierten Schweizer Landschaft, den kalten Willen seiner Schweizer Adoptiveltern und Lehrer, die Vergangenheit zu verdrängen, eine Parallele zu der für das Nachkriegsdeutschland typischen Verneinungshaltung. Die Umrahmung des Ganzen mit der Entdeckung einer osteuropäischen Andersartigkeit direkt hinter der Fassade der reichen Zürcher Einheitlichkeit verlieh dem Werk die Durchschlagskraft, das triste Gesicht der Normalität blosszulegen. «Bruchstücke» zerriss so angeblich den Scheinfrieden der Schweizer Homogenität, um dort nicht nur Differenz zu entdecken, sondern auch die niederträchtigen und intoleranten Versuche der homogenen Mehrheitsgemeinschaft, diese Differenz zu verdrängen, ja sogar die Spuren dieser Verdrängung fortzuwischen (Erdle 1997:153).

Die Erzähltechnik des Buches verflucht die Vergangenheit mit der Gegenwart, mal eng und mal lose, damit ein ständiger Wiederhall entsteht und der Vergleich zwischen KZ-Universum und Schweizer Nachkriegszeit unvermeidlich zum Träger des Sinnes wird. Hier zwei Szenen, die diese Technik illustrieren: zuerst eine frühe, die die einzige Begegnung von Wilkomirski und seiner angeblichen Mutter in einer Lagerbaracke darstellt.

Unter einer grauen Decke erkannte ich die Umriss eines Körpers. Die Decke bewegte sich. Ein Frauenkopf war zu sehen und dann zwei Arme, die sich langsam auf die Decke legten.

Ich biss auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Ich blickte unentwegt in dieses Gesicht, das mich mit grossen Augen anblickte.

Dies soll nun meine Mutter sein? Ein Kind hat einmal gesagt, wer eine Mutter hat, dem gehört sie ganz allein! Diese Frau soll nun mir gehören, nur mir?

In wildem Durcheinander wirbelten mir Fragen über Fragen durch den Kopf.

Aber ich durfte nicht fragen. Ich wollte ihr sagen, dass ich nicht sprechen dürfe, dass man mich töten würde, wenn ich zu ihr spräche – aber das ging nicht.

So stand ich stumm, biss die Zähne zusammen und wagte nicht, mich zu bewegen.

Ich wandte kein Auge von ihr. Einen Moment lang schien das Gesicht zu lächeln, aber ich war mir nicht sicher.

Ich weiss nicht, wie lange ich so stand.

Ein Knarren unterbrach die Stille, das Tor öffnete sich einen Spalt weit – das Zeichen, dass die Zeit um war. Da bewegte die Frau einen Arm und sie griff tastend mit der Hand unter das Stroh und die Lumpen zwischen ihr und der Wand, als ob sie etwas suchte. Die Hand kam wieder hervor, und ihre Finger hielten etwas umklammert. Sie winkte mir zu, mich zu nähern.

Ich stand noch immer unbeweglich. Ich wartete, ich hatte Angst. Das Winken wurde drängender und schneller. Nur langsam überwand ich meine Scheu. Ich trat neben sie.

Nun sah ich das Gesicht deutlicher, es glänzte nass, und ich sah, dass es weinte. Schweigend streckte sie mir die Hand entgegen und bedeutete mir, zu nehmen, was sie unter dem Stroh hervorgeholt hatte. Einen kurzen Augenblick berührte ich die Hand – sie schien heiss zu sein und feucht.

Ich nahm den Gegenstand, drückte ihn fest an mich und ging auf das nun schon ganz geöffnete Tor zu...

(Wilkomirski 1998 [1995]: 47-48)

Der unbekannte Gegenstand wird später als Brot erklärt. Die Frau mit der grauen Uniform teilt dem jungen Wilkomirski kurz danach mit, seine Mutter sei nicht mehr zu sehen.

Der erste Abend des kleinen Einwanderers im Hause der Schweizer Pflegeeltern enthält später sowohl eine Begegnung mit unvertrauten Gegenständen (Salat, Orange, Unterteller) als auch den Begriff Mutter. Das Kind wird nach dem Abendessen zu Bett gebracht:

Dann war es Zeit zum Schlafen. Eine Türe wurde geöffnet.

«Dies ist dein Zimmer», sagten sie, und der Mann entfernte sich. Das Zimmer war riesengross, und der Gedanke machte Angst, hier al-

lein, ohne andere Kinder neben mir zu schlafen. Ich legte mich aufs Bett.

«Nun musst du lernen, mir richtig gute Nacht zu sagen», sprach die fremde Frau.

«Was ist das?» fragte ich.

«Gute Nacht, Mutter – so musst du jetzt zu mir sagen!» antwortete sie.

«Nein, das sag ich nicht!» schrie ich entsetzt.

«Doch, ich bin jetzt deine Mutter.»

«Nein, nein – Tante!» rief ich.

«Nicht Tante, Mutter musst du zu mir sagen!»

Ihre Stimme wurde hart.

«Nein, nein, ich weiss, wer meine Mutter ist. Du bist nicht meine Mutter. Ich weiss, wo meine Mutter geblieben ist! Ich will zurück, ich will nach Hause!» brüllte ich, so laut ich konnte.

«Ich will dorthin, wo ich hergekommen bin!» Ich wagte nicht, den Ort auszusprechen, den ich dachte. Sie würde mich sonst wiederfinden.

«Das musst du jetzt vergessen! Vergessen, wie einen bösen Traum. Es war nur ein böser Traum», sagte sie immer wieder. «Du musst alles vergessen. Ich, ich bin jetzt deine Mutter.»

(Wilkomirski 1998 [1995]: 114-115)

Stille, Sprachverbote bzw. -regelungen, fremde Begriffe, unvertraute Gegenstände und Essgewohnheiten; die Elemente des Lagers wurden wiederbelebt, zum Teil verkehrt, im Freien, und eine seltene temporale Hybride ist entstanden. Wilkomirski hatte die NS-Vergangenheit mit der Schweizer Gegenwart lebensnah verbunden, er hatte die «Tradition» des Holocaust mit den aktuellen zeitgenössischen Umständen verschränkt, um eine hybride Identität als Schweizer Jude vorzuleben.

Die nachfolgende Geisterbeschwörung, die dieses störende Gespenst beruhigen sollte, scheint ihm im Gegenteil nur frisches Blut gegeben zu haben. Im Spätsommer 1998 veröffentlichte der jüdische Schweizer Schriftsteller Daniel Ganzfried in der «Weltwoche» den Nachweis, dass es sich im Fall Wilkomirski um eine Fälschung handelt und der angeblich aus Lettland stammende, eingewanderte Jude in Wirklichkeit der ausser-eheliche Sohn einer Yvonne Berthe Grosjean aus dem Westen der Schweiz ist, der von den Zürcher Doessekkers adoptiert wurde. Es folgten Artikel, Briefe und öffentliche Debatten, in denen Anschuldigungen

Gegenanschuldigungen wichen, inklusive (um nur die beiden Extreme zu erwähnen) der Anklage gegen die Schweizer Germanistik wegen ihrer Rolle bei der Förderung des Buches als einem würdigen Beitrag zur Geschichte des Holocausts und der Vermutung, Ganzfried führte aus Neid auf den Erfolg Wilkomirskis eine gemeine Hetzkampagne gegen Letzteren. Diese beiden Pole der Reaktion bekam man am 7. Dezember 1998 im Theater am Neumarkt in Zürich zu hören, als Ganzfried mit einigen seiner Kritikerinnen und Kolleginnen konfrontiert wurde, darunter Birgit Erdle und Wolfram Groddeck.

Mit Suhrkamps Rücknahme der gebundenen Ausgabe des Buches, der Bereitschaft des «neugefundenen» leiblichen Vaters Doessekkers, sich einem DNA-Test zu unterziehen, und der Anzeige wegen Betruges und unlauterem Wettbewerb, die ein Zürcher Anwalt gegen Doessekker erhoben hat, scheint die Debatte in die Endphase geraten zu sein. Stattdessen begannen die Diskussionen, sich auf das Buch nicht als das Produkt eines Holocaustüberlebenden, sondern als das eines anders verursachten, sich im Gewände eines Holocausterlebensberichts zeigenden Traumas zu beziehen. In einer am 8. April 1999 an der Universität Bern abgehaltenen Diskussionsrunde gab der Zürcher Therapeut Jaron Bendkower seine Gedanken kund, dass die «Autobiographie» zwar verfälscht sei, jedoch ein gewisses Mitleid für die psychische Lage erwecken müsse, die einen solchen Text hätte produzieren können. Er habe schon in seiner Praxis, fügte er an jenem Abend, aber auch in einem später erschienen Interview hinzu, mit Scheinerinnerungen an den Holocaust Erfahrungen gemacht, die als Symptome zu behandeln wären (Bendkower 1998).

Die Bereitschaft Bendkowers, den Sonderfall Wilkomirski zu verallgemeinern und seine Ätiologie in allgemein vertrauten und verständlichen Ursachen zu entdecken, ist jedoch typisch für die schweizerische Rezeption der Ganzfriedschen Veröffentlichungen. Im Juni 1999, bei der Publikation zweier von Nichtschweizern geschriebenen Artikel über Wilkomirski, stellte sich heraus, dass Aussenseiterinnen einer solchen Verallgemeinerung wohl weniger zugetan waren. Philip Gourevitch nutzte für seine Arbeit im «New Yorker» die neuesten Theorien der Gedächtnisforschung, um die idiosynkratische Produktion «falscher Erinnerungen» bei Wilkomirski imaginär zu rekonstruieren. Elena Lappin zeichnete in «Granta» ein wesentlich sympathischeres Porträt, indem sie ihre ausführlichen Gespräche mit Wilkomirski und seinen Verbündeten doku-

mentierte, um am Ende mit einer exquisiten Besonnenheit über die möglichen Ursachen des eigentlich dem Buch zugrunde liegenden Traumas zu spekulieren. In ihrer Rezension der beiden Aufsätze notierte die «Weltwoche»-Reporterin Claudia Kühner, die sich im Auftrage der Zeitung vorwiegend mit dem Fall Wilkomirski befasst, wie anders als ihre Landsleute die beiden Ausländerinnen mit der Geschichte umgingen:

Interessant an den beiden Artikeln ist ihr Zugang zum Thema. Sie halten sich eng an die Person Wilkomirski und forschen nach. Gourevitch wundert sich nur, wie man bei genauer Lektüre das Buch überhaupt je hat ernst nehmen können. Hierzulande hatte sich die Diskussion relativ bald von Wilkomirski ab- und der Frage zugewandt, wie der Literaturbetrieb und das Publikum mit dem Holocaust umgehen, wieso dieses Buch unhinterfragt blieb und auch noch so viel Aufsehen erregen konnte.

(Kühner 1999: 42)

Die ausländischen Forscherinnen, so Kühner, interessierten sich immer noch für die Person des Autors und die direkten bzw. privaten Ursachen seiner Fabulationen, seien sie psychisch oder mechanisch zu interpretieren, während die Schweizer Journalistinnen ihre Untersuchungen schon seit geraumer Zeit auf die Gesellschaft gerichtet hatten, deren Produkt dieses Schicksalskind ist und die ihm und seiner phantastischen Erzählweise so viel Glauben und Mitleid geschenkt hatte. Ferner wies Kühner zu Recht darauf hin, dass sich die Diskussion in der Schweiz jetzt in der Auseinandersetzung um den Holocaust und die Beziehung der Schweiz zu diesem zentralen Ereignis des 20. Jahrhunderts kristallisierte.

Nun ist es durchaus verständlich, dass sich die Auslandspresse weniger für die heutige Lage der Schweiz interessierte als für die Figur des individuellen Autors, dessen Werk als «cause célèbre» aus den provinziellen Kammern jener nationalen Kultur ins internationale Rampenlicht emporgestiegen war. Weniger klar ist der Grund, warum sich Presse und akademische Kreise der Schweiz so sehr darum kümmern, wieso die nationale Leserschaft bereit war, Wilkomirski zu glauben und eine Untersuchung der zeitgenössischen schweizerischen Rezeption des Holocausts für das beste Mittel zu halten, den Fall Wilkomirski aufzuklären. Dieses Ziel ist mir im Laufe persönlicher Diskussionen von Teilnehmerinnen an

der öffentlichen Debatte geschildert worden, und zwar aus den verschiedensten Blickwinkeln, wie zum Beispiel von Daniel Ganzfried und Birgit Erdle.

Warum sollte die Schweiz ein Bedürfnis nach der Überprüfung ihrer eigenen nationalen Reaktionen auf das Buch verspüren, anstatt das Buch in den internationalen Kontext der Holocaustforschung zu rücken? Dringender noch stellt sich die Frage, warum eine so schmerzhaft Autoanalyse in diesem Fall nötig sein sollte, wenn es doch eher auf der Hand läge, «Bruchstücke» einfach mit den in akademischen Diskussionen zur Ethnizität breit besprochenen Streichen gleichzusetzen, mit Hilfe derer sich Autorinnen aus den Mehrheitsgemeinschaften anderer Länder als Mitglieder ethnischer Minoritäten ausgegeben haben (kurze Übersicht bei Gilman 1998: 23)?

In einem fulminanten Artikel in der regionalen «Aargauer Zeitung» kam Max Döhner einer solchen Einrahmung des Falles Wilkomirski am nächsten, indem er den glanzlosen schweizerischen Alltag als Ansporn für kreative Autobiographien und die «Diktatur» der Zürcher «pausenlosen Kulturchilbi» als den Grund für die dortige unkritische Rezeption des Buches beschwor. Vom Tenor des Artikels her ist aber klar, dass der Multikulturalismus jeglicher Form dem Kolumnisten verdächtig wäre (Döhner 1998). So umrahmt hätte die Debatte wahrscheinlich ihre Bitterkeit eingebüsst und eventuell auch zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch über den Multikulturalismus geführt. Denn die Schweiz ist doch ein Land mit vier offiziellen Sprachen, dessen Bevölkerung einen beträchtlichen Anteil an Fremden bzw. trotz hiesiger Geburt ohne Staatsbürgerschaft hier Lebenden aufzuweisen hat, eine Gruppe, die dem Lande zugegebenermassen Schwierigkeiten bei der Integration bereitet. In einer amtlichen Veröffentlichung berichtet das Schweizer Bundesamt für Statistik, dass 1997 etwa 19% der Schweizer Bevölkerung Ausländerinnen waren und bemerkt noch dazu:

Der Ausländeranteil liegt bei gut 19%; würden aber nur diejenigen darunter gezählt, die sich befristet in der Schweiz aufhalten, sänke er auf weniger als 7%. Über die Hälfte der Einwohner ohne Schweizer Pass lebt seit mehr als 15 Jahren hier oder ist schon hier geboren. Gemessen an der Einbürgerungsquote von 1,4% (1997:19.200 Personen) besteht immer noch ein grosser Integrationsrückstand. Die ausländische Bevölkerung ist jung: auf 100 Personen im Erwerbsalter entfallen nur 7 im Rentenalter (Schweizer: 29). Damit hängt auch zusammen, dass

fast 27% der 1997 in der Schweiz geborenen Kinder eine ausländische Staatsbürgerschaft besitzen. Die Einwanderung ist in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen. Bei den Arbeitskräften aus der EU überwiegt heute die Rückwanderung. Die Einwanderung konzentriert sich auf Arbeit- und Schutzsuchende aus dem früheren Jugoslawien und dem aussereuropäischen Raum.

(Bundesamt für Statistik 1999)

Ein solcher Zustand wäre sicher in der öffentlichen Diskussion eines Falls der Erwähnung wert gewesen, der um die Behauptung ging, die schweizerischen Behörden hätten einem ausländischen Kind eine verfälschte Identität übergestülpt, um dessen Assimilation in die heutige Gesellschaft sicherzustellen. Der Vergleich zwischen Wilkomirskis angeblicher Vergangenheit und den Aktivitäten der schweizerischen Organisation «Pro Juventute», die bei der Veränderung an Dokumenten der jeni-schen oder schweizerischen Sinti und Roma, in der sogenannten «Kinder der Landstrasse»-Operation mitgemacht hat, ist tatsächlich schon gemacht worden: von Wilkomirski selber und seinen Vertretern (Lappin 1999: 35).

Jede Resonanz des Falles Wilkomirski sowohl für die heutigen Immigrantinnen in der Schweiz als auch für die andauernden Probleme des Landes bei deren Integration, ist jedoch unbemerkt geblieben. Lediglich Daniel Ganzfried, mit dem gleichen Mut, der ihn zuerst zur Publikation der Wahrheit über Wilkomirski getrieben hatte, hat nahegelegt, dass Doessekkers Performance eines Holocaustüberlebenden nicht zuletzt als eine strategische Aneinanderreihung antisemitischer Klischees zu lesen ist; dass Doessekker sich die abgedroschene Gestik des untröstlichen Weinsens, des Händeringens und der verjiddichten Sprache nur angeeignet hat, um sich bei einer Gesellschaft beliebt zu machen, die die Juden bestenfalls toleriert und schlimmstenfalls für unverlässlich verräterisch hält; und dass er für die positive Rezeption dieser Performance auf die europäische jüdische Gemeinschaft zählen konnte, da sie selber in ihrer zweifelhaften Public-Relations-Kampagne von solchen Holocaust-gebundenen Bildern abhängig geworden sei (Ganzfried 1999). Ganzfried hat dieses ethnische Rollenspiel sogar als die zentrale Problematik des Falles identifiziert.

Zwei mögliche Gründe für die Abneigung der Schweizer Presse, die Reaktion zum Fall Wilkomirski im Rahmen der Multikulturalismusdebatte zu betrachten, drängen sich auf, der eine relativ einfach, der andere

subtiler, weil kontraintuitiv. Eine Berücksichtigung dieser Gründe sollte die Bereitschaft der Schweizer Presse, sich von der Person Wilkomirski abzuwenden, erklären, scheint doch klar zu sein, dass ebendiese Person als noch glaubwürdiger Zeuge des Lagers und des trüben Alltags in der Schweiz der Nachkriegszeit der schweizerischen Öffentlichkeit eine begehrenswerte multikulturelle Figur jenseits seiner Schriften vermittelt hat.

Der erste und einfachere Grund, warum die Schweizer Presse den Fall Wilkomirski nicht im Rahmen anderer Scheinhybriditäten betrachtet, sind die Umstände der ursprünglichen Erscheinung der «Bruchstücke». Da die Schweiz gerade dabei war, sich mit ihrer ökonomischen und politischen Verstrickung mit dem «Dritten Reich» auseinanderzusetzen, war der Holocaust zwischen den frühesten Anfängen der Geldkampagne 1995 und dem Kosovo-Krieg 1999 das Hauptthema der schweizerischen kulturellen Traktandenliste. Die turnusgemässe Wahl von Ruth Dreifuss zur Bundespräsidentin für ein Jahr und die Rolle der Schweiz im Kosovo bot dann eine gewisse Renaissance an. Das «Dritte Reich» im öffentlichen Brennpunkt hätte die Autobiographie eines angeblichen Holocaustüberlebenden natürlich hervorgehoben und ihr noch mehr Aufmerksamkeit beschert als sie jüdischen Kulturprodukten in unserer späten Nachkriegszeit im allgemein ohnehin schon zuteilwird. Trotz einer «Nebenhandlung», die sich um die Entdeckung der heterogenen Herkunft eines angeblichen Mitglieds der herrschenden Kultur dreht, war es eher unwahrscheinlich, dass sich «Bruchstücke» als eines unter vielen Zeugnissen zum heutigen schweizerischen Multikulturalismus hätte lesen lassen.

Der zweite Grund ist komplexer. Verschiedene Beobachter haben Wilkomirskis auffallenden persönlichen Auftritt bemerkt: In den Filmen, Aufnahmen und öffentlichen Vorstellungen, die das Publikum zwischen dem Erscheinen des Buches und dessen Blossstellung zu sehen bekam, wird der professionelle Musiker als gestikulierender, sein Klarinett in einem ehemaligen KZ spielender, viel weinender Mensch dargestellt (zu Letzterem siehe insbesondere Gourevitch 1999: 50-51). Auch seine Art, zu reden, war Anlass zu Kommentaren: Elena Lappin beachtet Wilkomirskis «leicht jiddisch-klingendes Deutsch» während eines Interviews («slightly Yiddish-sounding German», Lappin 1999:16); Daniel Ganzfried sagt unverblümt, «Er hat einen falschen jiddischen Akzent.» («He has a phony Yiddish accent», Gourevitch 1999: 65).

Betrachtet man dazu die Tatsache, dass Wilkomirski in Filmen und Fernsehbeiträgen mitgearbeitet hat, in denen zentrale Ereignisse der Suche nach seiner Vergangenheit (ein Besuch in Majdanek oder die Entgegennahme von DNA-Resultaten zwecks Herstellung einer Verbindung seiner Person mit einer vermutlichen leiblichen Verwandtschaft) unter Wilkomirskis Mithilfe selbstbewusst für die Kamera inszeniert worden sind, liegt der Verdacht nahe, dass es hier schlichtweg um eine Performance geht. Was sein Buch andeutet, wird von dessen Autor «live» als Performance verwirklicht: der Einbruch von einem Menschen ohne anständiges Zuhause, eines hereingeschmuggelten Elements, eines unvollendet assimilierten Fremden in die heile, angeblich homogene Welt des Schweizer Bürgertums.

Wilkomirski thematisiert selber genau dieses Hereinbrechen des Fremden, und zwar in seine eigene, spätere Welt: indem er anlässlich der Geburt seines ersten Sohnes unvermeidlich an die in dem Bauch einer verstorbenen Frau wühlenden Ratten denkt, die er vor Jahren im KZ gesehen haben will. Ob er selber eine Ratte sei, habe er sich früher gefragt, da er auch aus einer solchen Wunde gekommen sei. Die Frage wird damit implizit gestellt, ob sein Sohn nicht auch solch eine sei, dunkel wie er nun aus der Scheide hervorlugt? Eine solche Figur des «Fremden» hätte die Aufmerksamkeit jenes Teils der schweizerischen Öffentlichkeit unvermeidlich auf sich gezogen, der sich gerade mit dem Problem der Fremdenintegration, wie im obigen Zitat skizziert, beschäftigt.

Dass dieser «Fremde» auch behauptet hatte, er sei Jude, hatte seiner Erscheinung umso mehr symbolischen Wert gegeben. Denn die Schweiz ist mit mindestens vier deutlichen anerkannten Sprachgruppen des Landes, unter denen man auch regionale und dialektale Grenzen wahrnehmen kann, ja schon per definitionem eine multikulturelle Gesellschaft. Eine solche Zusammenstellung schützt das Land implizit vor Anschuldigungen der Xenophobie oder gerade der biedereren Homogenität und verdeckt die wirklichen Schwierigkeiten der Ausländerinnen. Was die Schweiz noch zusammenhält, ist paradoxerweise gerade eine Trennung: die Konfessionsspaltung, nach der die Bevölkerung in zwei etwa gleich grosse Gruppen von Protestanten und Katholiken «zerfällt».

Das Gesicht eines Schweizer Juden unter der Maske eines adoptierten Mitglieds des Zürcher protestantischen Establishments bzw. eines geborenen Mitglieds einer aus dem Westen des Landes stammenden protes-

tantischen Familie zu entlarven, stellt zur gleichen Zeit eine Bedrohung der vermeintlich soliden christlichen Gesellschaft und der Hoffnung auf einen wahren Multikulturalismus jenseits der Religion dar, auf einen Multikulturalismus, der eines Tages auch die neueren, exotischeren nichtchristlichen Einwanderer, die Muslime des ehemaligen Jugoslawiens oder die Buddhisten und Hindus aus dem indischen Süden, einzuschliessen vermöchte.

Das Judentum als Vertreter der Andersartigkeit auf der schweizerischen kulturellen Bühne ist kein neues Phänomen. In seinem Nachwort zur neuen Auflage von Kurt Guggenheims monumentalem Zyklus über Zürich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, «Alles in Allem» (1996 [1952-1955]), in dem Guggenheim anhand der Schicksale vieler (Wahl)ZürcherInnen den Weg Zürichs von einem bescheidenen Provinzdorf zu einer modernen kosmopolitischen Stadt zeichnet, betont Charles Linsmayer die Bedeutung der jüdischen Romangestalten. Suggestiv betitelt «Das Fremdsein im Eigenen, das Heimischwerden im Fremden: Kurt Guggenheims Roman «Alles in Allem» und das Thema der sozialen Integration» und mit einem Zitat von Georg Simmels berühmtem «Exkurs über den Fremden» schliessend, in dem dem Einwanderer eine paradigmatische Stellung in der Moderne beigemessen wird, findet der Aufsatz in Guggenheims Juden das Symbol für zweierlei Zustände: der des Fremdseins überhaupt, da sie allesamt keine Christen sind; und der potentiellen Integration, da sie selbst in zwei grobe Gruppen einzuteilen sind, die Assimilanten aus dem Aargau und dem Elsass, die sogenannten Westjuden, und die de facto Separatisten aus Polen und Russland, die sogenannten Ostjuden.

Es ist überdies genau die Anwesenheit von Juden in Guggenheims Roman, die, so Linsmayer, «Alles in Allem» von seinem unmittelbaren geographischen Rahmen abheben und zur emblematischen, universellen Schilderung der Modernität schlechthin werden lässt:

Am schönsten, am bewegendsten und in geradezu modellhafter Weise hat Kurt Guggenheim die Begegnung zweier Kulturkreise bzw. die Einordnung des Fremden ins Heimische am Beispiel des jüdischen Zürich aufgezeigt. «Alles in Allem», das ist immer zugleich auch die Geschichte der Zürcher Juden. Und dennoch ist es ebensowenig ein jüdisches wie es im einengenden Sinne ein zürcherisches Buch ist. Zürich steht darin Modell für eine humane urbane Gemeinschaft, das Juden-

tum für das Phänomen der Integration und Sozialisation in all seinen Nuancen, Facetten und Weiterungen.

(Linsmayer in Guggenheim 1996:1074)

Die Juden in Zürich liefern also zumindest nach Meinung dieses zeitgenössischen Kritikers zugleich den Beweis der Modernität der Stadt und die Bürgerschaft ihrer Toleranz, ihres Liberalismus und ihrer Fähigkeit, Ausländerinnen zu assimilieren. Ferner, wie im Titel des Aufsatzes schon angedeutet, birgt die Anwesenheit des Anderen innerhalb der Gemeinschaft der Vertrauten die Hoffnung auf ein entsprechendes Verfahren in sich, auf eben «das Heimischwerden im Fremden», das sowohl bei den Immigrantinnen als auch bei den Mitgliedern der Hauptkultur, die mit den Fremden konfrontiert sind, zu erleben sei.

Wilkomirskis Buch, noch als Erlebnisbericht gelesen, hatte dem Leser eben diese Entdeckung des Anderen im Vertrauten oder «das Fremdsein im Eigenen» beschert und damit den Kosmopolitismus und die Modernität der schweizerischen Gesellschaft gesichert. Er bot denjenigen Generationen ein zusätzliches Gut an, die wie Wilkomirski selber in der Nachkriegsperiode der Gesellschaftskritik aufgewachsen waren und die jetzt die Verstrickung ihres Landes mit NS-Deutschland mit nachträglicher Entrüstung wahrnahmen. Denn mit seiner Abbildung der emotionalen Kälte des Lebens in der Schweiz der fünfziger Jahre und seinem Porträt eines sich nicht zugehörig fühlenden Mitglieds dieser Gesellschaft hat «Bruchstücke» dem zweiten Element in Linsmayers Formulierung, «das Heimischwerden im Fremden», impliziten Widerstand geleistet und hat sich so denjenigen angeboten, die die hartnäckige Resistenz der schweizerischen Kultur gegen das Fremde anprangern wollten.

Wilkomirski ruft also eine Nachkriegsschweiz der Verdrängung und des Terrors wach, in der ein Überlebender meint, die Zeichen eines parallelen Holocausts in der sterilen Normalität des bürgerlichen Heims ausmachen zu können: Sieht er beispielsweise zum ersten Mal die Kohlenheizung im Keller des neuen Elternhauses Doessekker, denkt der Erzähler sofort, «Das Lager ist noch da, sie haben es nur versteckt» (Wilkomirski 1998 [1995]: 118). Hier führt Wilkomirski symbolisch gegen die Schweizer Tradition, (gleichermassen in laufenden Debatten über Immigrationspolitik und Bürgerschaft als und dem «Nazigoldskandal» kritisiert) einen Angriff, dessen wichtigste Waffe gerade die Hauptperiode (Holocaust und unmittelbare Nachkriegszeit) des Buches ist.

In zwei Kapiteln gegen Ende des Buches, «Die Blockowa» und «Der Henker», zielt Wilkomirski auf Institutionen, die zentrale Positionen in der schweizerischen Mythologie einnehmen (die Wilhelm Teil-Legende und das Skilaufen), um sie explizit mit dem Holocaust in Verbindung zu bringen (Wilkomirski 1998 [1995]: 119-125 und 130-135). Die Teil-Episode inszeniert überdies im kargen Spiel mit Wortschätzen (dem der Blockowa, die kindliche Lagerinsassen «Gammel-Dreck» nannte, und dem der Schweizer Lehrerin, die Wilkomirskis Schülerproteste als «Gefasel» entwertete) sowohl das Anderssein des jungen Wilkomirski als auch seine Zwangsintegration in die Gemeinschaft der visuellen und verbalen Zeichen, die man als «die Schweiz» kennt. Erdle hat für diese Szene eine interessante Analyse geliefert (Erdle 1997:161-165 und 173 Fn. 13).

Erdles Artikel, obwohl noch vor den Enthüllungen geschrieben und deshalb dem Buch als Autobiographie verpflichtet, enthält trotzdem durchdringende Beobachtungen zur Sprache in dieser wie in anderen Szenen: hier insbesondere zur Bedeutung des dialektalen Wortes «Gefasel». Eine ökonomischere Anschuldigung der schweizerischen Gesellschaft hätte man sich nicht wünschen können: Indem der junge Wilkomirski den mittelalterlichen Helden mit einem SS-Offizier und den Skilift während einer Schulreise mit einer Rampe des Krematoriums assoziiert, trifft er das Herz des schweizerischen Selbstbildes.

Daher also der Widerwillen der Schweizer Presse und besonders ihrer progressiveren Vertreter, den Fall Wilkomirski durch die Optik des Multikulturalismus zu sehen. Denn Wilkomirski wurde vor den Enthüllungen als Ikone eben dieses Multikulturalismus geschätzt sowie auch als Symbol des andauernden Widerstandes des Schweizer Establishments, das den Fremden, insbesondere den Flüchtling, entweder durch aktive Ablehnung oder durch die Spuren eines symbolischen (oder im Falle des Nazigoldes konkreten) Geschäftemachen mit dem Regime, dem er gerade entkommen konnte, von sich hält.

Höchst unbequem wäre es nun gewesen, diese banale Fehleinschätzung anzuerkennen, und wie einfach stattdessen, den ganzen Fall nun im würdigen Lichte des Holocaust zu untersuchen. Denn, wie die Ghettobevölkerung in Jurek Beckers «Jakob der Lügner», symbolisiert vom versteckten Mädchen Lina mit ihrer Vorliebe für die Märchen ihres Beschützers, von der Hoffnung anhand Jakobs erfundener Berichte zehrt, genauso hatte sich das Schweizer Publikum an Wilkomirskis neugefunde-

ner jüdischer Identität inmitten der homogenen gutbürgerlichen Zürcher Gesellschaft gelobt.

Dieses gleiche Publikum hatte sich auch von Wilkomirskis Kritik der Nachkriegsschweiz das Herz erwärmen lassen, von einer Kritik nämlich, die an ebendiese begüterte Klasse gerichtet war, die später den Skandal der Schweizer Banken hervorbringen sollte. Wilkomirskis performative schweizer-jüdische Hybridität mitsamt der in seinem Buch beschriebenen Entdeckung des hässlichen Gesichts der schweizerischen Verdrängung war all jenen ein Balsam, die eine den heutigen Flüchtlingen gegenüber gerechtere Politik formulieren und damit das miserable neue Image der Schweiz im Ausland verbessern wollten. Nun war dieser selbe Mann als Lügner, als Schauspieler entblösst, als Erzähler befriedigender (eventuell auch notwendiger) Märchen: entblösst mit der Rohheit und Brutalität eines Beckerschen Rafael, dessen Hohn auf die Lächerlichkeit von Jakobs Erfindungen seinen Widerhall in Ganzfrieds rohem Unglauben gefunden hat, dass überhaupt je Wilkomirskis Text jemanden hatte überzeugen können.

Daher lässt sich auch erklären, warum die Schweizer Presse in ihrer Beurteilung der Enthüllungen die Person des Autors ignoriert hat, denn es war in hohem Masse dieser Mann gewesen, dessen offenes Charisma, ethnische Farbe und implizite Kritik an der Mehrheitskultur den Reiz des Buches begünstigte. Man hat das Judesein bzw. Nichtjudesein des Autors – eben seine performative Hybridität – als kulturelles oder ethnisches Thema mit Auswirkungen auf die schweizerische Gesellschaft einfach ausgeklammert und zwar unter dem Zeichen des Holocausts, der dank seines moralischen und historischen Gewichts den Leser von der Verpflichtung entbindet, auch nur irgendein anderes Element des Falles mit zu betrachten.

Die nichtschweizerischen Forscher, deren nationale bzw. ethnische Identität ihnen keine Hommage an den (vermeintlichen) Holocaustkontext des Buches abnötigt, haben diese Verpflichtung nicht verspürt und neigen deshalb eher dazu, über die Bedeutung des Phänomens Wilkomirski per se und die philosophische Tragweite von falschen (oder Deck-) Erinnerungen hinwegzuspekulieren. Es musste wohl jemand aus der Schweiz sein, der Wilkomirski, den Bühnenjuden, in den national-multikulturellen Kontext rückt und die Konsequenzen seiner Performance für ein Land zieht, das eine so grosse Lücke zwischen dem «Fremden» und dem «Heimischen» vorweist. Es ist jemand mit einem intimen Interesse für die schweizerische Geschichte nötig, Wilkomirskis Performance in

einem Land zu deuten, in dem die Juden schon lange die Rolle des internalisierten «Anderen» gespielt haben. Als solche «Andere» waren sie zwar innerhalb der nationalen Grenzen bzw. des nationalen Bewusstseins während Jahrhunderten anwesend, doch sind sie noch gar nicht lange bürgerrechtlich gleichgestellt.

Wie schon in Kurt Guggenheims Tetralogie angedeutet, waren die Juden in der Schweiz um die Jahrhundertwende das Symbol für die potentielle Vielfalt einer vermeintlich homogenen Gesellschaft, in die unter dem Druck des internationalen Geschehens und über die nächsten Jahrzehnte neue und fremde Gesichter aller Art einwanderten. «Alles in Allem» bietet somit einen vorweggenommenen Blick auf den erst später ernannten Multikulturalismus. Mit dem Werkzeug des Modernismus (freier indirekter Rede, schnellem Schnitt zwischen multiplen Szenen und Bewusstseinssebenen und der Montage sachlicher und fiktionaler Ereignisse) inszeniert der Roman auf der textuellen Ebene gerade die Mischung kultureller Subjektivitäten, die Guggenheim auch als das Thema seiner Handlung ausgewählt hat.

Die jüngste künstlerische Beurteilung des schweizerischen Multikulturalismus jedoch, und implizit auch des Judentums darin, ist nicht als Roman sondern als Film zu sehen, also als jenes Medium, das den Techniken des Schnitts und der Montage zuerst den Weg gebahnt hat. Anlässlich des Internationalen Filmfestivals 1999 von Locarno hat die Zürcher Produktionsgesellschaft «Dschoint Ventschr» den Film «ID Swiss», die kollektive Arbeit sieben junger Filmemacherinnen, präsentiert (Bernasconi a.a. 1999).

Der Film setzt sich aus sieben unabhängigen, stilistisch unterschiedlichen Segmenten zusammen, ein jedes einer anderen Ethnizität, Kultur oder einem anderen Diskussionsthema gewidmet und durch einen rezipierenden Filmkommentar zu den relevanten Tatsachen und Statistiken des jeweiligen Segments miteinander verbunden. Die Vielfalt der in den Segmenten angewandten Techniken entspricht der Vielfalt der ausgewählten Themen: die erotischen und kulinarischen Leidenschaften eines Schweizers indischer Herkunft und seiner «weissen» Freundin (Kamal Musale); die Vorbereitungen eines Ägypters auf die Verleihung des Schweizer Bürgerrechts (Wageh George); die Beziehungen zwischen den «weissen» Einwohnern eines Zürcher Altersheims und den spanischen, türkischen und indischen Mitarbeiterinnen (Christian Davi); die Ambivalenz eines Schweizers italienischer Herkunft über ein Fussballspiel zwi-

schen der Schweiz und Italien, «seinen» beiden Nationen (Fulvio Bernasconi); die verschiedenen Heimaten einer Schweizerin mit Berner Mutter und ägyptischem Vater, die ihr Leben in New York und Lausanne verbringt (Nadia Fares); die Beratungen bei einem Rabbiner um die Identität einer Schweizerin, die mit jüdischer Mutter als Protestantin in Basel aufgewachsen ist (Stina Werenfels); und die Ergebnisse einer nichtwissenschaftlichen Umfrage unter französisch- und deutschsprachigen Rekruten der Schweizer Armee in Bezug auf die Möglichkeit eines Bürgerkriegs zwischen den beiden grössten Sprachgruppen im Lande (Thomas Thümen).

Aus diesem Wirrwarr von Ethnizitäten, Kulturen, Hybriditäten und Positionalitäten ragt Werenfels' Beitrag subtil heraus, indem der Filmkommentar nur in ihrem Fall eine Statistik zur Wahrnehmung dieser bestimmten ethnischen Gruppe durch die allgemeine schweizerische Öffentlichkeit liefert: Laut dem Film schätzen nichtjüdische Schweizerinnen den Anteil der Juden in der Schweiz vier- bis zehnmal grösser als es der seit Jahrzehnten kaum veränderten Zahl von knapp 18.000 Schweizer Juden entspricht; darin reflektiert sich die erhöhte Aufmerksamkeit den Juden gegenüber, obwohl die Muslime (etwa 152.000 laut der im Film zitierten Statistik) einen wesentlichen höheren Anteil aufzuweisen haben. Werenfels' Segment ist sonst noch bemerkenswert für den Ernst, mit dem sie das Projekt der Identitätsbestimmung in einem Interview mit einem Rabbiner angeht, das sie mit Porträts diverser schweizer-jüdischer Familien spickt; und doch ist ihr Beitrag reich an Ironie und eben Performance. Die Familiengeschichte von Werenfels, geboren 1964 und damit Mitglied der Nachkriegsgeneration, ist durch den Holocaust kaum belastet. Jedoch ist es bemerkenswert, wie wenig der Holocaust in ihrer Schilderung der hybriden Identitätsformation vorkommt und dass stattdessen die Trope eines Haarschnitts als zentrale Metapher für die Konstruktion des Schweizer Judentums dienen darf.

In einer Serie manierierter Aufnahmen, in denen sie sich von ihrem Friseur beraten lässt, inszeniert Werenfels die Entscheidung über ihre ethnische Identität als ein Spiel mit der Tradition der frommen Jüdinnen, die sich das Haar vor der Heirat abschneiden lassen, eine Tradition, die sie nun mit der Ambivalenz einer modernen jungen Frau um einen Wechsel in ihrem Auftreten ironisch reflektiert. Werenfels scheint sagen zu wollen, dass die hybride Identität gerade so bedeutsam und so leicht zu manipulieren sei wie die Coiffure; und in diesem Nebeneinanderstellen di-

verser Moden der kulturellen Äusserung vermag sie gleichzeitig die mütterliche Tradition zu ehren und sich über die Starre der minoritären Bigotterie zu mokieren. Einer ihrer Interviewpartner sagt treffend am Ende des Segmentes, dass Schweizer und Jude zu sein, heisse, zwei Absolutheiten zu erleben: Auf der einen Seite gibt es die ethnische Herkunft und die ist indiskutabel; auf der anderen Seite steht die Staatsbürgerschaft und die ist genauso indiskutabel.

Werenfels' Beitrag zur Diskussion des Schweizer Judentums ist ein heilsames Stück Menschenverstand, da, wo der Fall Wilkomirski droht, die Performance dieser hybriden Identität ganz und gar im Lichte des Holocausts aufgehen zu lassen. Unter den im kollektiven Film enthaltenen diversen Stellungnahmen zu anderen Hybriditäten beteuert ihr Segment erneut die Wichtigkeit des Judentums für die Geschichte der Schweizer Heterogenität, wobei es auch die Präeminenz einer bestimmten Hybridität über die anderen bestreitet. Es ist, als würde die Prinzessin in Jakob Heyms Märchen aus ihrem Krankenbett aufstehen und anfangen, ihre eigene Geschichte zu erzählen.

Der Aufsatz basiert auf einem englischen Vortrag, den der Autor an der «Remembering for the Future»-Konferenz in Oxford, England im Juli 2000 gehalten hat. Der Autor bedankt sich bei Ulf Heinsohn und Roland Dollinger für die unentbehrlichen Ratschläge und freundliche Unterstützung, sowie bei Daniel Ganzfried, Sebastian Hefli und Caroline Wiedmer.

Bibliographie

- Jurek Becker (1997 [1969]). Jakob der Lügner. Frankfurt/Main.
- Jaron Bendkower (1998). Es gibt mehr als eine Wahrheit. Interview: Kathrin Meier-Rust/Claudia Kühner. In: DieWeltwoche.
- Fulvio Bernasconi u.a. (1999). ID Swiss. Zürich.
- Homi K. Bhabha (1994). The Location of Culture. London & New York.
- Bundesamt für Statistik (1999). Website. Neuchâtel.
- Max Döhner (1998). Holocaust-Erinnerung: Wurscht, was wahr ist? In: Aargauer Zeitung, 4. September.
- Birgit R. Erdle (1997) Traumatisiertes Gedächtnis und zurückgewiesene Erinnerung: Zu Benjamin Wilkomirskis Buch Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948. In: Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur. Hrsg. Corina Caduff. Zürich: 153-74.
- Birgit R. Erdle/Daniel Wildmann (1998). Die Macht, das Geld und die Juden. Essay zum öffentlichen Umgang mit Antisemitismus in der Schweiz. In: traverse, Zeitschrift für Geschichte, 1:150-156.
- Ganzfried, Daniel (1995). Der Absender. Zürich.
- Ganzfried, Daniel (1998a). Die geliehene Holocaust-Biographie. In: Die Weltwoche, 27. August.
- Ganzfried, Daniel (1998b). Fakten gegen Erinnerung. In: Die Weltwoche, 3. September.
- Ganzfried, Daniel (1998c). Bruchstücke und Scherbenhaufen. In: Die Weltwoche, 24. September.
- Ganzfried, Daniel (1999). Benjamin Wilkomirski und die verwandelte Polin. In: Die Weltwoche, 4. November.
- Sander L. Gilman (1998). Ethnicity-Ethnicities-Literature-Literatures. In: PMLA113,1:19-27.
- Philip Gourevitch (1999). The Memory Thief. In: The New Yorker, 14. Juni, S. 48-68 (deutsche Übersetzung in diesem Band).
- Kurt Guggenheim (1996). Werke III: «Alles in Allem». Herausgegeben und mit einem Nachwort von Charles Linsmayer. Frauenfeld.
- Claudia Kühner (1999a). Die Geschichte wird nicht wahrer. In: Die Weltwoche, 17. Juni.
- Kühner, Claudia (1999b). Schwindel-Therapie. In: Die Weltwoche, 24. Juni.
- Elena Lappin (1999). The Man with Two Heads. In: Granta Nr. 66, S. 7-65.
- Michael Meier (1999). Strafanzeige gegen Autobiograf Benjamin Wilkomirski. In: Der Tages-Anzeiger, 16. November.

- Rafaël Newman/Caroline Wiedmer (1999). Odysseus' Tattoo: On Daniel Ganzfrieds The Sender and Benjamin Wilkomirskis Fragments. In: G. Richter (Hrsg.), *Literary Friendship, Literary Paternity: Essays in Honor of Stanley Corngold*, Chapel Hill: 2002.
- Caroline Wiedmer (1998). The Changing Face of Swiss Erinnerungspolitik. Unveröffentlichter Beitrag an der GSA Konferenz in Salt Lake City.
- Daniel Wildmann (1999). Die zweite Verfolgung. Rechtsdiskurs und Konstruktion von Geschichte in der Schweiz. In: *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges*. Hrsg. Jakob Tanner/Sigrid Weigel. Zürich.
- Benjamin Wilkomirski (1998 [1995]). *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*. Frankfurt.

Claude Lanzmann

Der organisierte Übergang zum Vergessen

Gespräch mit Sebastian Hefti und Wolfgang Heuer

– Die erste Frage betrifft Ihr Schreiben an uns, worin Sie uns gesagt haben: «Sie müssen wissen, dass ich für Wilkomirski und jene, die ihn unterstützen, keinerlei Nachsicht kenne. Von der ersten Zeile an ist sein Buch voll von Falschheit und Schwindel.» Wie haben Sie das gemeint?

Claude Lanzmann: Ja, das habe ich Ihnen geschrieben. Aber ich möchte lieber anders anfangen. Ich hatte noch nie etwas von Wilkomirski gehört. Nun bin ich ein Mitglied der Jury des «Prix Mémoire de la Shoah». Ich unterstützte damals das Buch, ein grossartiges Buch, von einem französischen Historiker namens Jean-François Forges. Es heisst «Eduquer contre Auschwitz. Histoire et mémoire» (Paris 1997) und ist ein schönes, sehr genaues Buch. Ich habe die Jury darüber informiert. Ich gehe nicht zu den Sitzungen der Jury. Ich habe nicht die Zeit dazu, und auch die vorangegangenen Jahre hatte ich nicht daran teilgenommen. Es handelt sich um eine Art ehrenamtliches Preisgericht. Aber diesmal lag mir daran, dass man dieses Buch auszeichnet. Ich schrieb daher dem Präsidenten der Jury, der auch ein Freund von mir ist, und sagte ihm, dass ich dieses Buch unterstütze und dass er es lesen müsse. Dann aber entstand Widerstand gegen diesen Vorschlag, weil es immer Rivalitäten, Eifersüchteleien und dergleichen gibt. Schliesslich haben sie den Preis aufgeteilt auf Jean-François Forges und Wilkomirski. Ich nahm an der Feier zur Preisverleihung teil und hörte Simone Veil, die selbst früher deportiert worden war, die Ex-Präsidentin des europäischen Parlamentes, Ex-Ministerin, eine Frau, die ich liebe und verehere. Sie hielt eine ausserordentliche Laudatio auf das Buch von Wilkomirski. Es war auch eine sehr schöne Rede. Sie redete wirklich gut und schien von diesem Buch sehr tief betroffen zu sein. Nach der Feier gab es ein gemeinsames Essen. Da waren der Präsident der Jury, der ein Freund von mir ist, zwei oder drei Mitglieder der

Jury, Simone Veil, Jean-François Forges, ich selbst – und Wilkomirski, der mit seiner Frau da war und mit einer Art von Coach, einem Agenten, der ihn nicht allein liess. Nun, ich mochte sein Gesicht nicht sehr. Es war ein Gesicht – ich weiss nicht, wie man dieses Gesicht beschreiben kann – ein wenig wie das von einem Mormonen oder einem Quäker mit Bart, mit einer sehr abwesenden Miene, überhaupt nicht liebenswürdig, nicht angenehm. Er sagte kein Wort. Ich war erstaunt darüber: völliges Schweigen!

– Wann fand diese Begegnung statt? War das 1996?

Claude Lanzmann: Das war – warten Sie, das Buch von Forges ist 1997 in der zweiten Auflage erschienen. Ich glaube, die erste Auflage ist im Frühjahr 1997 erschienen. Das war nicht 1996, sondern 1997. – Aber ich hatte trotzdem Lust, das Buch zu lesen, nachdem Simone Veil eine so begeisternde Laudatio gehalten hatte. Er hat mir also sein Buch mit einer üblichen, eiskalten Widmung gegeben. Ich bin immerhin der Autor von «Shoah», nicht wahr. Er hätte schon etwas liebenswürdiger sein können, aber ich bin sicher, dass er «Shoah» nie in seinem Leben gesehen hat. Zuhause habe ich das Buch ein wenig angeschaut, aber von der ersten Zeile an erschien mir alles als falsch: die Sprache und der Stil. All das schien mir falsch, schien mir geschwindelt. Ich spreche noch nicht einmal von den Unwahrscheinlichkeiten, die von Hilberg ganz klar bemängelt wurden. Er kann das gar nicht erlebt haben. Aber ehrlich gesagt, ich habe das Buch nicht bis zum Ende gelesen. Es ist mir aus den Händen gefallen. Es hat mich zutiefst gelangweilt. Ich konnte es nicht wieder finden, als Sie ankündigten, dass Sie mich besuchen würden. Es hat eine gefälschte Komposition. Es ist eigentlich ein vollkommen kaltes Buch. Es enthält keine Ernsthaftigkeit und ist ohne jede Gestalt. Das war meine eigene Überlegung, das habe ich so zu mir gesagt. Es gab ein anderes Buch, das hier einen grossen Erfolg hatte. Es ist nach dem Krieg in New York erschienen. Das war ein Typ, der diese ganzen Jahre der Vernichtung auch nicht erlebt hat. Ich glaube, er hat sich an Gott gerichtet. Es hat den Leuten sehr gefallen. Aber er hat wenigstens nicht gesagt, dass er das selbst erlebt hatte. Nun weiss ich, was man jetzt sagt, man müsse sich nämlich zu alledem beglückwünschen lassen. Es beweise, dass diese jüdische Erfahrung universell geworden ist. Es gibt einen Aufsatz, der in der englischen Zeitschrift «Granta» erschienen ist, von Elena Lapin, die Wilkomirski nicht

verurteilt. Sie sagt, er habe das so sehr empfunden, dass er es sich angeeignet habe. Er habe den Schmerz und das Leid so stark gespürt, dass er sie sich zu eigen gemacht hat: eine Form von Schizophrenie. Ich glaube überhaupt nicht daran, wirklich nicht. Und es gibt Leute, die sagen – und damit komme ich vielleicht zu Ihrer ersten Frage – diese Geschichte betreffe uns alle, nicht nur die Juden, sondern auch uns. Es sei eine Geschichte, die ein Zeugnis für die gesamte Menschheit darstelle. Es gebe also eine Universalität der Shoah. Damit bin ich selber einverstanden, aber nur unter der Bedingung, dass gesagt wird, wer jemand ist und dass nicht gelogen wird. Ich habe diese ganze Untersuchung nicht im Einzelnen verfolgt, weil es mich wirklich nicht so interessierte.

– Und Sie selbst haben nie öffentlich etwas dazu gesagt?

Claude Lanzmann: Nein, aber ich habe sogar daran gedacht, aus dieser Jury zurückzutreten. Ich habe ihnen das auch mitgeteilt. Man hat mir gesagt: «Aber nein! Die Untersuchung ist noch hängig und die Dinge sind noch nicht sicher und alles ist nicht so einfach.» Schliesslich sagte ich, weil es ja Freunde sind: «Ihr müsstet das wenigstens öffentlich eingestehen.» Ich glaube, dass sie das nicht getan haben. Sie haben das im Verlauf ihrer Verhandlungen und im Hinblick auf die folgende Preisverleihung zugegeben. Aber da ich nicht dabei war, weiss ich es nicht. Aber ich bin fast sicher, dass der Präsident der Jury davon gesprochen hat und gesagt hat, man habe sich täuschen lassen, gewiss. Warum aber haben sie sich von der Geschichte packen lassen? Das steht auf einem anderen Blatt.

– Warum denn, was glauben Sie?

Claude Lanzmann: Ich weiss es nicht. Es ist sehr schwierig, eine gültige Interpretation zu geben. Ich glaube, dass sie sich hereinlegen liessen, weil sie geglaubt haben, es sei wahr. Gewiss ist das der erste Punkt. Damit kann man sie entschuldigen. Sie haben geglaubt, es handle sich um eine wahre und gelebte Erfahrung. Aber warum haben sie es geglaubt? Warum waren sie nicht wie ich von Anfang an alarmiert, durch... Haben Sie das Buch dabei?

– Ja, aber die deutsche Fassung.

Claude Lanzmann: Ah ja. (*Lanzmann blättert im Buch*) Warum haben sie es nicht von Anfang an gemerkt? Man spürt doch das Falsche! Das Falsche ist spürbar. Schlimm ist, dass das Falsche nicht das Gegenteil des Wahren ist, sondern es ist eine Kraft, die das Wahre unbestimmbar macht. – Aha, da: «Die Ankunft». – Ich weiss das, weil ich viele Überlebende getroffen habe, und zwar nicht irgendwelche Überlebende, sondern Überlebende der Vernichtungslager. Die jüdischen Zeugen und die Protagonisten der Shoah sind nicht irgendeine Art von Überlebenden. Es sind jene Menschen, die sich in den Sonderkommandos, der letzten Etappe in der Kette des Todes und der Vernichtung, befanden. Daher muss man sie eher Zurückgekommene anstatt Überlebende nennen. Niemand von ihnen spricht so. Es ist so gestellt.

– Der Grossteil der Leser hat das geglaubt und für ein Zeichen der Echtheit gehalten. Wenige haben wie Ganzfried sofort gesagt, dass das nicht stimmen konnte.

Claude Lanzmann: Ganzfried hat das gesagt?

– Ganzfried war zunächst über die literarische Qualität schockiert und darüber, dass die Kritik gesagt hat, das Buch sei grosse Literatur, Weltliteratur.

Claude Lanzmann: Das ist nicht wahr! Völlig lächerlich! Sie sind sehr eifrig am Werk. Es sind die selben Leute, die – wie ich es bezeichne – die institutionalisierte und globalisierte Verwaltung des Übergangs zum Vergessen organisieren. Das ist es, was zur Zeit vor sich geht. Das heisst die Weitergabe eines toten Wissens. Wie Sie wissen, hat es in Stockholm eine Konferenz der Staatschefs und der Regierungen gegeben. Sie haben dort ein kleines Büchlein zu einer Art von universellem Vademecum mit einer alphabetischen Ordnung von Albanien bis Ukraine bestimmt. Und das soll nun an allen Schulen der ganzen Welt unterrichtet werden. Das ist eine Schande, finde ich. Was soll das eigentlich bedeuten? Es ist wie ein Offner, mit dem man jede Konservendose öffnen kann. Er heisst Universalöffner; er öffnet alles. Hier ist es ähnlich: Das nenne ich also die institutionalisierte Verwaltung des Übergangs zum Vergessen. Weil diese im Gang ist, hat man von Zeit zu Zeit etwas Authentisches, so eine Spur, die von sehr weit her kommt. Und ich kann auf die Psychologie

dieses Typs gar nicht eingehen, warum er das eigentlich gemacht hat... Sie könnten mich darüber aufklären. Aber Sie haben schon recht. Ich bin mit Ihnen einverstanden. In Frankreich hat man tatsächlich wenig darüber gesprochen. Man übergibt es mit Schweigen. Es hätte eigentlich einen grossen Skandal auslösen müssen.

– Es gab einen Artikel in «Le Monde» und einen im «Evenement du Jeudi», glaube ich.

Claude Lanzmann: Ja, das war alles.

– Aber die waren gegen Ganzfried gerichtet. Man hat gesagt, dieser Typ habe ein Problem. Dann wurde es wieder still.

Claude Lanzmann: Ja, ja, ich bin mit Ihnen einverstanden. Das ist nicht gut.

– Wo sehen Sie den Grund dieses Schweigens?

Claude Lanzmann: Eben, es ist das, was ich Ihnen gerade gesagt habe. Es ist immer dasselbe. Sie haben Angst gehabt, dass man den Antisemiten, den Negationisten und Revisionisten, all denen, die sagen, das habe es nie gegeben, Auftrieb und Stoff an die Hand geben würde, wenn man je dieses Buch als Fälschung erklären würde, einen Zeugenbericht, der obendrein noch mit dem «Prix Mémoire de la Shoah» ausgezeichnet worden war: also wurde das mit Schweigen überspielt. Ich glaube, dass es besser gewesen wäre, alles auffliegen zu lassen. Ich wollte das tun, aber ich habe es nicht getan, weil ich zu viel zu tun hatte. Ich will gerne eingestehen, dass das nicht richtig war, dass ich es doch hätte tun müssen. Aber ... Wilkomirski hin oder her, das hindert doch die Revisionisten nicht daran, weiterzumachen. Ich weiss nicht, ob man ihn dazu aufgefordert hat – nein, man hat ihn sicher nicht aufgefordert – das Geld zurückzugeben. Denn es ist ja ein Preis mit einer Geldsumme, nicht viel, aber ich glaube, es waren fünfzigtausend Francs, die man aufgeteilt hat. Man hätte ihm das Geld wegnehmen und es Jean-François Forges geben müssen.

– Auch der deutsche Verlag Suhrkamp hat mit dem Rückzug des Buches sehr lange zugewartet. Die Untersuchung von Ganzfried wurde nicht

ernstgenommen. Man brauchte einen Fachhistoriker, der daraus aber eine psychiatrische Fallgeschichte konstruiert hat.

Claude Lanzmann: Wissen Sie, warum sie nichts gesagt haben? Weil es doch sehr schwerwiegend ist. Es handelt sich immerhin um ein falsches Zeugnis! Man muss sich auf einen Zeugen verlassen können, wenn er sagt: Ich bezeuge das. Vor dem Gericht verlangt man von einem Zeugen, dass er seine Aussage beschwört. Ursprünglich ist es das, was auf dem Spiel steht. Ein solches Buch ist ein Angriff gegen die Zeugenschaft schlechthin.

– Finden Sie, dass das auch eine Angelegenheit der Justiz sein muss? In der Schweiz läuft zur Zeit eine Untersuchung gegen «Wilkomirski».

Claude Lanzmann: Redet er denn weiter?

– Nein, nein, er ist jetzt völlig verstummt. Es ist gar nicht so interessant, ob er ein Schauspieler oder vielleicht ein Verrückter ist...

Claude Lanzmann: ... vielleicht beides...

– Ja, vielleicht. Aber interessant ist doch weniger die Ebene dieses Individuums, sondern die Ebene des kulturellen und politischen Umfeldes, das eine solche Person kreieren lässt. Ich denke an die Verlage, die Agenturen auf der ganzen Welt, die auch in Zusammenarbeit mit jüdischen Institutionen handeln konnten.

Claude Lanzmann: Die jüdischen Institutionen – auf jeden Fall muss man sich fragen, wo sie angelangt sind. Ich habe bereits davon gesprochen, was ich das tote Wissen nenne. Es liegt absolut in der Reihe all dieser Fiktionen, die man heute um dieses Thema herum zu produzieren beginnt: «Schindlers Liste» autorisiert das; Benigni autorisiert das mit seinem «Das Leben ist schön». Wenn das Leben in Treblinka schön gewesen wäre, warum denn eigentlich nicht das? Und ich glaube, dass die jüdischen Institutionen das alles unterstützen, weil wir mit dem Verschwinden der Zeugen, wie man sagt, am Ende ihrer Epoche und ihrer Zeit angelangt sind. Man schreibt jetzt «histoire» mit einem grossen «H». Ich halte es wirklich für einen Skandal, dass die jüdischen Institutionen offiziell Benigni unterstützt haben. Ich rede jetzt nicht von «Schindlers Lis-

te», weil da die Sache etwas schwieriger ist. Ich sage immer: «Man will lieber das Rosige als das Nichts.» («du rose plutôt que du rien», im Original: Anm. d.Ü.) Daraus entsteht sehr gut ein «Vie en rose», also der «Holocaust en rose». Haben Sie vielleicht in der Berliner Programmzeitschrift «Tip» diese wunderbare Kritik gelesen? Es gibt den Film «Die letzten Tage» von James Moll, einem der Leute, die zur Spielberg-Foundation gehören. Haben Sie den nicht gesehen? Bei James Moll ist es ebenso: es ist rosig. In Frankreich und später im «Tip» ist eine Besprechung von meinem Freund Gerard Wajcman erschienen. Darüber war ich sehr erfreut. Sie müssen den Artikel finden! Es ist noch nicht lange her.

– Wie schätzen Sie die Situation des Erinnerns heute ein? Was hat sich in den letzten zehn Jahren geändert, dass es zu solchen falschen Zeugen kommen konnte? Der Zeuge spielt ja in Ihrem Film «Shoah» eine wichtige Rolle. Und nun haben wir einen falschen Umgang mit dem Zeugen...

Claude Lanzmann: Ich verstehe Ihre Frage nicht.

– Der Zeuge ist doch die wichtigste Person in der Erzählung dessen, was geschehen ist.

Claude Lanzmann: Ja, er ist derjenige, der sagt: «Ich habe das gesehen. Ich war dort.»

– Aber Ihr Film ist von dem, was heute üblich ist, ganz verschieden.

Claude Lanzmann: Ja, aber sicher.

– Ich frage Sie, wie Sie den Zeugen in der heutigen Zeit beurteilen.

Claude Lanzmann: Das kann man nicht so allgemein beantworten.

– Nein, es ist vielleicht nur ein besonderer Fall.

Claude Lanzmann: Ich glaube, dass ich Ihnen bereits geantwortet habe.

– Mit dem Übergang zum Vergessen?

Claude Lanzmann'. Es ist das Rosige. – Vergessen Sie nicht, dass ein Film wie «Shoah» zum Beispiel nicht vom Überleben handelt. «Shoah» ist kein Film über das Überleben und über die Überlebenden, sondern ein Film über die Toten. Ein Film über die Radikalität des Todes. Deswegen habe ich gesagt, dass die jüdischen Protagonisten der Shoah keine gewöhnlichen Deportierten oder Überlebenden waren. Das sind Leute, die nie «ich» sagen. Das Gegenteil davon. Sie sagen niemals «ich», sie sagen immer «wir». Und sie erzählen nie ihre persönliche Geschichte. Nie sagen sie, wie sie überlebt haben, niemals. Obwohl sie es mithilfe einer Verkettung von Mut, Wunder, Zufall und ausserordentlichem Heroismus geschafft haben, sprechen sie nicht darüber. Sie erzählen vom Vorbereitungsprozess des Todes. Sie reden *für* die Toten. Sie sind die Stimme der Ermordeten. Viele Leute mögen das eben nicht. Sie möchten lieber ihre persönliche Geschichte hören. Die Geschichte, die sie erzählen, ist in gewisser Weise sehr banal. Es ist eigentlich immer dasselbe. Nein, banal ist das nie. Jedes Mal, wenn man das wieder hört, ist es wieder erschütternd. – «Shoah» ist ein zu radikaler Film. Und er ist der Einzige, der bleiben wird.

– Sie sagen, dass man das Niedliche vorzieht. Manchmal habe ich den Eindruck, dass es schlimmer ist: Man will Propaganda machen. Man will Stoffe, die propagandistisch eine grosse Massenwirkung haben...

Claude Lanzmann: Ja eben, es handelt sich um die Instrumente des Vergessens der Wahrheit.

– Aber wie konnte diese Verkehrung geschehen, dass die Institutionen des Nicht-Vergessens und des Erinnerns zu solchen des Vergessens geworden sind? Was ist da passiert?

Claude Lanzmann: Nein, das kann man wirklich nicht sagen. Sie sind zu schnell. Es ist subtil und kompliziert. Ich glaube, dass ich Ihnen das Wesentliche gesagt habe. Es ist schwierig, über all das zu reden. Aber man muss darüber reden, das ist wichtig. Man muss reden und muss gleichzeitig schweigen. Beides muss man zu gleichen Teilen können. Das ist es, was mein Film macht. Es ist ein Film voller Stille. Aber es ist eine andere Stille als die eines Wilkomirski.

– Sie reden zum ersten Mal öffentlich über diesen Fall?

Claude Lanzmann: Ja. In Frankreich bin ich noch nie darüber befragt worden. Wenn man in Frankreich etwas wissen will, geht man zu den Vertretern der betreffenden Institutionen. Und die Vertreter der Institutionen haben es vergezogen, darüber zu schweigen. Das ist das Mindeste, was man sagen kann.

– Haben Sie eine Vorstellung darüber, wie man in der Gegenwart und in Zukunft über diese Vergangenheit reden kann, ohne dabei zu vergessen?

Claude Lanzmann: Ja, sicher. Ich habe eine sehr genaue Vorstellung davon. Man muss «Shoah» zeigen. Es gibt dreistündige Auszüge des Films, die ich selbst ausgewählt habe, damit sie an alle Gymnasien Frankreichs geschickt werden können. Und jedes Mal verlangen die Schüler und die Lehrer sogar den ganzen Film. Sie arbeiten darüber. «Shoah» stellt wirklich kein totes Wissen dar. «Shoah» ist eine Inkarnation. Für die Jugendlichen ist er sehr lebendig. «Shoah» ist ein Kunstwerk, obwohl er von der schlimmsten Unmenschlichkeit handelt. Er trägt immer zur Bildung der Menschlichkeit bei, und er ist Träger der Menschlichkeit. Auf diese Weise kämpft man gegen das Vergessen – na ja, «kämpfen» – ich weiss nicht, wie es in fünfzig, hundert oder tausend Jahren aussehen wird. Ich werde dann nicht mehr da sein, um es zu sehen. Ich würde es gerne tun, weil ich gerne lebe.

– Wie, glauben Sie, ist es möglich, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden? Wie können wir urteilen? War das dank Ihres Films, Ihrer Lebenserfahrung, oder ist es eine bestimmte Qualitätsempfindung, die Sie sofort erkennen liess, dass dies nicht stimmen konnte?

Claude Lanzmann: Ich weiss nicht. Ich kenne die Literatur dieses Typs.

– Die meisten Menschen haben ja offenbar nichts gemerkt. Wie kann man diese Urteilskraft entwickeln?

Claude Lanzmann: Ach...

– Nochmals zurück zur Frage der Justiz: Sind Sie der Meinung, dass ein Gericht sich mit ihm und mit jenen, die ihn unterstützt haben, befassen soll?

Claude Lanzmann'. Unterstützen sie ihn immer noch?

– Nein, alle haben ihn fallen lassen!

Claude Lanzmann: Nein, es ist keine Angelegenheit der Justiz. Da bin ich dagegen. Die Einsamkeit bildet das Urteil gegen ihn. Sie werden ihn nicht ins Gefängnis stecken wollen?

Paris, 18. Dezember 2000

Imre Kertész
Wichtig ist die Öffentlichkeit

Gespräch mit Sebastian Hefti und Wolfgang Heuer

– Wann haben Sie zum ersten Mal vom Buch Wilkomirskis, «Bruchstücke», gehört?

Imre Kertész: Ich glaube vor zwei Jahren. Ich bin in Salzburg gewesen, anlässlich von «Dichter zu Gast», einer Veranstaltung, die jährlich in Salzburg stattfindet. «Dichter zu Gast» war damals Elfriede Jelinek. Die Jelinek hat einige Texte ausgewählt, auch von mir, und dann bin ich im Theater gewesen. Dort hab ich zum ersten mal von Wilkomirski gehört. Ich habe sogar seine Stimme gehört, weil sie im Theater eingespielt wurde. Er selbst war nicht präsent.

– Und haben Sie dann das Buch gelesen?

Imre Kertész: Ich habe das Buch nicht gelesen. Ich habe furchtbare Sachen gehört. Ich habe zu meiner Frau gesagt, das hört sich ganz merkwürdig an, eine Stimme, die – na ja, ich möchte sie nicht charakterisieren – etwas hysterisch und etwas übertrieben klang. Aber sonst habe ich von ihm nichts gehört und habe sein Buch auch nicht gelesen, denn ich habe dort grausame Dinge gehört. Und ich glaube, das ist nicht die richtige Methode für die Schilderung dieser Ereignisse. Das ist also nur meine Meinung. Also ich lese heute nicht gerne solche Bücher.

– Wurde denn in Salzburg über das Buch gesprochen, dass Sie sagen, sie hätten grausame Dinge gehört?

Imre Kertész: Nein, das war der Text, der Textausschnitt.

– Haben Sie denn noch eine Erinnerung daran, was Sie so grausam fanden?

Imre Kertész: Ja, ich habe eine Erinnerung. Es wurde gesagt hat, dass er mit drei Jahren von Majdanek nach Auschwitz kam. Da habe ich gesagt, das sei sehr merkwürdig, weil so etwas damals unmöglich war, aber, na ja, Ausnahmen gibt es immer.

– Das Buch ist ja sehr positiv aufgenommen worden, und zwar von mindestens drei Gruppen. Da ist der Verlag Suhrkamp, das sind die verschiedenen Preisverleiher – er hat verschiedenste Preise in verschiedenen Ländern Europas und auch in den USA bekommen – und dann auch unter Kritikern und Lesern. Es gab Lesegruppen, die gemeinsam das Buch gelesen haben und mitgeföhlt haben. Wie erklären Sie sich diese grosse Begeisterung für etwas, das Sie selber sehr merkwürdig fanden?

Imre Kertész: Na ja, Lüge ist immer sehr wirkungsvoll. Lüge hört man immer viel lieber als die Wahrheit. Das ist eine übertriebene Leidensgeschichte, wie ich gehört habe. Wahrscheinlich ganz gut geschrieben. Ich habe das Buch nicht gelesen. Es muss gut geschrieben sein, wenn das Buch so grosse Wirkung gehabt hat. Es gibt solche «Tatsachenromane», die immer die Wahrheit schildern, also die Tatsachen selbst, und die keine künstlerische Form haben, sondern so tun, als ob alles wahr sei. Das erzielt immer eine grosse Wirkung. Und ich habe geglaubt, Wilkomirskis Buch sei so etwas.

– Es ist vorgeschlagen worden, dieses Buch dann eben nicht als autobiographischen Tatsachenbericht, sondern als Literatur aufzufassen. Was sagen Sie zu einem solchen Vorschlag?

Imre Kertész: Ich weiss nicht, wo die Grenzen sind. Meiner Meinung nach ist es nicht ganz unanständig, eine Fiktion zu schreiben, um den Effekt zu erzielen, dass man glaubt, der Schriftsteller habe das erlebt. Aus literarischer Perspektive ist das nicht unanständig. Solche Bücher kennen wir. Wenn Wilkomirskis Buch vorspiegelt, das Geschilderte sei ihm selbst passiert und es stellt sich dann heraus, dass das nicht stimmt, sondern Fiktion ist, so sehe ich darin keine Unanständigkeit, nichts Schädliches. Es ist unangenehm, wenn ein Schriftsteller entlarvt wird. Es ist unangenehm für die Schriftsteller und für einige Leser, die es geglaubt haben. Aber sonst geht das meiner Meinung nach. Das ist noch kein Verbrechen.

– Wo wäre denn die Grenze zum Verbrechen?

Imre Kertész: Ich glaube, dass Lügen und einer Lüge glauben zu schenken, nicht schändlich ist, solange man sozusagen aus einer positiven Philosophie heraus der Holocaust-Geschichte noch etwas hinzufügen möchte. Sogar wenn man glaubt, es sei einem selbst geschehen. Das ist dann ein psychologischer Fall, aber immer noch kein Verbrechen. Es ist unangenehm für die Leser und für den Autor selbst. Ich verstehe, dass man ein solches Erlebnis des Betrogenseins rächen möchte. Aber es ist nur eine unangenehme Sache, weiter nichts.

Die Enthüllung musste kommen. Es war wirklich eine gute Arbeit von Herrn Ganzfried, dass er nachgeforscht hat und die Sache ihn nicht in Ruhe gelassen hat, solange er die ganze Wahrheit nicht auf den Tisch legen konnte. Das ist wichtig und auch so anständig, wie es nicht unanständig war, ein solches Buch zu schreiben. Das halte ich von beiden Seiten für nützlich. Einer lügt und dann kommt ein anderer, der die Lüge nicht annimmt und der wissen will, was dahintersteckt. Das ist in einer demokratischen Gesellschaft so. Das muss so sein.

Eine ganz andere Frage ist, warum er dieses Buch geschrieben hat. Warum hat er vielleicht sogar sich selbst glauben lassen, dass es ihm passiert sei? Warum wollte er sich einer grossen Opfergruppe anschliessen? Aber das ist eine psychische Frage meiner Ansicht nach.

– Ganzfried war einer der wenigen, zusammen mit Raul Hilberg, die «Bruchstücke» gelesen hatten und beide im Unterschied zu vielen andern sagten, es sei auch schlechte Literatur, wenn es denn Literatur sei.

Imre Kertész: Dazu kann ich nur sagen, was ich gehört habe. Und das hat mich nicht dazu inspiriert, mir das Buch zu beschaffen und es zu lesen. Aber schlechte Literatur – was ist überhaupt «schlechte Literatur»? – sie hat jedenfalls immer eine übertriebene Wirkung, eine zu laute, eine zu unliterarische Wirkung. Sie ist sehr leicht aufzunehmen wie ein Detektivroman.

– Aber warum geht schlechte Literatur zu Suhrkamp, dem Verlag, in dem Sie selber auch verlegt werden?

Imre Kertész: Na ja, das kann ich nicht beurteilen. Vielleicht ist es diese

Empfindlichkeit der Deutschen gegenüber der Holocaust-Literatur, dass man glaubt, «Ich finde es zwar nicht sehr gut, aber es muss sein. Wir müssen das unterstützen.» Und je mehr Grausamkeit da drinnen ist, umso mehr müssen wir das publizieren. Es kann eine deutsche Befangenheit sein, dass man seinen Text nicht mit dem selben Massstab wie einen normalen Roman gemessen hat.

– Es gab Warnungen an den Suhrkamp Verlag vorher...

Imre Kertész: Wirklich?

– Ja, es gab Warnungen, die waren in der Schweiz bekannt, von einem Journalisten der «Neuen Zürcher Zeitung». Das war der Literaturagentur bekannt. Bevor das Buch gedruckt wurde, wusste Suhrkamp, dass es Warnungen gibt, dass es vielleicht ein gefälschte Autobiographie ist. Sie haben das aber nicht gut recherchiert, sondern nur den Wilkomirski gefragt: «Haben Sie denn eine Geburtsurkunde, Sie sollen ja in der Schweiz geboren sein?» Worauf er sagte, «Die kann ich nicht haben, wenn ich Auschwitz überlebt habe!»

Imre Kertész: Sie sind davon ausgegangen, dass der Mann anständig war. Warum soll man einen Verdacht gegenüber dem Autor hegen? Ich bin auch nicht gefragt worden, ob ich in Auschwitz und Buchenwald gewesen sei. Wenn der Lektor mich gefragt hätte, ob ich einen Ausweis aus Buchenwald hätte, wäre das etwas merkwürdig gewesen.

– Es hat aber auch keine Warnung gegeben: «Vorsicht, Herr Kertész war nie im Lager!»

Imre Kertész: Ich weiss leider nicht, was mit Wilkomirski geschehen ist. Ich habe gelesen, er sei vor Gericht angeklagt. Warum ist er angeklagt?

– Ich habe Ihnen das im Brief geschrieben. Es läuft zur Zeit ein Verfahren durch die Bezirksanwaltschaft in Zürich. Ermittelt wird wegen eines Privatklägers, einem Rechtsanwalt, der gegen Wilkomirski wegen Betruges und unlauterem Wettbewerb klagt. Kann ein Gericht darüber befinden oder soll die Öffentlichkeit damit fertig werden?

Imre Kertész: Die Öffentlichkeit finde ich wunderbar. Ich finde das sehr gut, dass es einen Herrn Wilkomirski und den Herrn Ganzfried gibt. Ich erinnere mich an die Situation im Sozialismus Osteuropas. Es wäre unmöglich gewesen. Wenn ein Wilkomirski lügt und die Staatsmacht es so will, dann bleibt er unangefochten. Der Lügner hat dann die Autorität auf seiner Seite. Es ist ganz unmöglich, dass ein Herr Ganzfried darüber etwas ans Licht bringt. Alles wäre in der Lüge geblieben. Und deswegen finde ich es schön, wenn es so etwas gibt. Es kommt ein Prozess in Gang, an dessen Ende man sagt: «Sehr interessant das Ganze – aber warum ist das passiert? Warum hat er gelogen? Wollte er nur ein Buch schreiben? Hat er ein Identitätsproblem? Hat er vielleicht zuhause zu wenig Liebe erfahren? Hat er die Opferrolle so attraktiv gefunden, dass er sich wirklich in sie hineinversetzt hat? Oder war er ein kalt kalkulierender Lügner?» Das sind sehr interessante Fragen. Ist in dieser Richtung etwas geschehen?

– Es gibt den Bericht des schweizer Historikers Stefan Mächler, der im Auftrag der Agentur von Wilkomirski recherchiert hat. Das Problem ist nun, dass dieser Fachhistoriker sich offenbar als Psychologe betätigt und all die Fragen beantworten will, die Sie eben auch gestellt haben. Zum Beispiel soll das Kind unter der Adoption gelitten haben. Es hat zu wenig Liebe bekommen usw. Leider ist der Fokus nicht auf die Umgebung des «Täters» gelegt worden. Was ist mit diesem ganzen literarischen Apparat passiert – der Agentur, dem Verlag, der Wissenschaft, dem kritischen Feuilleton? Die Frage der Verantwortlichkeit – ob juristisch oder moralisch – ist durch Traumadeuterei wegpsychologisiert worden. Am Ende sehen wir lauter «Opfer» und keiner konnte etwas dafür...

Imre Kertész: Es könnte natürlich schon ein ganz kaltes geschäftliches Kalkül sein. In einer Zeit, in der es eine ganze Welle – in der es eine Holocaust-Mode gibt, schnell ein so brutales Buch zu schreiben, mit dem Gefühl, dass damit ein gutes Geschäft gemacht werden kann. Glauben Sie, dass das sein Motiv war?

– Vielleicht wollte er auch etwas Gutes tun *und* Geld verdienen!

Imre Kertész: Was sagt er selbst?

– Er schweigt. Er hat seine Rolle am Anfang weiter gespielt und gesagt, er werde bedroht. Mittlerweile ist er einfach abgetaucht.

Imre Kertész: Schauen Sie, die Fakten sind ganz einfach. So einen Transport gab es nicht. Das ist für mich ganz klar. Aus Majdanek konnte ein dreijähriges Kind nicht gerettet werden, auch nicht aus Auschwitz-Birkenau. Das ist unmöglich. Ich habe sehr viele Dokumente darüber gelesen. Ich weiss, dass so etwas ausgeschlossen war; es sei denn, viele Leute, darunter SS-Funktionäre, hätten das im Interesse eines dreijährigen Kindes so arrangiert. Das hat, wie ich später hörte, auch Hilberg gesagt. Hilberg weiss alles, was passieren konnte.

– Ich fand das sehr interessant, was sie von der Erfahrung der Lüge im Sozialismus gesagt haben und der Möglichkeit, dass hier die Lüge aufgedeckt wird.

Imre Kertész: Und das ist auch sehr wichtig. Und insofern kann ja ein solches Buch auch sehr nützlich sein. Man wird jetzt für das nächste Buch einen schärferen Blick haben. Man wird mehr Kritik üben und sich vielleicht mehr für die Fakten und für die Dokumente interessieren. Wie konnte das geschehen, dass die ganze Welt diese Lüge aufgenommen – und nicht auf Grund der Fakten sofort gesagt hat: «Das ist ja eine unmögliche Geschichte. Erinnern Sie sich wirklich richtig?»

– Auch die jüdische Welt durchwegs.

Imre Kertész: Auch die jüdische Welt, und ich muss sagen, insofern ist das auch, wie Sie sagen, ein interessantes Thema. Inwieweit ist man noch immer befangen? Wie weit ist die deutsche Gesellschaft in diesem Sinne betrüger? Vielleicht haben auch die Fachleute, die dieses Buch ausgewählt haben, einen Zweifel gespürt und darüber geschwiegen, weil man ein Holocaust-Buch, einen Zeugenbericht, nicht anfechten kann. Sonst könnte man sagen, dass einer ein Nazi oder ein Rechtsextremer sei.

– Und in Amerika?

Imre Kertész: In Amerika weiss man eigentlich nichts. Dieses Urteil ist natürlich zu summarisch. Natürlich gibt es in Amerika wunderbare Fach-

leute, die Fähigsten. Aber die öffentliche Meinung ist vollkommen naiv. Sie nimmt alle Leidensgeschichten auf. Je larmoyanter, desto besser.

– Der Impuls von Daniel Ganzfried lag von Anfang an darin, dass er gesagt hat: «Wir wollen weniger die Gründe wissen, warum dieser Mann das gefälscht hat, sondern vielmehr wie es öffentlich diskutiert und aufgenommen worden ist.»

Imre Kertész: Ja, das ist interessant. Sie haben recht.

– Wenn man jetzt daraus lernt: Welche Kritik sehen Sie an der Holocaust-Diskussion der letzten zehn Jahre? Erst wurde gar nicht diskutiert in Deutschland. Das war in unseren Elternhäusern immer sehr schwierig. Die Studentenbewegung hatte andere Probleme. Dann begann es in den siebziger, achziger Jahren etwa mit dem Film «Holocaust». Und in den neunziger Jahren gibt es einen grossen Konsens, dass darüber gesprochen wird. Und das schlägt für meine Begriffe aber sehr stark in eine Kritiklosigkeit um. Wie sehen Sie das?

Imre Kertész: Das ist schlimm, diese Kritiklosigkeit. Es ist schlimm, dass immer larmoyanter Personengeschichte betrieben wird. Aber sehen Sie: Der Holocaust ist an sich ein sehr wichtiges Problem, über das man nicht oft genug reden kann. Das ist wirklich in einem Kulturkreis passiert, der sich «christlich» nennt. Wenn ich mich nicht irre, was ich nicht glaube, hat der Holocaust die Reste zerschlagen, die von der europäischen, christlichen Kultur noch Bestand hatten – nach dem Ersten Weltkrieg und nach den Philosophen wie Nietzsche und so weiter. Den Holocaust erlebt zu haben und so zu tun, als ob nichts geschehen wäre, das ist das Sterben einer Kultur. Das zu akzeptieren, ohne eine positiv gewendete, grosse Inspiration daraus zu gewinnen, wäre schäbig. Es ist möglich, dass es wirklich dazu kommt, dass aus dem Holocaust eine Kultur entsteht. Wir sehen, dass man in der Kunst nichts ohne das Wissen um den Holocaust machen kann. Es muss nicht sein, dass man direkt über den Holocaust redet. Aber wir erfahren diese Gebrochenheit und diese Atonalität in der Kunst. Ich rede in einem weiteren Sinne von der kulturellen Atonalität. Tonal war die Musik, solange die Kultur einig war. Solange sie noch im Konsens begründet war, waren Tonalität und Harmonie da. Seitdem wir in einer anderen Kultur und – wie einige Philosophen sagen – in einer

«Unkultur» leben, gilt die Atonalität. Das bedeutet, dass wir keinen gültigen Grundton mehr haben, an den man, symbolisch gesagt, alle anderen Töne anpasst. Ein neuer Konsens ist jetzt langsam aus dem Holocaust entstanden. Es ist kein konkreter Konsens, und darum ist es sehr schwierig darüber zu reden. Aber die Möglichkeit, dass sich der Holocaust überhaupt ereignen konnte ist zumindest für die intellektuelle Elite zu einem unabdingbaren Thema geworden, und das finde ich gut.

– Die Frage stellt sich dann aber auch, wie darüber gesprochen wird. In «Wem gehört Auschwitz?» reden Sie von einer «Holocaust-Inflation». Spielbergs Film fanden Sie zu harmlos. Was wäre für die Diskussion empfehlenswert?

Imre Kertész: Empfehlenswert wäre, dass man einigen Leuten verbietet, darüber zu sprechen. Aber das ist unmöglich. Es besteht die Gefahr, dass Spielberg und andere aus dem Holocaust ein Auschwitz-Disneyland machen. Das Gefährliche an Spielberg ist nicht, dass er sentimental Kitsch macht. Das darf er ruhig machen. Gefährlich ist, dass er selbst nicht weiss, was er tut. Er weiss soviel, dass Juden verfolgt und ermordet worden sind. Da gab es ein riesiges Proqram. Dann wurde der Krieg gewonnen und die Überlebenden führten ihr Leben weiter, als wäre nichts passiert. Das stimmt nicht! Das Problem liegt tiefer. Es liegt in einer Krise der europäischen Gesellschaften und der europäischen Ideen. Darüber weiss Herr Spielberg überhaupt nichts; was eigentlich zerbrochen ist, und dass der Mensch überhaupt nicht gewonnen, sondern verloren hat, das weiss er nicht. Dazu dieses viele Geld und der grosse Einfluss. Am Ende behält Jean Améry recht, der gesagt hat, die einzige Panne bestehe darin, dass noch einige «von uns» am Leben geblieben seien, jene nämlich, die darüber mehr als die Holocaust-Macher wissen.

– Aber damit haben wir das Problem der Zukunft auch! Wie soll in fünfzig oder hundert Jahren darüber gesprochen werden, ohne dass mythisiert und immer abstraktere Begriffe benutzt werden?

Imre Kertész: Schon heute ist das Ganze verfremdet in diesen Holocaust-Feiern und Denkmälern und so weiter. Obwohl interessanterweise in der modernen Gesellschaft immer noch alle Motive vorhanden sind, die Auschwitz hervorgebracht haben.

– Zum Beispiel?

Imre Kertész: O ja. Was soll ich Ihnen sagen? Nehmen Sie zum Beispiel diese grossen Konzerne. Eine solche Firma bildet heute schon einen Staat. Es wird von den Arbeitern in so einem Konzern verlangt, dass sie den Konzern vertreten. Ich gebe Ihnen ein ganz einfaches Beispiel. Vielleicht werden Sie sagen, es sei übertrieben. Ich ging in London in eine ungarische Bank und wollte Pfund Sterling tauschen. Da war eine junge Dame und sagte mir: «Ihren Ausweis bitte!» Ich fragte sie, warum sie meinen Ausweis sehen wolle. Ob sie glaube, ich hätte das Geld gestohlen. «Nein, wir brauchen ihren Ausweis!» Es kam zu einem kleinen Streit und es war ihr bereits sehr unangenehm. Ich sagte ihr, es sei im Bankgeschäft im Westen aber unüblich, wegen des Tauschs von ein paar Pfunden meine Papiere zeigen zu müssen. Und dann hat sie ganz böse gesagt: «Bei uns ist das aber so!» Das ist natürliche eine Kleinigkeit. Aber das ist die Situation heute. Da will eine Firma etwas. Und da sitzt eine angestellte Person, die das Interesse und die Denkweise des Konzerns – die »corporate identity« – vertreten muss. Wenn wir das zum Extrem treiben, dann haben wir eine sehr grosse Korporation, die eine Macht ist, und von der ich vielleicht auch abhängig bin, weil mein Geld auch dort ist, und die mir gegenüber etwas vertritt, mit dem ich nicht einverstanden bin. Ein Angestellter muss die Korporation vertreten, auch dann, wenn er einsieht, dass ich recht habe. Dann muss ich mich selbst auch umstellen, um mit meiner Denkweise nicht in Konflikt zu geraten. Das ist das moderne Verfahren. Man kann nicht immer gegen sich handeln. Man stellt die Denkweise um; der Anpassungsprozess fängt an, und schon ist die Möglichkeit zu dem da, was man heute Manipulation nennt. Gestern haben wir das Diktatur genannt. Das ist der Mechanismus der Diktatur. Bleibt nur ein Konzern übrig, dann ist bereits die Diktatur da.

– Brauchen Sie den Begriff «totalitär» in Ihren Überlegungen, oder spielt er bei Ihnen keine Rolle?

Imre Kertész: Nun ja, ich weiss, dass es ein umstrittener Ausdruck ist. Die Historiker haben verschiedene Meinungen darüber. Ich benutze das Wort, weil es irgendwie stimmt. Ein Totalitarismus bedeutet, dass eine totale Herrschaft da ist, eine massive Ideologie, eine massive Übermacht, keine andere Meinung, also keine Pluralität. Ich stehe dann in einer tota-

len Gesellschaft. Es ist gleichgültig, wie ich das nenne, aber «total» ist sehr gut.

– Als Ereignis steht doch dann der Holocaust in einem Kontext, der auch nicht nur die Deutschen oder die Juden betrifft, sondern der global ist und nicht an Nationen oder Stämmen auf ewig hängen bleibt.

Imre Kertész: Genau, ich bin Ihrer Meinung. Und was hat sich nach fünfzig Jahren herausgestellt? Sozusagen die ganze Welt hat zusammengearbeitet, also kollaboriert. Wo Geld im Spiel war, wurde sofort kollaboriert. Wenn es darum ging, wer Deutschland Stahl liefern konnte oder wer das Gold aus Deutschland annehmen durfte, war die Kollaboration sofort da.

– Wie verhält sich beides zusammen: die Diskussion über den Holocaust, also über die Opfer auf der einen Seite und das Totalitäre auf der anderen Seite. Das wird oft getrennt, obwohl es doch zusammengehört. Heute wird zum Beispiel über Zivilcourage gegen Rechts diskutiert, als Lehre aus dem «Dritten Reich». Davon aber irgendwie getrennt, steht das Gedenken an die Opfer der fabrikmässigen Vernichtung. Das will man auch «nie wieder!», weil irgendwie führt das mit den Rechten dahin. Aber das hängt doch auch anders zusammen?

Imre Kertész: Das hängt schon zusammen. Ich bleibe beim Wort «Totalitarismus». Eine «totale Herrschaft» ist eine Einpartei-Gesellschaft, eine von einer Ideologie beherrschte Gesellschaft. Das ist das eine. Dazu gehört immer der Gegner, der immer besiegt wird. Und dieser Sieg bedeutet immer die Ermordung. Ein Totalitarismus kann nicht bestehen ohne Feinde. Das Feindbild genügt nicht. Man muss den Feind auch besiegen, ausrotten und so weiter. Das war auch im Stalinismus so.

– Man stellt den Feind auch her. Wenn man keinen hat, macht man einen.

Imre Kertész: Natürlich, dann macht man einen. Es ist egal, ob es der Jude ist. Warum eignete sich der Jude so gut als Feindbild? Darüber liesse sich tagelang diskutieren. Aber das ist eine andere Frage. Einen Feind braucht man jedenfalls. Wenn wir auf einem anderen Planeten le-

ben würden, wo kein Jude ist, dann wären es die Grünohrigen oder irgendwer sonst. Es ist ja interessant, dass eine totalitäre Gesellschaft immer so anfängt, den Menschen Arbeit zu geben und ein positives Nationalgefühl zu vermitteln, und wie dann schnell die Dynamik des Zerstörens und des Mordens dazukommen muss. So eine Gesellschaft muss immer töten, sonst kann man die Dynamik nicht gewinnen, und ohne diese Dynamik kann ein totalitärer Staat nicht am Leben bleiben. Das hat uns der Zusammenbruch der Sowjetunion gezeigt. Es gab seit Jahrzehnten einen Stillstand, und es kam am Ende zum einfachen Zusammenbruch.

– Ich würde gerne nochmals auf die Frage zurückkommen, die zum Beispiel in den USA debattiert wird, ob nicht die Holocaust-Diskussion und ihre Rituale, die teilweise überborden, trotzdem der Garant dafür sind, dass eine Gesellschaft nicht den totalitären Tendenzen verfällt? Gehört es zu einer freien Gesellschaft, dass sie Holocaust-Gedenktage, -lehrstühle, einen ganzen Holocaust-Zirkus oder vielleicht auch eine Holocaust-Industrie hat, damit sie nicht hinter eine Kultur der Menschenrechte zurückfällt?

Imre Kertész: Ich glaube, dass die gesellschaftlichen Tendenzen sehr selbstständig und unaufhaltsam sind. Sie sind nicht kontrollierbar, weil sie subkutan ablaufen. Es passiert nicht immer das, was wir sehen. Was geschehen ist, sehen wir erst später in der Retrospektive. Trotzdem ist es wichtig, alle menschlichen Warnungen zu publizieren und sich damit zu beschäftigen. Aber ob es tatsächlich hilft, etwas Schlimmes zu verhindern? Ich glaube das nicht.

– Sie meinen es nützt nichts, schadet aber auch nichts?

Imre Kertész: Ja, vielleicht ist es so neutral. Was war, das war. Was war, muss man klären und aufnehmen. Das war ein grosses Ereignis. Ich zitiere immer den grossen französischen Historiker Fernand Braudel, der gesagt hat: Ein grosses historisches Ereignis hat immer eine Fortsetzung. Der Holocaust war ein grosses historisches Ereignis – nicht nur ein historisches –, und es hat eine Fortsetzung. Und jetzt ist diese Fortsetzung auch insofern eine positive, als wir es dokumentieren, es aufklären und uns Gedanken machen.

– Dass wir darüber reden, ist wichtig. Aber das wird nicht unbedingt dazu führen, dass man Zukünftiges verhindert. Man kann ja das Volk nicht erziehen. Da finde ich in Ihrem «Galeerentagebuch» sehr gute Bemerkungen über die Paradoxien des Lebens. Könnten Sie vielleicht noch etwas dazu sagen? Wenn Sie gegen den Holocaust-Sentimentalismus und den Kitsch sind und gleichzeitig die kulturelle Krise des 20. Jahrhunderts kritisieren, was sollten wir dann besprechen?

Imre Kertész: Man kann nicht vorschreiben, was man tun soll. Ich spreche nur für mich selbst. Ich werde meine Erlebnisse und meine Gedanken weiterentwickeln, wie es um die moderne Gesellschaft von Ungarn bestellt ist. Darüber schreibe ich jetzt einen Roman. Was das für ein Roman sein wird, kann ich jetzt nicht beurteilen. Ich kann auch nicht sagen, dass meine Romane die massgeblichen Romane sind. Ich sehe nur, dass es sehr viele sentimentale kitschige Werke gibt, die einen leichten Publikumszugang finden. Sie bieten vielleicht eine Anregung, sich mit einer Sache zu beschäftigen, andererseits verdecken sie aber auch die wirkliche Bedeutung des Holocaust.

München, 22. Februar 2001

Hans Saner
Wilkomirskis Wahl

Lieber Daniel Ganzfried, ich schreibe Ihnen, nachdem ich Ihren dritten Artikel zum Fall Wilkomirski gelesen habe, aus mehreren Gründen. Erstens scheint mir, dass die Schriftsteller und Literaturkritiker hierzulande Sie haben hängenlassen, nachdem in der öffentlichen Kritik auch Zweifel an der Integrität Ihrer Motive laut geworden sind. Zweitens sind in den Auseinandersetzungen die Ebenen des dokumentarischen Nachweises, der existentiellen Wahrheit, der moralischen Einschätzung und des ästhetischen Urteils ständig vermengt worden, so dass eher die Verwirrung grösser geworden ist als die Klarheit. Und drittens habe ich den Eindruck, dass Sie selber zunehmend moralisch argumentieren, was ich in diesem Fall nicht für angebracht halte.

Vielleicht darf ich auf die einzelnen Punkte kurz eingehen und dann noch etwas zu den «Bruchstücken» sagen. Ich habe Ihre dokumentarischen Recherchen bewundert, und ich habe in ihnen keinerlei unlautere Motive gefunden, sondern nur die Härte einer detektivischen Stringenz. Sie scheinen mir fast zwingend zu sein. «Fast» sage ich, weil amtliche Dokumente ja nicht die Sachverhalte selber sind, sondern Bescheinigungen von Sachverhalten. Bescheinigungen können unrichtig oder gefälscht sein. Wo sie sich nicht durch die Sachverhalte selber überprüfen lassen, muss man letztlich auch ihnen vertrauen oder glauben. Das ist und bleibt eine Grenzsituation aller historischen Nachforschung. Wenn allerdings ein ganzes Feld – in Ihrem Fall ein ganzes Lebensalter – lückenlos durch unterschiedliche Instanzen bescheinigt wird, die alle auf dasselbe Resultat hindeuten, verringern sich zu Recht die Zweifel, und irgendwann kommt der Punkt, an dem derjenige beweispflichtig wird, der sagt, dass alles ganz anders gewesen sei. So halten wir es in einem vernünftigen Gespräch – und nicht viel anders in der Wissenschaft. Die Kunst allein kann von solchen Wahrheitspflichten frei sein.

Die Wahrheiten der dokumentarischen Richtigkeiten und der Sachverhalte sind indes nicht dasselbe wie existentielle Wahrheiten. Dass jemand am 12. Februar 1941 geboren ist, gibt seinem Leben noch keinen Sinn und verleiht seiner Person nur einen Aspekt ihrer bürgerlichen oder büro-

kratischen Identität. Dass er aber in seinem Leben solidarisch mit bestimmten Opfern sein möchte und es auch wird, stiftet einen Sinn und schafft eine Zugehörigkeit anderer Art. Weil nur diese existentiellen Wahrheiten unser Leben tragen und führen, sind sie uns wichtiger als die blossen Tatsachenwahrheiten. Man kann deshalb verstehen, dass jemand im Konflikt der beiden Arten von Wahrheit der existentiellen den Vorzug gibt. Das ist auch ganz ehrenwert. Was soll er aber tun, wenn die Tatsachenwahrheiten eine existentielle Wahrheit nicht zulassen? Was ist dann veränderbar?

Wir leben im Rahmen von Tatsachenwahrheiten, aber aus existentiellen Wahrheiten. Sofern Tatsachenwahrheiten uns sagen, was der Fall war, sind sie unveränderbar, während existentielle Wahrheiten sich im Lauf der Zeit mit uns verändern. Aus dieser Veränderung mögen die Tatsachenwahrheiten zwar neu interpretiert werden, aber das Faktische an ihnen muss bleiben. Wenn also die Tatsachenwahrheiten gewisse Entfaltungen der existentiellen Wahrheiten nicht zulassen, so müssen sich diese so verändern, dass sie im Rahmen der nicht veränderbaren Fakten ein Leben tragen. Vielleicht liegt hier der Punkt, an dem Bruno Doessekker anders entschieden hat: einerseits heroischer, nämlich radikal für den Sinn, andererseits katastrophaler, nämlich gegen die Fakten.

Fiktive Identität

Falls es so war: Soll man die Wahl Wilkomirskis moralisch beurteilen? Sie haben es zunehmend getan. Zwar kann ich verstehen, dass Ihnen hin und wieder der Kragen geplatzt ist. Es wäre aber angemessener, ihn nicht der Lügen zu zeihen. Ein Lügner ist jemand, der wider besseres Wissen die Unwahrheit sagt, um damit andere zu täuschen. Es ist indes möglich, dass Benjamin Wilkomirski – selbst, wenn er objektiv im Unrecht wäre – subjektiv dennoch glaubt, was er sagt. Er hätte sich dann eine Identität zgedacht, die er als fiktive auch geworden ist. Man muss es beinahe vermuten, nachdem durch seinen Verleger publik geworden ist, dass Teile der «Bruchstücke» nach der Methode der «wiedergewonnenen Erinnerungen» in psychotherapeutischen Sitzungen zustande gekommen seien. Nicht erst das Buch, sondern das ganze Gebäude der «Erinnerungen» wäre dann ein Konstrukt. – Wie dem auch sei: Das moralische Urteil steht hier unter psychologischen oder gar pathopsychischen Bedingungen. Für sie sind wir nicht zuständig. Und deshalb sollten wir Urteile dieser Art unterlassen.

Urteile über das Buch aber dürfen wir nun fällen, ohne vor Ehrfurcht und vor Mitleid zu erstarren. Denn wir gehen von der Hypothese aus, dass es sich bei den «Bruchstücken» um literarische Fiktion handelt und nicht um ein autobiographisches Dokument. Drei Fragen werden wir deshalb an den Text und nicht mehr an den Autor richten:

1. Woran erkennen wir, dass die Lager-Erinnerungen nicht authentisch sind?
2. Woran zeigt sich, dass es sich nicht um Erinnerungen an Erlebnisse aus der eigenen frühen Kindheit handeln kann?
3. Sind die «Bruchstücke» ein literarisches Werk, das jenseits aller Fragen nach Authentizität und Fiktion einen Rang behält?

Die erste Frage können vielleicht nur die Historiker beantworten, die zweite keineswegs allein die Entwicklungspsychologen, sondern alle Leser, die ihre Kindheitserfahrungen nicht vergessen haben, und die dritte alle Menschen, die qualifiziert lesen gelernt haben, und nicht allein die Literaturkritiker (innen). Denn viele unter ihnen haben sich vor drei Jahren, als das Buch auf den Markt kam, an ihren Pflichten derart versündigt, dass sie nun gegen sich selber anlesen und anschreiben müssten. Sie waren blind vor Rührung, kopflos vor Ehrfurcht und überaus entgegenkommend vor Opportunität. Die erste Frage ist kürzlich («Die Zeit» vom 17. 9.98) von Raul Hilberg, einem Pionier der Holocaust-Forschung, gestellt worden. Er fand im Text so gravierende Fehler und Unwahrscheinlichkeiten, dass er sich wunderte, wie «dieses Buch als Autobiographie in mehreren Verlagen durchgehen» konnte.

Sie selber haben hin und wieder auf die literarischen Mängel der «Bruchstücke» hingewiesen – vielleicht etwas pauschal und kategorisch. Ich bin indes damit einverstanden, dass von «grosser Literatur», die einige Kritiker (innen) zu finden meinten, nicht die Rede sein kann. – Mich schliesslich hat am Text etwas anderes interessiert: die Verwerfungsstellen zweier Figuren, die eine sein sollen, aber so merkwürdige Brüche hinterlassen. Die eine Figur ist Gross Benjamin, über fünfzigjährig, die andere Klein Benjamin, neugeboren bis achtjährig.

Ein Text voller Ungereimtheiten

Sie erinnern sich, wie Gross Benjamin zu Beginn des Buches die erste Todesangst von Klein Benjamin beschreibt. Danach hört Klein Benjamin – er ist etwa zweijährig – eines Morgens «das schwere Trampeln von Stiefeln». Eine Faust reisst ihn unter der Bettdecke hervor und lässt ihn auf den Boden fallen. Am Fenster stehen vier oder fünf Knaben aufge-

reih. «Meine Brüder vielleicht.» Im Halbdunkel ein Mann mit Mantel und Hut. Sein «sehr liebes Gesicht lächelt» Klein Benjamin zu. «Mein Vater vielleicht.» Dann ertönt ein Angstschrei im Treppenhaus, an den sich Gross Benjamin erinnert: «Achtung! Lettische Miliz!» Der Mann wird auf den Hof gebracht, und Klein Benjamin klettert ihm nach. Draussen schreit eine Meute: «Macht ihn fertig! Macht ihn fertig!» Der Mann wird an eine Mauer gestellt. Er lächelt noch einmal auf Klein Benjamin herunter. Dann zerquetscht ihn ein Fahrzeug. Gross Benjamin weiss noch ganz genau, wie dies zugegangen ist, und beschreibt es filmreif. Er weiss auch noch, was Klein Benjamin fühlte und am Ende einsah: «Von jetzt an muss ich ohne dich weitermachen, ich bin allein.» So wie ihm später, als Frieden eingekehrt ist, «ein unbestimmtes Gefühl» sagt: «Das ist nicht ein echter Friede, ihm ist nicht zu trauen – es ist nur der Frieden der Sieger.»

Wie aber soll der kleine Knirps das Getrappel der Stiefel erkannt haben, wie den Schrei «Achtung! Lettische Miliz!»? Wie soll er das Gejohle «Macht ihn fertig!» verstanden haben? Und wie soll ihm die wahrlich nicht kindliche Sentenz zugefallen sein «Ich muss ohne dich weitermachen» oder gar die politische Einsicht über den Wert des Friedens? Ist das nicht die Rede und die Reife eines Fünfzigjährigen und nicht eines Zweijährigen? Der Kleine müsste aber gewusst haben, ob die Gestalten am Fenster seine Brüder sind, und ob der Mann, der ihn anlächelt, sein Vater ist. Aber exakt dies vermag Gross Benjamin nicht zu sagen. Der Text ist voll solcher Ungereimtheiten, die fast nur einen Schluss zulassen: Die «Bruchstücke» können nicht Erinnerungen an Klein Benjamin sein. Vielmehr sind sie szenische Konstrukte von Gross Benjamin. Die beiden Figuren sind nicht ein Wesen, sondern zwei. Das eine besteht aus Fleisch und Blut, das andere aus Sätzen.

Ich sage «fast», weil unsere Hypothese das schon vorausgesetzt hat. Resultate aber, die die Hypothesen bestätigen, haben immer etwas Zirkelhaftes an sich. Ich glaube übrigens, dass das Buch allein so viel Aufhebens gar nicht verdient. Aber Benjamin Wilkomirski ist als Wahrheitszeuge in der Leidensgeschichte der Shoa-Opfer aufgetreten. Diese Zeu- genschaft erträgt keine Zweideutigkeit. Ich denke, dass dies der eigentliche Grund Ihrer Recherchen war. Und deshalb bin ich Ihnen für Ihren Mut dankbar.

Ihr Hans Saner

*Erschienen in der Schweizer Wochenzeitung «Weltwoche»,
1. Oktober 1998.*

Wanda Schmid

Wer zuerst das Schweigen bricht

In meinen Überlegungen zu den Erinnerungen von Benjamin Wilkomirski geht es nicht darum zu klären, ob sein Buch eine Fälschung ist oder nicht. Es geht nur darum, über einen Vorgang zu sprechen, den ich bei mir selbst und bei anderen beobachte. Wenn man aus einer Familie stammt, die im Zweiten Weltkrieg grosses Leid erfahren hat, so kann es vorkommen, dass diese Erfahrungen als Material im eigenen Schreiben verwertet werden. Ich habe das auch getan. Allerdings hatte ich auch immer eine gewisse Scheu davon. Wer meine Familienverhältnisse nicht kennt, wird kaum in meinen Gedichten etwas davon heraushören. In meinem Gedichtband «Wer zuerst das Schweigen bricht» ist das Titelgedicht meinem Onkel gewidmet, der in Majdanek war und dort einen Tag vor der Befreiung noch lebend von einem Zeugen gesehen wurde.

Wer zuerst das Schweigen bricht
dem versteinert die Zunge.
Wer jetzt die Brauen hebt
dem gefriert das Wasser
hinter den Augen.
Wer jetzt die Achseln zuckt
verliert das Leben.

Aufgewachsen bin ich in einer Familie mit Eltern (Mutter und Stiefvater), die beide Lagererfahrungen hatten. Der Zweite Weltkrieg war immer gegenwärtig, ohne dass viel darüber gesprochen wurde. Meine Erfahrungen sind aber aus zweiter Hand, nicht selbst erlebt, nur gehört und gespürt. Und so muss ich mir ja auch immer die Frage stellen, wenn ich darüber schreibe, will ich mich wichtig machen und meinem eigenen Leben mehr Bedeutung geben. Ich stelle fest, dass es Personen aus der zweiten Generation gibt, die ihre Erfahrungen schreibend verarbeiten. Viele Autorinnen und Autoren flechten dieses Thema in ihre Texte ein, ohne aus einer betroffenen Familie zu stammen. Womöglich gibt es darunter auch sol-

che, die dieses Thema in ihren Büchern aufwerfen und dabei hoffen, mehr Beachtung zu finden. In Romanen ist dies zulässig. Von Autobiographien erwarte ich Wahrhaftigkeit. Aber eines sei hier festgehalten. Man ist weder eine interessantere Autorin noch ein besserer Mensch, wenn man aus einer solchen Familie stammt. Sicher ist jedoch, dass eine solche Kindheit prägend ist und diese Dinge einen ein Leben lang beschäftigen. So kann es mir nicht gleichgültig sein, was über dieses Thema geschrieben wird.

Binjamin Wilkomirski bin ich nur einmal begegnet. 1995 erhielten wir gleichzeitig eine Ehrengabe von der Stadt Zürich. Ich konnte nur wenige Worte mit ihm wechseln. Als ich ihm sagte, meine Onkel sei auch in Majdanek gewesen, hat er das Gespräch jäh abgebrochen. Damals dachte ich, er habe ein schweres Trauma, und habe mich sofort zurückgezogen. Wie soll ich seine Reaktion heute werten? Eine Frage würde ich ihm gerne stellen, vorausgesetzt es verhält sich tatsächlich so: Wie kommt es, dass er 1981 das Erbe einer Frau Grosjean (sie soll seine leibliche Mutter sein) angetreten hat, wenn, wie er sagt, seine Eltern (in Polen) umgekommen sind? Hat er sich das Erbe widerrechtlich angeeignet? Und wenn er das getan hat, wie ist es dann mit seiner Ehrlichkeit bestellt? Wenn es stimmt, was er in seinen Erinnerungen schreibt, hätte er diese Erbschaft ausschlagen müssen.

Erschienen als Leserbrief (ohne Gedicht) in der «Neuen Zürcher Zeitung», 6. November 1998.

Ruth Klüger
Kitsch ist immer plausibel

Was man aus den erfundenen Erinnerungen des Benjamin Wilkomirski lernen kann

Nehmen wir an: Da hat einer ein Buch geschrieben über seine Kindheit im KZ. Es besteht aus Bruchstücken des Grauens, erfahrem Leid, das zum Ausdruck drängt, im Gegensatz zum erfundenen Leiden der Romanliteratur. Das Buch hat Erfolg, sogar grossen Erfolg, wird auch seiner literarischen Verdienste wegen gelobt. Und dann stellt sich heraus (mit völliger Sicherheit ist es noch nicht erwiesen), dass das Buch ein Schwindel ist, dass der Autor gar nicht im KZ war, nicht einmal Jude ist, sondern ein Wald- und Wiesenschweizer mit einem guten Schweizer Namen, den er für einen schwer auszusprechenden polnischen Namen eingetauscht hat; einer, der eine zumindest äusserlich ungefährdete Kindheit erlebt hat und der sich, aus was immer für Gründen, mit reger Phantasie und der Hilfe historischer Quellen in eine Opferrolle hineingesteigert hat.

Und nun teilen sich die Geister in die, welche finden, dass die Enthüllung am besten nicht hätte stattfinden sollen, weil sie der Auschwitzlüge Vorschub leistet, also denen das Wort redet, die behaupten, der grosse Judenmord sei eine Erfindung der Juden; in die, die im Gegenteil meinen, die Erinnerung an den Holocaust dürfe nicht durch Fälschungen verunreinigt werden; die, die einfach empört sind, angelogen worden zu sein; die, die sich schämen, das, was sie jetzt als Kitsch empfinden, nicht schon früher verurteilt zu haben; und diejenigen, die denken, dass der Text, wenn er als Autobiographie gut war, auch als Fiktion gut sein müsse, die also auf dem literarischen Wert des Buches bestehen, den sie als unabhängig von der Gattung betrachten, die das Buch vorgibt zu sein. (Ich betone, dass der Fall noch nicht erledigt ist und dass noch immer eine Chance der Wahrhaftigkeit besteht – die ich angesichts des Beweismaterials allerdings für nicht höher als fünf bis zehn Prozent einschätze. Immerhin muss jede Analyse des Falls auf diese Einschränkung hinweisen.)

Fälschungen sind immer spannend. Unter anderem deshalb, weil sie nicht unsere unbedingt besten Eigenschaften auf den Teppich rufen.

Man ärgert sich, weil man auf etwas hereingefallen ist, das man hätte durchschauen müssen, und falls man zufällig nicht zu den Getäuschten gehört, so fühlt man sich leicht überlegen, oder man wird sogar ein wenig schadenfroh, weil die lieben Mitmenschen sich so leicht betrügen liessen.

Die vorliegende Fälschung geht uns besonders unter die Haut, weil sie von Kindern und vom Holocaust handelt und somit direkt an unsere humanitäre Sympathiefähigkeit appelliert, so dass wir uns nicht nur in unserer Urteilsfähigkeit, sondern auch in einem intimeren Gefühlsbereich betrogen fühlen. Eine gute Bekannte und geschätzte Kritikerin meinte, Deutsche seien besonders anfällig, derartiges für bare Münze zu halten. Tatsache ist aber, dass das Buch «Bruchstücke» zumindest zwei jüdische Preise gewonnen hat und auch im Ausland mit grossem Beifall aufgenommen wurde.

Ich wollte, ich könnte sage, ich hätte es gelesen und sei argwöhnisch geworden. Doch warum sollte ich argwöhnisch sein bei einem Buch, das mir ein renommierter Verlag mit der Bitte um Rezension zugesandt hatte? Es wurde mir von mehreren Freunden, auf deren Urteil ich sonst Wert lege, empfohlen, und ich habe es trotzdem nur angelesen und, teils aus Unlust, teils aus Zeitmangel, beiseitegelegt. So las ich es leider erst, nachdem der Skandal losgegangen war, und dann hatte ich Mühe, mich zu konzentrieren. Es war ermüdend, dieses Einerlei der Sprache, die Klischees, die Perspektiven eines Kindes, das auf Gefahren blitzschnell und korrekt reagiert, aber sich in der Freiheit und Sicherheit auf geradezu idiotische Weise nicht orientieren kann; es klang nach zusammengelesenen Bruchstücken, nicht nach erfahrenem Leid. Aber zu dieser Zeit hatte ich ja keinen Grund mehr, den Text ernst zu nehmen. Der Fall zeigt eben besonders deutlich, was es mit dergleichen literarischen Fälschungen auf sich hat.

Die Autobiographie ist die subjektivste Form der Geschichtsschreibung. Autobiographie ist Geschichte in der Ich-Form. Weil sie dank ihrer Subjektivität Dinge enthält, die nicht nachprüfbar sind – Gefühle und Gedanken –, wird sie öfters mit dem Roman verwechselt. Sie ist sicherlich in einem Grenzdorf angesiedelt, wo man beide Sprachen spricht, die der Geschichte und die der Belletristik. Aber jedes Grenzdorf gehört dem einen oder dem anderen Staat an; und die Autobiographie gehört eindeutig zur Geschichte. Auf der anderen Seite der Grenze liegt der autobiographische Roman, der eindeutig zur Belletristik gehört. Man kann zu Fuss von einem Dorf ins andere spazieren, sehr weit ist es nicht, und doch geht

man von einem Land ins andere, und die Bewohner haben verschiedene Ausweise.

Der Verlag gibt neuerdings zu, Warnungen seien schon bei der Herstellung des Buches laut geworden. Man habe Experten – Psychiater, Historiker – befragt. Dabei wird übersehen, dass diese Leute ja nur feststellen können, ob ein Bericht plausibel ist, nicht, ob er auf wirklich Erlebtem beruht. Und Wilkomirski hat, wie er im Nachwort schreibt, selbst fleißig recherchiert: «Jahrelange Forschungsarbeit, viele Reisen zurück an die vermuteten Orte des Geschehens und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern haben mir geholfen, manche unerklärlichen Erinnerungsfetzen zu deuten, Orte und Menschen zu identifizieren, wiederzufinden und einen möglichen historischen Kontext wie auch eine mögliche, einigermassen logische Chronologie herzustellen.»

Verlag und Autor unterscheiden zwischen «juristischer und erinnertes Identität». Leser möchten aber zwischen erzählter und historischer Identität unterscheiden, denn in der Autobiographie, anders als im Roman, sind Erzähler und Autor identisch.

Wenn das Buch aber plausibel ist, kann es dann nicht doch als «Literatur» standhalten? Der Grund jedoch, warum so viele Leser, die von den «Bruchstücken» beeindruckt waren, sich jetzt fragen, wo sie ihren kritischen Verstand hingetan hatten, ist der, dass wir mit vollem Recht ein Buch anders lesen, das wir als Geschichte betrachten, als eines, das uns als Fiktion vorgesetzt wird. Wir haben es mit einem Text zu tun, der sich geändert hat, weil er von einer Gattung in die andere übergegangen ist. Und er liefert uns ein besonders anschauliches Beispiel dafür, dass sich mit diesem Wechsel auch der ästhetische Wert ändert, denn dieser ist kein Geist, der über den Wassern schwebt. Die Vorspiegelung falscher Tatsachen wird nicht zur Literatur, nur weil das Publikum gutgläubig ist. Man mache die Probe aufs Exempel: Eine Stelle, die vielleicht gerade in ihrer naiven Direktheit erschütternd wirkt, wenn man sie als Ausdruck erlebten Leidens liest, und die sich dann als Lüge erweist, verkommt in der Darstellung erfundenen Leidens zum Kitsch. Es ist ja ein Merkmal des Kitsches, dass er plausibel ist, allzu plausibel, und dass man ihn nur dann ablehnt, wenn man seine Pseudo-Plausibilität erkennt.

Warum sollten wir aber auch an der Wahrhaftigkeit eines Berichts, ohne guten Grund, zweifeln? Es gibt keine absoluten Werturteile, und die Literatur ist immer von irgendeinem ausserliterarischen Kontext abhän-

gig. Der Kontext, in dem wir dieses Buch vorgesetzt bekamen, war der eines besonderen Lebens innerhalb der bekannten historischen Fakten. Auch wenn die Fakten noch immer so stimmen, dass vieles davon anderen Kindern passiert sein mag, so wird mit dem Wegfallen des authentischen autobiographischen Aspekts daraus lediglich eine Dramatisierung, die nicht recht einleuchtet ohne den Garanten des leibhaftigen Icherzählers, der mit dem Autor identisch ist. Die ursprünglichen Leser haben sich nichts vorzuwerfen: Sie haben vor einigen Wochen ein anderes Buch in der Hand gehabt als jetzt, auch wenn der Text der gleiche geblieben ist. Wir werden auch weiterhin Bücher, die sich als Geschichte ausgeben, anders lesen müssen als solche, die Geschichten enthalten. Und es ist nicht unsere Schuld, wenn uns durch Täuschungen die Sache erschwert wird. Die Diskussion dieses Falles kann aber zur Erhellung von verschwommenen Begriffen führen.

Erschienen in der «Süddeutschen Zeitung», 30. September 1998.

Philip Gourevitch Der Dieb der Erinnerung

In einem altertümlichen Bauernhaus im idyllischen Dörfchen Amlikon, gut achtzig Kilometer nordöstlich von Zürich, lebt ein zarter, fast elfenhaft aussehender Mann. Er ist Klarinettenspieler, Klarinettenlehrer und Klarinettenbauer. Seine Haare trägt er in einem Busch von braunen Zapfenlocken. Unter weit geblähten Koteletten von einer Art, wie sie schon seit dem Untergang des österreichisch-ungarischen Imperiums aus der Mode gekommen sind, verhüllt er den grössten Teil seines Gesichtes.

Dieser Mann, so steht es in seinem Pass, ist Bruno Doessekker, Schweizer, geboren am 12. Februar 1941. Doch der Mann sagt, er selbst erinnere sich, ein anderer zu sein – ein lettischer jüdischer Holocaust-Überlebender, geboren in den ersten Monaten des Jahres 1939 – und er betrachtet seine Schweizer Identität als eine amtliche Fiktion, die ihm Mitte der vierziger Jahre von seinen Pflegeeltern Walter Kurt und Olga Martha Doessekker aufgezwungen worden sei. Das wohlhabende protestantische Paar hatte den kleinen Knaben in einem Waisenhaus auf dem Lande gefunden und in ihrem Zürcher Zuhause grossgezogen. In seinem Pass steht denn auch «Binjamin Wilkomirski», was er als seine wahre Identität geltend macht, als zweiter Name, als «Künstlername».

Vor vier Jahren hat dieser Wilkomirski das Buch «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948» veröffentlicht. Darin erzählt er eine schauerliche Geschichte: wie ihn als Kleinkind die Nazi-Zerstörung des Rigaer Ghettos heimatlos gemacht hatte; wie er dann von seiner Familie getrennt, und im Alter von drei bis vier Jahren nach Polen deportiert worden war, wo er jahrelang die Brutalität der Todeslager aushielt; wie er nach dem Krieg in die Schweiz geschmuggelt wurde, seine falsche Identität verpasst bekam und nach Zürich gebracht wurde, wo Pflegeeltern, Lehrer und Schulkameraden sein Trauma verschlimmerten, indem sie ihn, wenn er über seine Erinnerungen sprach, als Fantasten verspotteten.

«Bruchstücke» ist ein schmales Buch von kolossaler Grausamkeit. Mit dem ungetrübten Blicke eines Kindes schreibend, das noch zu jung ist, um mehr von der Welt zu kennen als die Abscheulichkeit, von der es ver-

schlungen wird, zunächst im Lager Majdanek nahe Lublin, später in einem Lager, das nicht genannt wird, von dem er aber jetzt sagt, dass es Auschwitz-Birkenau gewesen sein muss, bündelt Wilkomirski seine «Erinnerungsfetzen» zur kaleidoskopischen Folge von grellen Traumata: mal ist er durchnässt und zittert vor Kälte; bald wird er in der brennenden Hitze fast verdursten. Da klatscht ein Wachmann seinen Kopf an die Wand, und schon sitzt er in einer Hundehütte fest, übersät von Läusen und Ungeziefer. Um ihn herum pissen Knaben Blut, stehen in Haufen von Exkrementen, um sich zu wärmen, nagen ihre eigenen Finger bis auf die Knochen ab, um den Hunger zu besänftigen. Einmal sieht er, wie aus dem Bauch einer toten Frau eine blutige Ratte kommt und wundert sich: «Bin ich eine Ratte oder ein Mensch? ... oder kann man beides sein?» Gewiss erlebt der Bub Augenblicke von Zuneigung und Vertrauen. Nur werden die Funken der Hoffnung stets von einer weiteren Scheusslichkeit verraten und verstärken somit seine Qual.

Wilkomirski hatte nie zuvor ein Buch geschrieben. Als ich ihn in Amlikon vor einigen Monaten besuchte, sagte er mir, er habe es aus einem Gefühl der persönlichen Notwendigkeit gemacht und gar nicht daran gedacht, zu veröffentlichen. Bis Freunde ihn dazu überredeten: Er könne vielleicht auch anderen Menschen helfen, die den Holocaust als Kinder erlitten hatten; sie würden sich weniger verloren fühlen. Sogar dann noch, sagt er «war ich völlig überzeugt, dass niemand sich dafür interessiere. Es würde in einer Bibliothek stehen und ein paar Überlebende würden es lesen. Schluss!»

Er täuschte sich. «Bruchstücke» war eine Sensation: 1995 wurde die deutsche Originalfassung vom Verfasser von «Hitlers willige Vollstrecker», Daniel Goldhagen, besprochen: «Selbst die in der Holocaust-Literatur Kundigen werden durch dieses fesselnde Buch belehrt.» Rasch folgten Übersetzungen in zwölf Sprachen. Wo es erschien, überall ehrten es die Kritiker als einen Klassiker. Uneinig waren sie nur darin, ob es zu den grössten Büchern des Zeitalters oder aller Zeiten überhaupt gehöre. Es überragte die unaufhaltsame Flut der Holocaust-Erinnerungen und der auf den Holocaust bezogenen Romanliteratur der letzten Jahre. Wilkomirskis Darstellung eines absolut Naiven, den es ins Reich der absoluten Börsartigkeit verschlagen hatte, wurde als Zeugnis für etwas wahrgenommen, das man nicht mehr für möglich hielt: eine unverbrauchte Sichtweise auf jenen Augenblick, der die Unmenschlichkeit des 20. Jahrhunderts kennzeichnet.

In der Sachliteratur hat man niemals die Stimme eines Drei- oder Vierjährigen vernommen, die sich in äusserster Authentizität über Dinge von so hoher Dringlichkeit, ja mehr noch, über die Ungeheuerlichkeit des Genozids äussert. Im Echo auf «Bruchstücke» zeigte sich sofort, dass Wilkomirskis Projekt ausgezeichnet zu seiner Zeit passte. Wilkomirski verkörperte das Opfer in reinster Gestalt: ein Kind, dessen Identität im Holocaust ausradiert worden war, das aber, zum Leben verdammt, noch immer reden und Zeugnis ablegen konnte, und dessen abgehackte, oft atemlose Prosa die unverfälschte Vergewaltigung herunterhämmernd wie ein Telegraph. Das Wort «Holocaust» erscheint nie in seinem Gedächtnis, nie erwähnt er bestimmte Daten, und der geschichtliche wie der politische Zusammenhang seines Martyriums verbleibt fast vollständig im Hintergrund. Als Kind in den Todeslagern hatte er keine Ahnung von seiner Epoche und konnte nicht wissen, dass das, was er durchmachte, nicht das universelle menschliche Dasein war. Ja, er sagt uns sogar, dass er nicht einmal wusste, was das Wort «Mutter» bedeutete. Diese Verwirrtheit verstärkt nicht nur sein Leiden, sondern macht es zu einer Ewigkeit. Denn es bestimmte sein Gedächtnis und ausser diesem Gedächtnis hatte er keines.

Wilkomirski erregte grosse Ehrfurcht, weil er das existentielle Dilemma eines im Unfassbaren gefrorenen und dennoch zu viel wissenden traumatisierten Kindes zu evozieren vermochte. Maurice Sendak, der Verfasser von «Wo die Wilden Kerle wohnen», verkündete: «Alle Kinder, ganz entschieden aber die Holocaust-Kinder, werden endlich gerechtfertigt. Wilkomirski zerschlägt den eitlen und gefährlichen Aberglauben, Kinder seien unfähig, sich zu erinnern.» In «The Nation» schrieb Jonathan Kozol, man hätte meinen können, eine Tafel sei direkt vom Sinai herabgetragen worden. «Bruchstücke» sei «moralisch so wichtig und in jeder Hinsicht so bar jeder literarischen Kunst, dass ich mich scheue, den Versuch einer Lobpreisung zu wagen.» Wilkomirski sagte mir, er sei «von den Reaktionen vollkommen überwältigt worden» und habe «dieses ganze Aufheben nie verstanden». Er sollte sich daran gewöhnen. Von 1995 an, fast drei Jahre lang, war er oft auf Tournee, in Europa, Israel und in Nordamerika. Er hielt Vorträge, traf die Presse und sammelte Preise. Einen «Jewish Quarterly Literary Prize» in London, den «Prix Mémoire de la Shoah» in Paris und einen «National Jewish Book Award» in New York, wo sich unter den Finalisten der Kategorie Autobiographie Alfred Kazin und Elie Wiesel befanden. 1997 ging er für

das «Holocaust Memorial Museum» der Vereinigten Staaten auf Fundraising-Tournee durch sechs Städte.

Bei seinen Reisen wurde er von Verena Piller begleitet, einer grossgewachsenen Sängerin mit dunklen Haaren, mit der er seit 1982 zusammen lebt. Sie war es auch, die neben ihm sass und ihm bei Interviews die Hand hielt oder seinen Kopf streichelte, wenn er, wie so oft, in Tränen ausbrach. Journalisten ist aufgefallen, wie kindlich und schutzlos der fast sechzig Jahre alte Autor erschien. Sie erklärten dies damit, dass er Jahre mit Psychotherapien zugebracht habe, die ihn lehrten, seinen Erinnerungen eine Stimme zu verleihen, weil er vor seinem Höllensturz keine Sprache beherrscht habe und in den Lagern eine Zeitlang sogar stumm geworden sei. Weiter wurde erzählt, wie er jahrelang Forschung betrieben habe, um seine Erinnerungen mit den Geschehnissen in Ort und Zeit in Übereinstimmung zu bringen, die er als Kind nicht hatte erfassen können. Ebenso wenig kannte er seinen Geburtstag. Nur durch Zufall hatte er seinen Namen erfahren. (So erzählt er die Geschichte von einer Frau, die ihn in der Menge der Lagerinsassen sah, als die Nazis Auschwitz verliessen. Sie rief «Binjamin, oy Binjamin». Dann führte sie ihn aus dem Lager heraus und gab ihn in einem jüdischen Waisenhaus von Krakau ab. Sie sagte: «Ich bringe euch den kleinen Wilkomirski Knaben.») Ein Schreiber der «Baltimore Sun» fragte Wilkomirski, ob es möglich sei, das, was er durchgemacht habe, hinter sich zu bringen, und beschrieb die Antwort so: «Ein Blick voller Schmerz geht durch sein Gesicht. Er beugt den Kopf und versinkt in langem Schweigen. Kein Geräusch ist im Zimmer zu hören, nur der Ton des inneren Schmerzes, der sich als Stimme oder als Aufschrei Luft zu verschaffen droht. Stattdessen wischt er eine Träne aus dem Auge.»

«Er weinte überall, wo wir ihn hinbrachten», sagte Wilkomirskis amerikanischer Verleger, Arthur H. Samuelson, von Schocken Books. «Ich sagte ihm, wenn er nicht endlich zu Weinen aufhöre, müsste ich ihn nach Hause schicken. Das schockierte seinen Agenten, der kein Jude war. Mag sein, dass ich gefühllos war, aber ich habe Primo Levi, Elie Wiesel, Aharon Appelfeld verlegt und ich kenne eine Menge Überlebender. Eines ist ihnen allen gemeinsam: keiner von ihnen weint. Dieser Bursche konnte nicht aufhören. Ich fand das merkwürdig.» Dennoch, sagte Samuelson, sei ihm nie in den Sinn gekommen, Wilkomirski wäre kein echter Holocaust-Überlebender, bis Ende des letzten August ein Schweizer Autor namens Daniel Ganzfried einen Artikel in der «Weltwoche» veröffentlichte, in dem er feststellte, dass gemäss amtlichen Schweizer Archiven

der Autor der «Bruchstücke» weder Jude noch Lette, sondern der in der Schweiz geborene Sohn einer ledigen Protestantin, Yvonne Berthe Grosjean, sei; dass er am 12. Februar 1941 – so sein Pass – geboren sei und Bruno heisse; dass er seine Kindheit während der gesamten Kriegszeit in der Sicherheit seines neutralen Heimatlandes verbracht habe, zu Beginn bei seiner Mutter und später, als diese ihn zur Adoption freigab, im Waisenhaus, wo ihn seine Pflegeeltern, die Doessekkers (bereits verstorben), aufgefunden hätten; dass sein leiblicher Vater (ebenfalls verstorben) bekannt sei und für das Kind bis zur Adoption anno 1957 durch die sonst kinderlosen Doessekkers Unterstützung geleistet habe; und dass ihn, als seine leibliche Mutter 1981 starb, die Schweizer Behörden als Erbe ihres bescheidenen Vermögens anerkannt hätten und er seinerseits das Erbe angetreten habe.

Daniel Ganzfrieds eigener Erstling, «Der Absender» – ein auf den Erfahrungen seines Vaters, eines Auschwitz-Überlebenden, basierender Roman – erschien zur gleichen Zeit wie «Bruchstücke». Ganzfried sagte mir, er habe nach der Übergabe seines Exposés über den Fall Wilkomirski an die «Weltwoche» naiv gedacht, «Der Fall ist erledigt und wir können über den Holocaust diskutieren und darüber, wie darüber zu schreiben sei, was Erinnerung, Geschichte, Forschung seien und was Business.» Aber Wilkomirski antwortete unverzüglich. Einem Journalisten des Zürcher «Tages-Anzeiger» sagte er, er bestreite die Echtheit der Dokumente in seinen amtlichen schweizer Unterlagen nicht; vielmehr habe er immer klar gemacht, dass ihm, wie vielen anderen Holocaust-Waisen auch, nach dem Krieg eine gesetzliche Identität verliehen worden sei. Das Problem mit seinen Papieren kam aufs Tapet, als es darum ging, «Bruchstücke» zu veröffentlichen, und er habe sich auf Geheiss seines ehrenwerten deutschen Verlegers «Suhrkamp» in einem Nachwort seines Buches damit auseinandergesetzt. («Die juristisch beglaubigte Wahrheit ist eine Sache, die eines Lebens eine andere», schrieb er.) Darüber hinaus sagte Wilkomirski der Zeitung, habe er «keine gültige Antwort» auf Ganzfrieds Ergebnisse. «Es stand dem Lesenden immer frei, mein Buch als Literatur oder als persönliches Dokument wahrzunehmen», sagte er. «Niemand muss mir Glauben schenken.»

Wenige Tage nach diesen Äusserungen ging es mit Wilkomirski bergab. Als ihn Blake Esin, der für «Forward» schreibt und der als erster ame-

rikanischer Journalist über Ganzfrieds Ermittlung berichtete, anfangs September anrief, erklärte Verena Piller, seine Partnerin, er sei nicht fähig zu sprechen. «Er ist vollkommen in die Zeit der Todeslager zurückgeworfen», sagte sie. Einer der engsten Freunde Wilkomirskis, ein israelischer Psychiater namens Elitsur Bernstein besuchte ihn in Amlikon zur Zeit seines Zusammenbruchs. Er sagte mir, «Das Bild, das sich meinen Augen bot, war das eines ernsthaften Falls von Psychose». Wilkomirski «war unfähig, zwischen Wirklichem und Unwirklichem zu unterscheiden, zwischen dem, was aussen und dem was im Inneren vorgeht.»

Dank Arzneimitteln, Ruhe und der Aufmerksamkeit Pillers gelang es Wilkomirski, eine Hospitalisierung zu vermeiden. Aber er blieb fast sechs Monate lang in rekonvaleszenter Absonderung. In der gleichen Zeit malten die gleichen Kritiker und Porträtisten, die wenige Monate zuvor noch seine Authentizität gefeiert hatten, nun das Bild von einem Autor, der sich selbst als fiktive Person erschaffen hatte. Noch hielt das ursprüngliche Urteil über «Bruchstücke» als einem Meisterwerk stand. Die Kommentatoren neigten dazu, Wilkomirskis Zusammenbruch zum Beweis dafür zu erklären, dass sein Buch und seine übrigen Tätigkeiten als Überlebender nicht als bewusste Fälschung beschrieben worden seien. Dies sei als Ausdruck der genuinen Überzeugung eines Mannes, der jemand zu sein glaube, der er nicht ist, wohl besser zu verstehen.

Suhrkamp wiederum zog sich gegenüber Ganzfrieds Anschuldigungen einstweilen in ein schlaues Aussitzen zurück. So berief man sich in einer Presserklärung darauf, es sei nicht «die Aufgabe eines Verlagshauses, den Widerspruch zu lösen» zwischen der gesetzlichen Identität eines Autors und seinem Gedächtnis. Wilkomirskis ausländische Verleger folgten diesem Beispiel. Anfang Oktober, als der Druck grösser wurde, «Bruchstücke» zum fiktionalen Text umzustufen oder wie ein defektes Automobil schlicht zurückzuziehen, gab Wilkomirski gegenüber dem jährlichen Welt-Verlegertreffen im Rahmen der Frankfurter Buchmesse ein Statement ab. Darin erklärte er, rund um diesen Fall sei das «Medienklima» von «einer Atmosphäre totalitärer Verdammung» dermassen vergiftet, dass eine ernsthafte Erörterung sowohl «unmöglich» als auch «lächerlich» geworden sei. Trotzdem fuhr er fort, seine Position darzulegen. Einmal mehr behauptete er, er habe das Rätsel seiner gesetzlichen Identität mit seinem Dementi im Nachwort der «Bruchstücke» aufgelöst.

Und für jeden, der nicht akzeptiere, dass seine Biographie unverifizierbar sei, «werden Kindheitserinnerungen niemals mehr sein als irgendeine Geschichte».

Der Kern von Wilkomirskis Verteidigung sah so aus: eine streng an Tatsachen orientierte Lektüre der «Bruchstücke» sei wesensmässig verfehlt, weil es sich um traumatisch frühe Erinnerungen handle; die gebrochene und entrückte Gestalt solcher Erinnerungen erfordere, diese entsprechend ihrer Natur aufzufassen: als Evidenz des Traumas nämlich, dessen Gedächtnis sie enthalten. Zwar ist dieses Argument zirkulär, hat aber dennoch etwas für sich: «Ich schrieb so, wie diese Erinnerungen im Gedächtnis eines Kindes gespeichert sind. Sonst nichts», sagte mir Wilkomirski. «Wenn dann die Leute das Buch so behandeln, als wäre es ein Expertenbericht von Erwachsenen über den Holocaust, ist das völlig blödsinnig. Aber es ist ihr Problem, nicht meins.» Nichts weniger hatte er tatsächlich auf den ersten Seiten seiner «Bruchstücke» ausgesagt:

Will ich darüber schreiben, muss ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehen nur verfälschen.

Ich habe überlebt, und etliche Kinder auch. Unser Sterben war geplant, nicht unser Überleben! Gemäss der Logik des Plans und nach der Ordnung, die für seine Durchführung eronnen wurde, müssten wir tot sein.

Aber wir leben! Wir leben im Widerspruch zu Logik und Ordnung.

Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen, mit Worten das Erlebte, das Geschehen so exakt wie möglich abzuzeichnen – so genau, wie es eben mein Kindergedächtnis aufbewahrt hat: noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchpunkt.

Selbst für die am besten vor dem Tod Gewappneten war das Überleben in aller Regel Ergebnis einer Reihe von glücklichen Zufällen. Diese antiheroische Einsicht war ein zentrales Thema der Holocaust Literatur. Doch Wilkomirski ging weiter. Überleben lag so jenseits des Normalen, dass des Überlebenden Existenz schlicht als nicht von dieser Welt vorgestellt werden muss. Er hat darauf hingewiesen, dass er die Wirklichkeit des grössten Verbrechens mit den magischen Augen eines Grimms Märchens betrachte; so der amerikanische Klappentext.

Als ich «Bruchstücke» im Lichte seiner schweizerischen Geburtsakten las, war ich verblüfft, wie sorgfältig Wilkomirski sein Gedächtnis in eben der Weise konstruiert zu haben schien, um genau jene Vorwürfe parieren zu können, denen er jetzt ausgesetzt war. Damit war natürlich nicht ausgeschlossen, dass er möglicherweise wirklich ein Holocaust-Überlebender war. In dieser Hinsicht waren auch seine Geburtspapiere nicht zwingend, zumal amtliche Papiere niemals den vollständigen Nachweis einer Identität liefern können – schon gar nicht Papiere der Schweiz in der Zeit des Holocaust-Bankenskandals. Auf der anderen Seite aber bietet auch keine Erinnerung einen derartigen Beweis. Wer immer Wilkomirski war oder eben nicht war, er hatte seine Geschichte als einen Glaubensartikel vorgestellt, und sie wurde von vielen Individuen und Institutionen, die dazu beigetragen haben, aus dem Holocaust eine Art säkularer Religion zu machen, in einem Geist leidenschaftlichen Glaubens aufgenommen. Inzwischen aber beteiligten sich jene Schiedsrichter der Kultur, die Wilkomirskis Authentizität zuvor behauptet hatten, an dessen Erniedrigung.

Zwar hatte Ganzffied, der Wilkomirski bezichtigte, Majdanek und Auschwitz «lediglich als Tourist» zu kennen, in seinem «Weltwoche» – Artikel eingeräumt, «Bruchstücke» «wäre als Roman diskutierbar», denn das Buch «entbehrt nicht der historischen Sorgfalt.» Aber was nützte das dem Verfasser und seinen Helfern! Als ich Wilkomirskis amerikanische Übersetzerin und Herausgeberin Carol Brown Janeway anrief, sagte sie mir: «Ich weiss nur, dass der Mann mit dem ich zusammengearbeitet habe, von Kopf bis Fuss vollkommen ohne Widerspruch ist. Wenn es sich herausstellen sollte, dass er nicht derjenige ist, als den er sich ausgab, wäre er im tiefsten Sinn ein Mann ohne Identität.» Janeway, die eigentlich beim Verlag «Knopf» arbeitete, hatte dafür gesorgt, dass «Bruchstücke» bei «Schocken» erscheinen konnte, weil dieses Siegel als Quelle jüdischer Literatur Reputation bedeutete. Sie sagte: «Wenn wir ihn im Stich lassen würden und er sich dann etwas antäte, sich dann die Anschuldigungen aber als falsch herausstellen würden, wie stünden wir dann da?»

Arthur Samuelson war umsichtiger. «Meine Position besteht darin, dass ich die Wahrheit wissen möchte», sagte er, «und ich bin bereit zu erfahren, dass diese Wahrheit vielleicht interessanter sein wird als die Geschichte, die er erzählt hatte.»

Wer Wilkomirskis Identität hinterfragte, wiederholte eines der Hauptmotive seines Buches: das Elend eines Opfers, das erleben muss, wie man

seine Erinnerungen bezweifelt und verwirft. Denn wenn Wilkomirski «die ordnende Logik des Erwachsenen» ausschliesst, sagt er seinen Lesern nicht nur: «Ihr müsst mir glauben!». Er macht sie auch warnend darauf aufmerksam: «Wer mir nicht glaubt, beteiligt sich an der Fortsetzung meiner ungerechten Behandlung.» Aber gibt es irgendeinen Grund, einem Mann in dessen späten Fünfzigern Glauben zu schenken, wenn er von seinem «Kindergedächtnis» so spricht, als ob es jenseits von Einflüssen späterer Erfahrungen existieren würde, wie eine alte Filmspule, die lediglich auf einen Projektor wartet?

«Als Kind bleibt einem hauptsächlich das im Gedächtnis haften, was beeindruckt hat. Es gibt keinen rationalen Erinnerungsprozess», sagte mir der Schriftsteller Norman Manea letztes Jahr. Manea, Rumäne und Jude, der in New York lebt, war 1941 fünf Jahre alt, als er mit seiner Familie nach Transnistrien in ein Konzentrationslager deportiert wurde. Vier Jahre lang blieb er dort. Er sagt: «Ich entsinne mich dessen nur zusammenhangslos. Ich kann nicht wie bei einer epischen Erzählung in schlüssiger Abfolge fortschreiten – zuerst dieses, dann jenes. An manches erinnere ich mich lebhaft: wie meine Grosseltern starben; wie meine Schwester erkrankte; an den Kampf um ein Stück Brot; an das Betteln; an einige Grausamkeiten. In der ersten Nacht, die wir nach zwei Tagen im Zug dort verbrachten, wurden wir ausgeladen. Da fingen einige rumänische Soldaten mit dem Töten an und plünderten jeden aus. Einige Menschen sprangen in den Fluss.»

Manea – er hatte «Bruchstücke» gelesen, kaum war es erschienen – sagte: «Als Roman oder als Sachbuch funktioniert es nicht. Aber genau für diese Qualität war ich empfänglich, dass es nämlich in diesem Buch keine literarische Kohärenz gibt. Da ist nicht der Verstand eines Künstlers am Werk. Eben diese Inkohärenz erschien mir als eine Art Authentizität.» Aber trotz Wilkomirskis Ablehnung eines Kunstwerks und trotz seines Ehrgeizes, eine Erzählung aus reinem Erinnern darzubieten, weist sein Buch ein Konstruktionsschema auf. Fast von Anfang an werden Kriegs- und Lagerszenen verwoben mit Szenen aus dem späteren Leben des Knaben nach dem Krieg, aus den jüdischen Waisenhäusern Krakaus, aus der Reise in die Schweiz, eines schweizerischen Waisenhauses. Auch folgen Szenen aus dem Leben bei seinen Pflegeeltern und aus der Schule in Zürich. Dieses sorgfältig arrangierte Gewebe stützt eine seiner herausragenden Behauptungen: Mit seiner Ankunft im Lager habe er auch aufgehört, ein Leben jenseits des Stacheldrahtes für möglich zu halten, so

dass ihm, als er schliesslich aus den Lagern herauskommt, seine Befreiung als solche gar nicht bewusst wird.

Erst im letzten Kapitel der «Bruchstücke», wo Wilkomirski das Gymnasium beendet und einen Dokumentarfilm über die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen durch amerikanische Truppen sieht, realisiert er: «Nein, keiner hatte mir damals gesagt, dass der Krieg zu Ende war. ... Nein, keiner hat mir offen gesagt: Ja, das Lager hat es gegeben, aber jetzt ist es vorbei.» Bis dahin hatte er sich gesagt: «Das Lager ist noch da! Es ist nur versteckt und gut getarnt.» Daher sieht er ein Krematorium im Massstab des Kindes, als ihn seine Pflegemutter einmal in den Keller führt und ihm die Kohlenheizung zeigt. Und als er als Schulknabe einmal aufgefordert wird, ein Bild der berühmten Pose des schweizer Helden Wilhelm Tell – mit Pfeil und Bogen, dem Knaben mit dem Apfel auf dem Kopf gegenüber – zu identifizieren, da starrt er «entsetzt» darauf und sagt: «Ich sehe..., ich sehe einen SS-Mann... Und er schiesst auf Kinder». Als die Lehrerin ihn erstaunt dazu auffordert, sich zu erklären, dreht Wilkomirski durch und stottert etwas über Konzentrationslager hervor. Jetzt scheint sich seine Lehrerin in die Blockowa von Majdanek zu verwandeln und in seinem Hirn spukt die halluzinierte Gespensterszenarie, in der Schule und Lager verschmelzen; am Ende bildet er sich ein, seine «Lehrerin Blockowa» übergebe ihn dem Wilhelm Tell, damit dieser ihn im Hof draussen erschiessesse.

Manea hatte erfahren, dass Wilkomirski seine Erinnerungen im Verlauf einer Psychotherapie niederzuschreiben angefangen hatte. Er meinte: «Selbst dann, wenn die Holocaust-Geschichte wahr ist, bildet die Erinnerung einen Prozess der Annäherung, etwas, das zur Fiktion verarbeitet und mit vielen Dingen vermischt wurde, die erst in den folgenden vierzig Jahren hinzugefügt worden sind.» Als ich die Episode mit Wilhelm Tell erwähnte, sagte er: «So stellt sich einem die Kultur in den Weg.» Manea betrachtete es so: «Man macht eine Therapie und hat aus dieser Therapie Notizen, dann einen Literatur-Agenten, einen Herausgeber, einen Verleger und schliesslich wird daraus ein fertiges Produkt. Irgendwo gibt es darin den Mann, der jetzt ein Verfasser ist. Nur wo genau dieser steckt, scheint vielleicht nicht mehr so klar zu sein.» Unter diesen Umständen wäre es besser gewesen, Wilkomirski hätte sein Buch «Bruchstücke aus einer Therapie» genannt, schlug er vor. Die hängige Kontroverse hätte er so vermeiden können. «Es hätte dennoch als Non-fiction gelten könnten, wäre aber sehr viel ehrlicher gewesen», sagte

Manea, «und das Buch würde die volle Wirklichkeit widerspiegeln – selbst dann, wenn es ein Wahngebilde zeigt.»

Etwa zur Zeit meines Gesprächs mit Manea kam mir ein Foto unter die Augen, auf dem eine Gruppe von sehr geschwächt aussehenden, sehr kleinen Kindern mit scheinbar riesigen, kahlrasierten Schädeln zu sehen war, die mitten in den Trümmern von Auschwitz sassen, nachdem das Konzentrationslager befreit worden war. Ein Blick auf solche Bilder reicht aus und man fragt sich, ob nicht Vergessen ein milderer Fluch als das Erinnern wäre. Daher sandte ich Wilkomirski ein E-Mail, worin ich ihm unter anderem mitteilte: «Ich interessiere mich, mehr über die Art und Weise zu erfahren, wie Sie Ihr Buch geschrieben haben, und über das Verfahren Ihres inneren und äusseren Forschens, das Sie die Erinnerungen aus Ihrer Kindheit aufdecken liess.» (recover, d. Ü.) Er antwortete mir:

«Recovered Memory» heisst, dass man mithilfe einer Therapie die Erinnerung, die verlorenen Dinge seines unbewussten Gedächtnisses, wieder entdeckt. Das ist nun in meinem Fall *absolut falsch*. Nie im Leben habe ich vergessen, was ich in meinem Buch schrieb. Ich musste *nichts wieder entdecken!* Einige Erinnerungen waren und sind jetzt noch, Tag für Tag, gegenwärtig!! Als ich ein Junge war, besonders zu Beginn des Gymnasiums, verbrachte ich meine freien Nachmittage, Stunden über Stunden, an einer geheimen Stelle unseres Gartens, um alles, woran ich mich erinnerte, laut auszusprechen und zu wiederholen. Ich hatte damals Angst, etwas zu vergessen... Ich war furchtbar unglücklich. Ich wollte dorthin zurück, wo ich herkam. Ich wollte zurück nach Polen, wollte Polen durchqueren, zu den Birkenwäldern des Baltikums gehen, nach Hause! ... Natürlich versuchte ich später, jene unerträglichen Teile meines Gedächtnisses zu unterdrücken, die sich fast jede Nacht in Alpträumen wiederholten. Ich wollte wie meine Kollegen ein angenehmes Leben führen. ... Erst in meinem späteren Leben, als ich zwischen vierzig und fünfzig war und nach einer langen Krankheitskrise, wurde mir bewusst, dass ich gar nicht richtig lebte, dass ich das Leben nur kopierte, indem ich das Leben anderer kopierte; ich lebte gar nicht wirklich, sondern spielte das Leben lediglich. Damals war ich zum ersten Mal so weit, meine Erinnerungen Stück für Stück niederzuschreiben.

Wilkomirski unterzeichnete mit den Worten: «Ich bin erschöpft. Denn immer muss ich über diese Dinge reden und schreiben, versuchen, alle Missverständnisse und die falschen Interpretationen zu korrigieren, was bis jetzt zumeist vergeblich war.» Ich war froh, dass ich korrigiert wurde. Mit dem Bild jener Auschwitz-Kinder mit den Mond-Schädeln vor Augen war ich nicht bereit zu akzeptieren, dass einer glaubhaft machen wollte, einer von ihnen zu sein.

Unter den sechs Millionen Juden, die die Nazis ermordet hatten, waren mehr als eine Million Kinder. Es gab keine Sonderregelung für jüdische Kinder; sie wurden wie andere Juden getötet, weil sie Juden waren. Aber die Lagerverwalter, die die Selektion der Insassen für die Arbeit als Sklavenarbeiter, für Gaskammer und Verbrennungsöfen durchführten, betrachteten Kinder als unnützlich. Daher wurden jüdische Kinder in der Regel wie die Mehrheit der jüdischen Erwachsenen bei oder kurz nach ihrer Ankunft in den Lagern abgeschlachtet, und nur wenige blieben in den sechs wichtigsten Vernichtungslagern, darunter Majdanek und Auschwitz-Birkenau, lange am Leben. Den Historiker Saul Friedländer störte dies, als er «Bruchstücke» unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung las. Der Professor an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, UCLA, einer der Pioniere im Aufzeichnen der Memoiren von Holocaust-Überlebenden, sagte, nie zuvor habe er Gedächtnisaufzeichnungen gelesen, die ein solches Ausmass an Gewalt enthielten. Ihn erstaunte, auf welche Weise Wilkomirski hatte überleben können. Dann sagte er jedoch: «In diesem ganzen Chaos war es möglich, ungeachtet der Organisation, dass durch einen wilden Zufall dieses kleine Staubkorn unberührt hindurch gefegt wurde.»

Friedländer sind unwahrscheinliche Geschichten nicht fremd. Wie er in seinen Memoiren «Wenn die Erinnerung kommt» erzählt, war er selber von einer französischen katholischen Familie adoptiert worden und erfuhr erst, dass er Jude war, als er sich entschloss, das Priesterseminar zu besuchen. Ein mitfühlender Geistlicher klärte ihn darüber auf, dass seine Eltern in Auschwitz ermordet worden seien. Tatsächlich waren beinahe alle Holocaust-Überlebenden, die heute noch leben, während der frühen vierziger Jahre jung. Im vergangenen Jahrzehnt, als die besondere Leidensgeschichte von Kindern als eines der heissesten Themen der Holocaust-Forschung hervortrat, zeigte sich mehr und mehr die Launenhaftigkeit individueller Schicksale in jener extremen Zeit.

Selbst wenn man die Erfahrung dieser letzten Generation von direkten Zeugen in der Perspektive verschiedener Disziplinen in Betracht zieht,

bleibt zumindest eine Schicht von «Kinder-Überlebenden» übrig, über deren Geschichte kaum etwas bekannt ist. Gemäss der Überlebenden-Organisation «Amcha» in Jerusalem sind es etwa zweitausend an der Zahl. Der überwiegende Teil dieser sogenannten «Kinder ohne Identität» überstanden die Kriegsjahre ähnlich wie Saul Friedländer, als Christen verkleidet oder versteckt. Während einige von ihnen Christen blieben, die nie oder – wie im Falle von Madeleine Albright (ehemalige US-Aussenministerin, d. Ü.) – erst viel später erfuhren, dass sie Juden waren, gab es das ganz andere Drama zusätzlicher Qualen von all jenen, die ein halbes Jahrhundert lang nur im Wissen lebten, dass sie nicht wussten, wer sie eigentlich sind.

Das Einzigartige Wilkomirskis liegt darin, dass er dieser Tragik eine Stimme verliehen hat. Er hatte die Erinnerung ans Vergessene zum Gegenstand gemacht und war anscheinend fest entschlossen, aus dem Identitätsverlust eine eigenständige Identitätsform zu machen.

Wilkomirski ist ein launenhafter Mensch. Momente von raschem Zorn wechseln mit solchen von dauerhafter, lähmender Verzweiflung: Er ist ein rasender Kettenraucher; er hat eine kokette Gangart, ebenso kokett sind seine Augen. Alles an seiner Erscheinung verströmt Entfremdung. Wenn es aber darum geht, Bestätigung für seine Höllezeit zu erreichen, glaubt er unermüdlich an seine Chancen. In seinen Interviews und öffentlichen Auftritten nach der Veröffentlichung von «Bruchstücke» sagte er immer, dass er in der Schweiz nicht vor Ende 1947 angekommen sei. Nachdem aber Daniel Ganzfried im Sommer 1998 herausfand, dass der Knabe mit Namen Bruno Grosjean bei seinen Pflegeeltern bereits im Oktober 1945 eingezogen war, verkündete Wilkomirski, er habe vor Kurzem aufgrund seiner engen Kontakte mit Holocaust Überlebenden erfahren, dass seine Ankunft in der Schweiz schon damals gewesen sein könnte. Er fand überhaupt nichts Seltsames daran, seinen Lebensabschnitt zwischen fünf und sieben Jahren so rasch von einem Krakauer Waisenhaus in ein grossbürgerliches Heim Zürichs zu verschieben. «Es ist wie bei anderen Kinder-Überlebenden», sagte er mir. «Ständig müssen sie bereit sein, ihre Ansichten zu ändern, wenn sie abweichende geschichtliche Gesichtspunkte, Tatsachen oder Dinge herausfinden.»

In der Zeit, in der wir uns trafen, habe ich auch mit einer Anzahl seiner Bewunderer gesprochen. Sie sagten, selbst wenn Benjamin Wilkomirski ein Hirngespinnst von Bruno Grosjean/Doessekker wäre, sei dieser kein

bewusster Betrüger, sondern eher ein Opfer seines eigenen Gefühls für ungerechte Behandlung. Es fiel mir schwer, zu verstehen, dass eine so elaborierte Einbildung vollkommen unbewusst entstehen könnte. Aber als ich Wilkomirski mit den Daten seiner Ankunft in der Schweiz jonglieren sah, wurde klar, dass, wenn er die Absicht gehabt hätte, einen üblen Streich zu inszenieren, er sich gar nicht dümmer hätte anstellen können. Denn es war zu erwarten gewesen, dass seine amtlichen Akten eines Tages zum Vorschein kommen würden. Er hätte seine Story zumindest mit den Angaben in seinem Personenregister besser abstimmen können. Er hatte indes keinen Blick in sein Dossier verschwendet, weil er, was immer darin stand, einfach nicht mit sich selbst in Zusammenhang zu bringen bereit war.

Ob Wilkomirski Fakt oder Fiktion ist, sein Gedächtnis war jedenfalls das einzige Dokument, das ihn interessierte. Als ich ihn fragte, ob er selbst sein Gedächtnis für ungewöhnlich halte, sagt er: «Vielleicht, wahrscheinlich ja.» Als ich ihn dann fragte, ob er je an seinem Gedächtnis gezweifelt hat, sagte er: «Nein.» Als ich ihn weiter fragte, ob er an seinen amtlichen Akten gezweifelt habe, musste die Antwort also «Ja» lauten; und so lautete sie auch. «Ganz gleich, was sie sagen oder was sie konstruieren – in gesetzlichen, ungesetzlichen oder halbgesetzlichen Akten –, das ist für mich alles Mist», sagte er. «Ich weiss, dass ich meinem Gedächtnis trauen kann. Basta.»

Aber an dem Punkt, an dem ich mich nach seiner mnemotechnischen Methode erkundigte, sagte er mir: «Ich bin eben auch ein Historiker.» Zwar hat er in Geschichte keinen akademischen Titel, aber Mitte der sechziger Jahre forschte er in der Absicht, eine Abschlussarbeit über die Bewegungen europäisch-jüdischer Flüchtlinge, die vor Hitler auf der Flucht waren, zu schreiben. «Ich studierte Geschichte,» sagte Wilkomirski, «nicht um ein Historiker zu sein, sondern lediglich weil ich mir sagte, «Eines Tages wird es mir helfen, meine eigene Geschichte besser zu verstehen.»»

Wir verbrachten einen Nachmittag und plauderten am Cheminée in der Stube seines Bauernhauses in Amlikon, das mit vielen jüdischen Gegenständen geschmückt ist: silberne Menorahs, Bilder von Jerusalem, Sabbath-Kerzen und etliche Wandbehänge mit hebräischen Inschriften. Später führte mich Wilkomirski ins Obergeschoss. Zwei grosse Zimmer, brechend voll von Büchergestellen, mit Aktenschränken verstopft, Computergeräten, einem Mikrofilmlesegerät und Videogeräten, dienen ihm hier als Archiv: eine bemerkenswert reichhaltige Bibliothek sowie elektroni-

sches Datenmaterial zu Judaica, zur Geschichte des Holocaust; ferner Zeugenberichte mit tausenden von Briefen, Manuskripten, Photographien, Gedächtnisskizzen und verschiedene andere Dokumente von Überlebenden, die er mit den Jahren gesammelt hatte.

Wilkomirski erzählte bitter, dass Daniel Ganzfried dieses Archiv als ein «Labor» zur Erfindung von Erinnerung beschrieben hat. Bei Ganzfrieds Namen sträubten sich seine Haare, aber er lehnte den Vergleich mit dem Labor nicht rundweg ab. Er nennt seine Geschichtsforschung eine «Kontrolle» für sein Gedächtnis. «Wohl wissend, dass es keinen lebendigen Beweis für jemandes Gedächtnis gibt,» habe er herausgefunden, so sagte er mir, dass das Studium «wissenschaftlicher Arbeiten» über den Holocaust, die beruhigende «Möglichkeit» biete, «das geschichtliche Zentrum» seiner eigenen Vergangenheit zu ermitteln. Trotzdem, sagte er, sei er «nie wirklich fähig gewesen,» Memoiren anderer zu lesen. «Ich ging das nur so quer durch. Nur um so zu schauen.» Seine Finger blättern durch die Luft, schlugen eingebildete Seiten um, hielten inne und deuteten auf eingebildete Stellen, und er fragte: «Steht da etwas, das mir bekannt vorkommt? Wenn nicht, dann nicht.»

In seinen eigenen Memoiren leidet Wilkomirski natürlich furchtbar unter denen, die zu seiner Geschichte «nein» sagen. Das Gefühl, von Leuten, die nicht hören wollen, zum Schweigen gebracht zu werden, ist bei Holocaust-Überlebenden eine wohlbekannte Quelle von Leiden. Wilkomirski sagte mir auch, seine Pflegeeltern hätten «etwas vom Schlimmsten überhaupt gemacht», indem sie ihn ständig anflehten, seine Erinnerung zu vertuschen. Trotz seiner Hingabe an das Gedenken, sind Wilkomirskis eigene Erinnerungen oft in Groll getaucht. Für die Doessekkers bringt er kein freundliches Wort über die Lippen. Obwohl sie ihm die Musikschule ermöglichten, ihn schon früh als Klarinettenist unterstützten und ihm schliesslich ein Erbe hinterliessen, das ihn wohlhabend machte, spricht er von ihnen nicht wie von Gönnern, sondern wie von den Tätern seiner weiteren Zerstörung nach dem Krieg.

«Er ist eine undankbare Person,» sagte mir Wilkomirskis Schulfreundin, Annie Singer, als ich sie in ihrem eleganten Appartement in Zürich besuchte. Die Pianistin und Lehrerin in Musiktheorie entsinnt sich ihrer vier gemeinsamen Jahre als der glücklichen Zeit einer privilegierten Ju-

gend, und sie beschreibt das Haus Doessekker als eines, dem es in Sachen «Normalität» an nichts gemangelt habe. Wilkomirski sagt, er habe nur so getan, als gehe es ihm gut und nicht immer mit Erfolg. Einmal habe er, teilte er mir mit, einen Schulkollegen am Gymnasium bewusstlos geschlagen, weil der Junge ihn an einen Nazi erinnert habe. «Er war sehr hochgewachsen, sehr stark, mit einem sehr fetten Gesicht, und er hatte ein sehr dreckiges Lachen. Da plötzlich erinnerte ich mich: «Ich kenne dieses Grinsen,» und ich erinnerte mich, «Das ist das Grinsen, das Leute tötet, ein Grinsen, welches das Leben anderer gar nicht respektiert. Und dann explodierte ich.» Wilkomirski fügte hinzu, der Knabe habe drei Wochen im Krankenhaus verbringen müssen.

Singer hatte niemals von diesem Kampf gehört, aber es kam ihr in den Sinn, dass ihr Wilkomirski mit etwa achtzehn Jahren «ein Bilderbuch über den Holocaust» gezeigt habe, das in der Schule herumgereicht worden sei. Singer hatte den Konfirmationsunterricht zusammen mit Wilkomirski besucht und sagte mir: «Wir wussten nicht viel von Juden und wir sprachen kaum über dieses Buch. Aber zur selben Zeit fing er an zu sagen, er stamme aus den baltischen Staaten.» Singer glaubte ihm damals nicht und glaubt ihm auch heute nicht. «Er war ein Lügner», sagte sie, «wenn auch nicht immer. Wenn er einem etwas sagte, bestand immer eine Wahrscheinlichkeit von fünfzig Prozent, dass es wahr – und fünfzig Prozent, dass es falsch war. Wenn sein Lügen ans Licht kam, gab er es interessanterweise immer sofort zu. Nach dem Grund gefragt, sagte er: «Das war nur so ein Augenblick, der über mich gekommen ist.»»

Nicht lange nach der Trennung von Annie Singer fing Wilkomirski ein Verhältnis zu einem anderen Fräulein von ähnlicher Herkunft an: schweizerisch protestantische Oberschicht. Als sie schwanger wurde, heiratete er sie. Die Ehe hielt siebzehn Jahre und brachte zwei Söhne und eine Tochter hervor. Heute nennt Wilkomirski sie seine «Ex-Familie». Nur zu einem Sohn hält er noch Kontakt. Er sagte, Vater zu sein, habe er als schwierig empfunden. Der Anblick seiner Kinder habe die eigenen schmerzvollen Erinnerungen aufgewühlt. In «Bruchstücke», nachdem er die aus der Frauenleiche schlüpfende blutige Ratte beschrieben hat, erinnert er sich daran, dass er «viele Jahre später», als er sah, wie seine Frau ihr erstes Kind zur Welt brachte, beim Erscheinen des behaarten Kinderkopfes geschockt gewesen sei. «Ich ... hörte wieder, gleich einem Nachhall von früher, das Klirren und Knirschen in meiner Brust.»

Während der ersten Ehejahre begann Wilkomirski, neben Konzerten und dem Unterrichten in Klarinette, die Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden zu studieren. 1968 besuchte er Polen, um Forschungen für seine Abschlussarbeit zu betreiben. «Wenn ich nicht beobachtet wurde», sagte er, «suchte ich nach etwas über mich.» Aber im kommunistischen, antisemitischen Polen hatte er den Eindruck, er würde sich mit seinen Untersuchungen nur dem Verdacht aussetzen, «ein israelischer Spion oder sonst etwas Verrücktes, Sie wissen schon» zu sein. Zuhause fühlte er sich nicht besser verstanden. Wenn er einmal versucht habe, mit seiner Frau «ein bisschen» über seine Erinnerungen zu reden, habe sie sofort zu weinen angefangen. «Das konnte ich nicht ertragen», sagte er. Er fing an zu zittern. Seine Stimme wurde höher, verhärtete sich zu einem Bellen. «Das war absolut unmöglich.» Ich war erstaunt, denn Wilkomirski neigte selbst zu Tränen, und während unseres Gesprächs unterbrach er mehrfach, um ein Schluchzen zu verschlucken. «Huhu, huhu», stiess er hervor. «Ich kann es nicht ausstehen, wenn jemand zu weinen anfängt. Also nahm ich es sofort wieder zurück und sagte, «Nein, nein. Es war nicht so schlimm, wie du denkst», und «In Ordnung, lass uns nicht mehr davon sprechen.»»

Erst nachdem er seine Familie verlassen hatte, sagte Wilkomirski, habe er «jemanden gefunden, der ohne Weinen bereit war, zuzuhören und hundertmal die selbe Geschichte anzuhören. Also fasste ich mehr Vertrauen.» Verena Piller trat gegen Ende 1982 in sein Leben, als er sich von einer Krankenzeit erholte. Bei einem ihrer ersten gemeinsamen Abende sahen sie im Fernsehen einen Dokumentarfilm über den Prozess gegen SS-Offiziere, die in Majdanek gedient hatten. Piller war beeindruckt, als sie bemerkte, dass Wilkomirski «wie zu Stein erstarrte». Und er war beeindruckt, als er merkte, dass sie es ertragen konnte.

Damals hatte Wilkomirski sich in einem Appartement an der Asylstrasse in Zürich niedergelassen. Er machte sich mithilfe von Kontakten zu Juden und seinem Studium der Holocaust Geschichte seiner Herkunft auf die Spur. Im Herbst 1979 hatte er Elitsur Bernstein kennengelernt. Er befreundete sich mit dem israelischen Psychologen, der ihn im mittleren Alter auf seinen Reisen in die Vergangenheit begleiten sollte. Bernstein, der fast zwanzig Jahre lang in der Schweiz gelebt hatte, kam ursprünglich an die Asylstrasse, weil er das Klarinettespielen lernen wollte. Bei einer

der ersten Unterrichtsstunden habe Bernstein, so sagte mir Wilkomirski, auf ein Bild an der Wand gedeutet und gefragt, «Wer schaut mich die ganze Zeit so strengen Blickes an?» Wilkomirski hatte das Bild kurz zuvor gekauft. Es war ein Proträt aus dem 19. Jahrhundert und zeigte den Rabbiner der Litauischen Stadt Wilkomir. Als ihm Wilkomirski dies mitteilte, sagte er, sei sein Schüler «in grosse Erregung geraten und fragte mich, ob er seinen Vater in Israel anrufen dürfe.» Es stellte sich heraus, dass Bernsteins Vater in Litauen aufgewachsen war, wo er als Knabe bei eben diesem Rabbi unterrichtet wurde. «Seine Familie hatte also diese Verbindung, und er hielt das für etwas Besonderes», sagte mir Wilkomirski und fügte hinzu: «Das war der Anfang».

Hat Wilkomirski die Zierlichkeit eines Vogels, so ist Elitsur Bernstein standfest wie ein Bär. Sein Händedruck ist herzhaft, sein Kopf riesig und mit einem ergrauten rötlichen Bart drapiert, der sich bis über die Mitte seiner Brust hinab ausbreitet. Seine Stirn ist hoch und breit und stösst seine Haare zurück, was sie noch höher und breiter erscheinen lässt. Er sieht aus wie ein Russe bei Tolstoi. Er ist Therapeut und Pfeifenraucher. Als er 1982 nach Israel zurückkehrte, war er Mitte vierzig. Er empfing mich in dem Zimmer, in dem er seine Patienten sieht, am Institut, dessen Co-Direktor er ist, und das sich in einem angenehmen Winkel der sonst schäbigen Tel Aviver Vorstadt Rishon LeZion befindet.

Wilkomirski hat darauf gedrängt, dass ich Bernstein träfe. Daher war ich von einer seiner ersten Aussage, die dieser mir gegenüber machte, überrascht. Wenn er damals zu Beginn seines Klarinettenunterrichtes gewusst hätte, dass er in die Identitätskrise Wilkomirskis verwickelt werden würde, hätte er es anders gemacht. Dann sagte Bernstein aber auch: «Es ist schon eine sehr interessante Geschichte.» Er bezeichnete seinen früheren Lehrer als seinen besten Freund, und die Geschichte, die er mir von ihrer Freundschaft erzählte, handelte davon, wie er in einem langen Prozess der Zusammenarbeit, durch Versuch und Irrtum, Bruno Doessekker geholfen hatte, Benjamin Wilkomirski zu werden.

Bernstein begann mit dem Porträt an Wilkomirskis Wand, nur dass in seiner Version die Rollen vertauscht waren. Er sagte, er habe das Bild aufgrund von Fotos erkannt, die sein Vater ihm gezeigt habe. «Ich sagte ihm, dass es der letzte Rabbi von Wilkomir sein könnte», sprach Bernstein und fügte hinzu, dass er erstaunt gewesen sei, wie sein Lehrer erbleicht sei und gesagt habe, dass er vielleicht nicht Doessekker, sondern

Wilkomirski heisse. Bernstein entsann sich, nicht weiter darauf eingegangen zu sein. «Als Psychologe wusste ich, dass Nachfragen bei Menschen, die nicht meine Patienten sind, denen aber bekannt ist, dass ich Psychologe bin, ein grosses Risiko sind, wollte ich doch mit ihren Problemen nichts zu tun haben. Ich wollte Klarinette spielen.»

Nach etwa sechs Unterrichtsmonaten teilte Wilkomirski Bernstein mit, dass er wegen «irgendwelcher Magenprobleme» eine chirurgische Behandlung brauche. Bernstein besuchte ihn im Krankenhaus. Er sagte, er habe Wilkomirski, noch immer unter Anästhesie, allein in seinem Zimmer vorgefunden, «im Delirium – völlig ohne Bewusstsein.» Darauf habe dieser angefangen zu sprechen. «Er sprach einige Worte deutsch, einige mathematische Formeln und dann äusserte er einige Worte auf Jiddisch.» Bernstein war erstaunt. Jiddisch ist eine seiner «Muttersprachen», auch Schweizerdeutsch konnte er. Er habe erkannt, was er hörte. Er vernahm wie Wilkomirski «auf Jiddisch etwas sagte wie «Lass mich in Ruhe», «Nein, nein, nein, ich will nicht.»» Dann verliess er den Patienten, ohne ihn zu stören. Einige Tage danach kehrte Bernstein ins Krankenhaus zurück und erzählte seinem Freund von dessen jiddischem Wortschwall. Wilkomirski «reagierte nicht richtig», sagte Bernstein. «Er reagierte nicht mit Worten, sondern mit Gesten und Mienen.» Bernstein schauderte, Wilkomirski imitierend, und krümmte sich auf dem Stuhl.

Zwei Monate später lag Wilkomirski erneut im Spital, diesmal wegen einer Blutkrankheit. Er erklärte mir, er habe unter einer Art Leukämie gelitten und später unter einer Krankheit, die Thrombocytopenie hiess und bewirkte, dass er «jederzeit blutete». Er stupste mit dem Daumen der einen Hand gegen den anderen Handballen und sagte: «Wenn ich so drückte, kam Blut heraus. Ich war auch dünn und verlor siebenundvierzig Kilogramm. Dann entdeckten sie einen Tumor auf der Milz und mussten das operieren.» Er habe zehn Jahre lang jährlich Aufenthalte im Krankenhaus benötigt. Er deutete an, dass seine Krankheit vielleicht Nachwirkungen von medizinischen Experimenten seien, die Nazi-Ärzte in Auschwitz an ihm durchgeführt hatten.

Als Bernstein Wilkomirski nach seiner zweiten Operation besuchte, lag ein Jiddisch-Englisch Wörterbuch auf dessen Nachttisch. Wilkomirski bemerkte Bernsteins neugierige Blicke auf das Buch und erklärte, dass er sein Jiddisch «auffrischen» wolle. Wie gewöhnlich, sagte Bernstein, habe er Wilkomirski keine Fragen gestellt, ihn und dessen Frau aber einige Monate später an einem Freitag zur Teilnahme am Schabbat-Essen

eingeladen. «Er setzte sich eine Kippah auf den Kopf und versuchte, so gut es ging, mitzumachen; aber es gelang ihm kaum», erinnerte sich Bernstein, und fügte hinzu: «Er hatte überhaupt keine Ahnung von jüdischen Dingen.»

Bis dahin hatte Bernstein geredet, als wäre er ein neutraler wissenschaftlicher Beobachter des Phänomens Wilkomirski, ohne ein Gefühl für seine eigene Mitwirkung an der von ihm vorgestellten Fallgeschichte. Erst jetzt wechselte er sprunghaft zu seiner eigenen Rückkehr nach Israel im Jahre 1982; schon bald kam Wilkomirski zu Besuch. Bernstein sagte: «Ich glaube, seine Freundschaft mit mir hat ihn für die jüdische Gesellschaft ein wenig koscherer gemacht.» Ich bemerkte, es müsse für Wilkomirski sicher auch ermutigend gewesen sein, von einem Juden akzeptiert zu werden. «Aber nicht völlig fraglos», antwortete Bernstein; er erzählte mir, dass er Wilkomirski einmal seinem Vater, einem orthodoxen Juden, vorgestellt habe, worauf dieser gefragt habe: «Woher wissen Sie, dass Sie ein Jude sind?» Wilkomirski habe undurchschaubar geantwortet: «Ich denke es.»

Im Sommer 1991, Bernstein war in der Schweiz zu Besuch, erzählte ihm Wilkomirski von einem Traum «mit einer riesigen Menschenmenge neben einer Baracke, mit Schüssen und ähnlichem sowie einem grossen Feuer und so weiter.» Wilkomirski erklärte, er habe ständig solche Alpträume und beide, Bernstein und Verena Piller, die wegen Wilkomirskis Um-sich-Schlagen und Schreien nächtelang ohne Schlaf blieb, meinten, dass ein Therapeut vielleicht helfen könnte. Piller schlug vor, die Träume und Erinnerungen aufzuschreiben, um sie aus seinem System herauszukriegen. Bernstein sagte seinem Freund, dies sei oft eine nützliche Prozedur. Wilkomirski folgte ihrem Rat. Die Therapie, erklärte er mir, habe ihm jene sichere Umgebung geboten, die er gesucht hatte, eine Umgebung, in der er für die ihn quälenden Erinnerungen «Worte finden» und das Durcheinander aus «vorsprachlichen» Bildern in seinem Geist entwirren konnte – «um einen Gegenstand klar zu sehen und um zu schauen, ob ich eine Erinnerung oder zwei bis drei einander überlappende Erinnerungen hatte, und um zu trennen, was nicht zusammengehörte.»

An einem Septembertag 1991, um zwei Uhr morgens, wurde Bernstein vom Läuten seines Faxgerätes geweckt. Als er in sein Büro ging, fand er die ersten Seiten des Textes, aus dem später «Bruchstücke» entstehen sollten. Bernstein sagte, kurz nach Tagesanbruch habe er Wilkomirski angerufen: «Und ich sagte ihm, dass es furchtbar wäre, wenn – wenn die-

ses Papier etwas enthielte, was er durchgemacht hätte.» Wilkomirski fragte: «Soll ich weiter schreiben?» Bernstein sagte, «Wenn es Dich erleichtert.» Wilkomirski entgegnete, das sei der Fall und er schreibe auch, damit seine Kinder wüssten, woher er komme.

Nachdem «Bruchstücke» erschienen war, traten Wilkomirski und Bernstein an etlichen Psychotherapie-Konferenzen in Wien als Autoren eines Textes über die geschichtliche Verifikation von frühen traumatischen Erinnerungen gemeinsam auf. Darin wird behauptet: «die Frage, ob in frühkindlichen Erinnerungen die Tatsachenwahrheit wiedergegeben wird, bleibt für den Psychotherapeuten irrelevant.» (Eine kritische Erörterung ihrer Ansichten wurde eine Zeitlang auf einer Website namens «StopBadTherapy.com» gezeigt.) Trotzdem, sagte mir Bernstein, habe er seine Zweifel gehabt, als Wilkomirskis Manuskript «im Abstand von zwei oder drei Wochen jeweils etwas sieben, acht, neun oder elf Seiten» über sein Faxgerät gelaufen sei. Daher fragte er anfangs 1992 seinen Freund schliesslich: «Bist du sicher, dass das deine Erinnerungen sind?»

Wilkomirski sagte, er sei sicher. Er habe nie vergessen. Aber die Therapie habe ihm erlaubt, zur Sprache zu bringen, was lange Zeit unausgeformt geblieben sei. Ja, erzählte mir Bernstein, die Therapie habe Wilkomirski befähigt, Momente aus seiner Vergangenheit zu erforschen, die so ursprünglich gewesen seien, dass sie seinen Sinnen nur als «körperliche Erinnerungen» eingraviert waren. Dieser psychologische Ausdruck bezieht sich auf eine Erscheinung, die manchmal auch als «implizites Gedächtnis» bezeichnet wird. Dabei funktioniert ein somatischer Auslöser, eine bestimmte Lichtqualität etwa, ein Geräusch oder Geruch, als Schlüssel zum Bewusstsein einer früher verlorenen Welt – wie Prousts Geschmackssinn für die legendäre Madeleine. Zusätzlich zum Schreiben machte Wilkomirski auch Skizzen und Zeichnungen von den Bildern, die ihn verfolgten.

Im Sommer 1993, als Bernstein mit seiner Frau und zwei Söhnen Wilkomirski und Piller nach Polen begleitete, hatte Wilkomirski einen Lagerplan von Majdanek bei sich, von dem er sagte, er habe ihn aus dem Gedächtnis aufgezeichnet. In Bernsteins Erinnerung waren die Stunden, die er mit Wilkomirski in Majdanek – einige Tage später auch in Auschwitz-Birkenau – verbrachte, «nicht nur erstaunlich», sondern auch «ein ziemlich traumatisches Erlebnis». Er sagte: «Etwas strömte aus ihm heraus in Polen.» «Es war», als sie die Lager besuchten, «unmöglich, ihm

physisch zu folgen, da er rannte wie ein Verrückter, obgleich nicht verrückt im psychologischen Sinn. Er war wie in Trance und ging von einer Stelle zur anderen.» Trotz aller Aufregung gelang es Wilkomirski nicht, irgendeinen neuen Hinweis auf seine Kindheit zu entdecken. Aber beide, er und Bernstein, kehrten von ihrer Pilgerreise entschlossener denn je zurück, die Lücken seiner Identität zu füllen.

Einige Monate danach stellte Bernstein Wilkomirski in Israel einer Gruppe von Juden vor, die den Krieg als Kinder in Polen überlebt hatten. Die Überlebenden versammelten sich eifrig hinter Fotoalben und Namenslisten, um Wilkomirski zu helfen, herauszufinden, wer er sei und woher er komme. Dieser konnte keine Verbindungen feststellen, aber die Gelegenheit erwies sich als nützlich. Sie brachte Wilkomirski mit einer höchst lebhaften Frau mittleren Alters namens Leah Balint zusammen, die erklärte, sie sei darin erfahren, «Kinder ohne Identität» auf der Suche nach ihrer Vergangenheit zu unterstützen. Während des Krieges war Balint selbst als Kind in einem polnischen Kloster versteckt worden. Sie war die Witwe eines Anwalts, der sich auf die Sicherung von Entschädigungen an Holocaust-Überlebende spezialisiert hatte; und sie habe, sagte sie mir, als ich sie in ihrer Jerusalemer Wohnung besuchte, ein paar Jahre bevor sie Wilkomirski kennengelernt habe, die Gewohnheit gehabt, «an sämtlichen Treffen von Holocaust-Kinderüberlebenden» teilzunehmen. Balint kannte also das Terrain. «Ich habe Erfahrung damit», sagte sie.»Ich kann sofort sagen, ob es stimmt.» Und als sie Wilkomirski sah, erkannte sie die pure Wirklichkeit. «Er sah sehr unglücklich aus», sagte sie. «Es war so schlimm, weil er so verloren war.» Sie eröffnete ihm: «Ich werde Ihnen helfen.»

Balint hatte sich Wilkomirski und Bernstein als Historikerin vorgestellt, die an der Gedenk- und Forschungsstätte Yad Vashem tätig sei, obwohl sie das lediglich in dem Sinne war, als sie dort regelmässig Bibliothek und Archive benutzte. Kurze Zeit nach ihrem Treffen mit Wilkomirski unterzeichnete Balint einen Vertrag mit Israel Television, um als Beraterin für einen Dokumentarfilm über Überlebende, die ihre ursprüngliche Identität verloren hatten, zu dienen. Dieser Film, «Wandas Listen», geht überwältigend nahe, wohl auch deshalb, weil er Balints Erfolg illustriert, mithilfe einer Mischung von Archivforschung und Feldarbeit in Polen

die Identitätsspuren von einigen Männern und Frauen mittleren Alters auszugraben und zu orchestrieren, wie eine Frau und die Familie, die diese während des Krieges grossgezogen hatte, wieder zusammenfanden. Diese Geschichten waren indes von Anfang bis Ende überschattet von der unpassenden Gegenwart Wilkomirskis, dessen Suche nach Anhaltspunkten für seine Vergangenheit sich hartnäckig als vergeblich erwies.

Beim Betrachten von «Wandas Listen» spürt man, wie fasziniert die Filmhersteller von Wilkomirski waren. Die anderen Hauptpersonen begegnen sogar dem überzeugendsten Nachweis ihrer Ursprünge mit Skepsis. Sie ziehen die Aussicht eines Lebens mit dem Vergessen, das sie quält, dem Risiko vor, eine unrichtige Version ihrer selbst zu akzeptieren. Wilkomirski aber sagt: «Ich erinnere mich an die Dinge wie in einem Film.» Er trägt Szenen vor, welche die Leser der «Bruchstücke» beinahe bis ins letzte Detail wieder erkennen, und eifrig sucht er seine Spiegelung in jedem Winkel des geschichtlich Möglichen, der sich ihm offenbart. Wilkomirski wird an einer Stelle gezeigt, wo er auf seiner Klarinette eine Art Klezmer spielt; und später, im Videoausschnitt, den einer von Bernsteins Söhnen aufgenommen hatte, mit Kippah und seinem Erinnerungsplan durch die Ruinen von Majdanek wankend. Gegenüber der gelassenen und unsentimentalen Gewissheit ihrer Ungewissheit, die die Überlebenden um ihn herum leitet, rühren seine mäandrierenden Bewegungen, die zuckenden Augen und die verwirrt tastenden Vorträge aus seinen Erinnerungen merkwürdig tröstlich an: So sieht, wie man weiss, ein «Erinnerer» in einem Spielfilm aus.

In einer Szene wird eine Frau, die als Kind versteckt in Polen überlebte, mit einem Foto ihrer Mutter gezeigt. Sie sagt: «Ich sah sie nie in meinem Leben.» Wilkomirski sagt demgegenüber von Majdanek: «Es ist seltsam so zu reden, aber für mich ist es wie eine Heimkehr.» Am Schluss des Films, alle anderen Hauptgeschichten sind abgewickelt, die erwachsenen Überlebenden halten jetzt mehr von ihrer Identität in den Händen als zu Beginn, nur Wilkomirski scheint eine Spiralbewegung zurück in die Kindheit und ins Vergessen vollzogen zu haben. «Sogar der Name Wilkomirski ist zweifelhaft», intoniert ein Sprecher.

Dieser Zweifel vermochte eine Frau namens Sara Lerner nicht zu beruhigen. Nachdem sie Wilkomirski am Fernsehen gesehen hatte, glaubte sie, eine erstaunliche Ähnlichkeit mit ihrer Schwester, die zusammen mit ihrem Baby namens Benjamin in Majdanek ermordet worden war, festzustellen. Lerner rief den Witwer ihrer Schwester, Yaakov Maroko, an und erzählte ihm, sie sei der Ansicht, soeben dessen vor langer

Zeit verlorenen Sohn gesehen zu haben. Maroko, ein ultraorthodoxer Jude, der nach dem Krieg wieder geheiratet hatte, Vater einer grossen Familie, wurde von seinen Empfindungen, hauptsächlich Freude, tief getroffen. Er trat in Kontakt mit Wilkomirski, und als die beiden Männer auf telefonischem und brieflichem Weg zwischen Israel und der Schweiz ihre Erinnerungen miteinander teilten, gewann jeder die Überzeugung, er habe einen vermissten Teil seiner selbst gefunden.

Mitte 1995, ein Jahr nachdem «Wandas Listen» ausgestrahlt worden war, produzierte Israel Television einen Folgefilm. Und wieder war es Wilkomirskis Geschichte, die dominierte. Diesmal versprach sie das Stück vom wiedervereinten Vater und Sohn. Da Wilkomirski glaubte, selber ein Letzte zu sein, der vier bis fünf Brüder verloren hatte, und Yaakov Maroko Pole war, dessen verlorener Sohn sein einziges Kind war, willigten beide ein, sich einer DNA-Analyse zu unterziehen, um festzustellen, dass ihr Bund zwischen Vater und Sohn mehr als den Wunsch und die Empfindung zur Grundlage hatte.

Wilkomirski gab sein Blut in der Schweiz ab, Maroko in Israel. Im Film wird dann Maroko zuhause gezeigt, wie er weinend einen Brief umklammert, den er Wilkomirski geschrieben hat und aus dem er die Worte vorliest: «Mein teures Baby.» Schliesslich drängen sich Maroko, seine Frau und etliche seiner Kinder im Sprechzimmer eines Arztes vor die Kamera, um zu hören, was das Blut zu sagen hat. Der Arzt verkündet, dass der Test negativ sei; es gab keine Vater-Sohn-Beziehung. Die Kamera macht einen Ruck, und ein lautes Scheppern ist zu hören; ein Tontechniker von Israel Television hat, vom Schock übermannt, sein Gerät fallen lassen. «Es ist biologisch unmöglich», sagt der Doktor. «Eine Kreation ex nihilo gibt es nicht.»

Aber Marokos Einstellung heisst: Wissenschaft hin, Wissenschaft her! Er hat Wilkomirskis Bild mit dem Foto seiner toten Frau verglichen, und für ihn ist klar, Wilkomirski ist sein Sohn; mehr noch, seine Rabbis sagen ihm, dass er nicht irren könne. Und bald sehen wir Maroko; Scharen von Familienmitgliedern und Beglückwünschern umgeben ihn im Ankunfts-terminal des Flughafens Tel Aviv. Sie alle feiern die wunderbare Rückkehr des Knaben, von dem man annahm, er sei vor einem halben Jahrhundert in Hitlers Kreuzzug ausgelöscht worden. Beifallsrufe begrüssen Wilkomirski, der in wallender Seidenbluse, umrahmt von einer Batikscharpe und unter der auf seine Locken gesteckten Kippah, mit Piller an

seiner Seite, erscheint. Er fällt in die Arme eines schluchzenden Maroko. «Euer Bruder, euer Bruder!», singt Maroko und schiebt Wilkomirski auf eine Gruppe von Schwarz-Hüten zu.

«Ich spürte so viel Liebe mir entgegenströmen und fühlte sofort, dies war wie die Familie, die ich immer wollte», sagt Wilkomirski zur Kamera. «Wir haben herausgefunden, dass wir so viele Erinnerungen aus diesen Orten hatten. Die biologische Sache ist im Hintergrund. Er war auf der Suche nach seinem Sohn; ich war auf der Suche nach einem Vater.»

In Philip Roths Roman «Operation Shylock» erzählt die Ich-Figur des Erzählers, ebenfalls namens Philip Roth, ein Gespräch, das er mit dem israelischen Schriftsteller Aharon Appelfeld in Jerusalem geführt hatte. Darin berichtet Appelfeld, eine hochgebildete Französin getroffen zu haben, «die als neugeborenes Kind in einem Pariser Friedhof entdeckt worden war, und zwar erst Monate vor der Befreiung der Stadt durch die Alliierten im Jahr 1944.» Sie wurde «von Pflegeeltern katholisch erzogen». In mittlerem Alter beschloss diese Frau, dass sie in der französischen katholischen Kultur ein Fremdling sei und dass sie «bei ihrer Geburt von jüdischen Eltern, die sich irgendwo in Paris versteckt hatten, verlassen und im Friedhof versteckt worden sein müsse, so dass sie nicht für eine Jüdin gehalten oder als Jüdin erzogen wurde.» Davon nicht überzeugt, schlägt Roth vor, dass das «Gefühl der Besonderheit» der Französin wahrscheinlich eine Folge davon gewesen sei, dass sie «verwaist war und bei anderen Leuten als ihren natürlichen Eltern aufgewachsen war.» Ferner meint er, sei «die jüdische Elternschaft für diese Frau die am *wenigsten* wahrscheinliche Möglichkeit.» Appelfeld antwortet: «Aber dennoch eine Möglichkeit.»

«Operation Shylock» ist ein Werk der Dichtung, aber als ich Appelfeld in Jerusalem traf, berichtete er mir dieselbe Geschichte über seine Begegnung mit einer von Nicht-Juden adoptierten Frau, die später beschloss, dass sie eine «im Holocaust verlorene» Jüdin sei. In unserem Gespräch indes kam er zu einem ähnlichen Urteil wie Roth im Roman. «Es gab keinerlei Hinweis, nur ein starkes Gefühl», sagte er. «Ich verstehe, warum. Man ist nur ein ungewolltes Kind. Unversehens ist man – ein Kind mit einer interessanten Geschichte.»

Wie Norman Manea kam Appelfeld in Rumänien zur Welt und wurde als Kind nach Transnistrien deportiert. Er war gerade achteinhalb damals, aber es gelang ihm, aus einem Konzentrationslager zu fliehen und sich

selbst vier Jahre lang als Landstreicher und als Wanderarbeiter auf den umliegenden Bauernhöfen durchzubringen. Da er, so sagte er, sich an «beinahe nichts» aus seiner Kindheit richtig erinnert, entschied er zu Beginn seines schreibenden Daseins, er könne die Welt seiner Erinnerung am besten in der Dichtung darstellen. Jedenfalls ein Roman könne wahr sein, ohne faktisch zu sein. So störte sich Appelfeld als Romancier an der Vorstellung, dass «Bruchstücke», die er als Tatsachenbericht unglaublich fand, einfach neu als Dichtung eingestuft werden könnte. «In Memoiren schreibt man etwas auf, nur weil es geschehen ist, was einem nicht anheim gestellt ist. Aber Dichtung muss Vernunft haben», sagte er und fügte hinzu: «Ich mag es nicht, über den Holocaust in Begriffen eines Mysteriums zu sprechen. Es gab die Opfer und es gab die Mörder. Also ist da kein Mysterium, und wer das ein Mysterium nennt, wechselt den moralischen gegen einen mystischen, religiösen Kontext aus.»

Während ich Appelfeld zuhörte, fragte ich mich, was Yaakov Maroko wohl über Mystifikation und das Gedenken an den Holocaust zu sagen hätte, aber als ich bei ihm zuhause anrief, wurde mir mitgeteilt, dass er letztes Jahr gestorben sei. Ich sprach mit seiner Witwe in meinem holprigen Hebräisch und sie wartete gnädig, derweil ich zu formulieren versuchte: «Ich habe gehört, dass ihr Mann geglaubt hatte, Wilkomirski sei sein Sohn.»

«Warum sagen sie «geglaubt»?«, fragte sie. «Der Blut-Test», sagte ich. Und sie: «Wer mag es wissen?» Ich fragte, ob ihr bekannt sei, dass jetzt gesagt werde, Wilkomirski sei nicht im Holocaust gewesen, dass er ein Goj sei. «Wissen sie, was *Matzah* ist?», fragte sie. «Ja», sagte ich. «Das Pessach-Brot.» «Wissen sie, dass es in vielen Ländern Leute gab, die sagten, dass Juden das Blut der Gojim nehmen würden, um ihr *Matzah* zu machen?» «Ja.» «Wissen sie, was der Holocaust ist? Wissen sie, dass es viele Leute gibt, die sagen werden, dass der Holocaust nicht geschehen sei?» «Ja.»

«Wissen sie, dass Benjamin ein sehr gutes Buch über den Holocaust geschrieben hat? Also gibt es Leute, die gegen ihn sein werden. Es gibt immer Leute, die etwas über Juden sagen, das nicht wahr ist.» Ich sagte: «Ist Wilkomirski ein Sohn von ihnen?» «Ich bin nicht seine Mutter. Ich war meinem Gatten eine gute Frau und sein Sohn war wie ein Sohn von mir. Haben sie sein Buch gelesen?», fragte sie. «Ich glaube nicht, dass jemand, der diese Geschehnisse nicht erlebt hat, dieses Buch schreiben könnte.» Sie fuhr fort: «Wir hatten sehr warme Gefühle. Er kam zu uns

nach Israel, wir gingen zu ihm in die Schweiz. Er rief immer an, um «Guten Schabbat» zu wünschen.» Frau Maroko sagte, dass Wilkomirski ihren Mann *Tate* genannt habe, «Vater» auf Jiddisch. «Ich mochte diesen Mann», sagte sie. «Ich kann niemals hundertprozentig sagen, dass er meines Mannes Sohn war. Aber ich betrachte diesen Mann wirklich nicht als Lügner.»

Wilkomirski sagte mir, er habe nie geglaubt, dass Maroko sein Vater sei, und fügte ein, dass er den Blut-Test nur auf sich genommen habe, um die Sache zu beweisen. «Aber das war am Ende nicht die wichtigste Frage», sagte Wilkomirski. «Schon ziemlich am Anfang sagte er zu mir: Du suchst nach deiner Familie, du kannst nichts finden, ich habe meinen ersten Sohn verloren, der den selben Namen wie du hatte, und ich habe noch immer die nie benutzte Liebe eines Vaters zu einem Sohn – und er wolle mir diese Liebe von Vater zu Sohn anbieten. Das war eines der allerschönsten Erlebnisse meines Lebens.»

Maroko war ein Mann von tief religiösem Glauben. So war seine Gleichgültigkeit für die DNA-Analyse ein Ausdruck seines Glaubens. Aber Wilkomirski hatte von sich selbst als von einem «wissenschaftlichen» Historiker gesprochen und hat bereitwillig mitgemacht, obwohl er wusste, dass eine Enttäuschung resultiert; im Eintauch gegen einen jüdischen Vater hatte er vorgegeben, ein jüdisches Kind weniger sei im Holocaust getötet worden. Die Regisseurin von «Wandas Listen», Vered Berman, hat den Eindruck, von Wilkomirski benutzt worden zu sein. «Was hat er mit uns gemacht?» fragte sie. «Er baute seine Identität auf.»

Elitsur Bernstein, der sich in jener Schar befand, die Maroko beim Empfang seines Binjamin am Flughafen beglückwünschte, gab zu verstehen, dass er das Abenteuer nie allzu ernst genommen habe. «Schauen Sie», sagte er während unserer Diskussion über Wilkomirski, «im gesetzlichen Sinne ist er kein Jude.» Als Beispiel legte Bernstein dar, dass Wilkomirski konvertieren müsste, wollte er auf einem jüdischen Friedhof begrabt werden. Ich fragte, warum denn konvertieren, wenn er ein gebürtiger Jude sei. «Wenn», sagte Bernstein. «Aber man muss beweisen, dass er ein gebürtiger Jude ist. Das ist das ganze Problem.»

Wilkomirski hat sich bereitwillig einer DNA-Analyse unterzogen, um zu beweisen, dass er nicht der Sohn von Yaakov Maroko war. Warum nicht auch eine Analyse, um zu beweisen, dass keine Blutverwandschaft mit Yvonne Berthe Grosjean besteht. (Grosjean hatte einen Bruder, der

noch am Leben ist und dessen genetisches Erbmateriale die Angelegenheit beenden würde.) Leah Balint sagte mir, dass eine DNA-Analyse seinen Ruf zweifellos wiederherstellen würde. Wilkomirskis Agentin, Eva Korralnik von der Agentur Liepman in Zürich, war es müde, «Bruchstücke» als «seine Wahrheit» zu verteidigen, und sagte mir, sie habe ihn darum ersucht, sich der Analyse zu unterziehen. Elitsur Bernstein äusserte mir gegenüber: «Irgendwo in einem versteckten Winkel ist ein kleiner Wunsch, mein Wunsch, dass er es tut.» Er beeilte sich hinzuzufügen: «Es würde an unserer Freundschaft nichts ändern.» Warum sollte es das, fragte ich erstaunt, ausser die Analyse würde beweisen, dass er Grosjean ist? Aber Bernstein schien vorweg zu nehmen, dass das geschehen würde. «Ich bin nicht ein Freund von Benjamin Wilkomirski, ich bin ein Freund von Bruno Doessekker,» sagte er.

Bis jetzt hat Wilkomirski es abgelehnt, seine DNA einer erneuten Untersuchung zu unterziehen. «Was würde es beweisen?» fragte er mich. «Man würde sagen: «Er wurde in diesem Waisenhaus verwechselt,» und die bösen Spekulationen würden fortgesetzt.» Dann sagte er: «Ich folge den Regeln meines Lebens und bin nicht Eigentum von Komikern.»

Daniel Ganzfrieds Roman, «Der Absender», verbuchte nicht annähernd den Erfolg von «Bruchstücke». Daher hat man oft unterstellt, es sei Rivalität, die ihn motiviert habe, seinen Artikel zu schreiben. «Ganzfried, ein neidischer Kerl, ein Jude voll Selbsthass, ein ödipaler Kerl, der Wilkomirski anstelle seines Vaters töten will», so fasste er die Vorwürfe zusammen, als wir uns in Zürich trafen. Aber Ganzfried, ein Verehrer von Bob Dylan, der Dylans borstiger Gestalt selbst ähnelt und dessen Gesicht in grossen wissbegierigen Augen verankert ist, sagt, dass seine Erfahrung als Schriftsteller für den Fall Wilkomirski nur insoweit von Bedeutung sei, als sie ihn gelehrt habe, «wie man mittels ausreichender Forschung irgendeine Holocaust-Identität für einen Roman als wahr erfinden kann.»

Für Ganzfried hat Wilkomirski als Jude oder als Holocaust-Überlebender niemals einen Sinn ergeben; sinnvoll erschien er ihm nur als schweizerischer grossbürgerlicher Adoptivsohn. «Da ist eine komplexe Person mit einem komplexen Hintergrund. Er sucht nach Erklärungen, und der Holocaust kann alles erklären», sagte Ganzfried. «Er erklärt, warum einen die Freundin verlassen hat, warum man Kopfschmerzen hat,

warum man in der Schule Schwierigkeiten hat. Der Holocaust ist der Schlüssel zum Universum.» Ganzfried hob besonders den Umstand hervor, dass Wilkomirski nach seinem Einzug ins Haus der Doessekkers ein verwöhntes, privilegiertes Kind gewesen ist. «Ausschlaggebend ist ein sinnloses Leben», sagte Ganzfried und fügte hinzu: «Er hat es nicht nötig, seinen Unterhalt zu verdienen. Das Resultat ist Langeweile. Da ist diese Leere und du füllst sie auf, mit dem Holocaust eben.» (In der englischen Übersetzung wurde Wilkomirskis Vergangenheit noch ausgiebiger mit dem Holocaust gefüllt. Wie Elena Lappin in einem ausführlichen Bericht der Zeitschrift «Granta» über den Fall Wilkomirski feststellt, verstärkt Carol Janeways englische Fassung der «Bruchstücke» – «Fragments» – das Leiden des Verfassers, indem sie mit dem Originaltext auffallend frei umgeht; wenn zum Beispiel die schweizer Kinder den jungen Wilkomirski als «Bettelbub» verhöhnen, lässt sie Janeway ihn auch einen «Jud» nennen, obwohl der Autor nicht im Leisesten andeutet, dass er in seiner schweizer Kindheit als Jude wahrgenommen worden sei.)

Ganzfried selbst ist 1958 in Israel zur Welt gekommen; sein Vater war Buschauffeur, seine Mutter eine schweizer Zionistin. Sie lebten in einem Kibbutz. Sein Vater ging von Job zu Job, seine Mutter litt, und als Einjähriger wurde Ganzfried in die Schweiz geholt, wo ihn seine Grossmutter grosszog. Er erzählte, als Kind sei er ohne die Eltern in seiner Nähe aufgewachsen. «Ich habe auch Geschichten erfunden. 1967 sagte ich, mein Vater sei ein wichtiger Panzerkommandant, der den Sinai verteidigte.»

In einem E-Mail listete er vor Kurzem drei Dinge auf, die ihn an Wilkomirskis Buch und an dessen Charakter als eines Überlebenden am meisten gestört hatten: «1. Das Kind, ein Opfer, das beides bleibt, Kind und Opfer, für den Rest seines Lebens. 2. Der nie endende Holocaust, einmal in Auschwitz, bleibt man dort drin, für immer, gleichgültig, was man tut oder was einem geschieht, was bedeutet, dass das Opfer für das weitere Leben eine kranke Person ist, Beute für Psychoanalytiker und Therapeuten. 3. Die Pornografie der Gewalt, den Holocaust betreffend.» Im Weiteren sagte Ganzfried: «Alle Leute, mit denen ich redete, ob ihm nahe oder fern, ob seine neuen oder ältesten Bekanntschaften, alle sagen, dass er immer und jederzeit log. Er log aus offensichtlichem Grund oder ohne Anlass. Er log klug und dumm. Er geht zum Friseur, um sich Haarlocken machen zu lassen. Er täuscht seinen jiddischen Akzent vor.»

Ganzfried teilte mir mit, er habe zahlreiche Anrufe und Briefe erhalten, in denen ihm gesagt wurde, er müsse sich als verantwortlich betrachten, falls Wilkomirski Selbstmord begehen würde. Von jenen Freunden und Verehrern, die Wilkomirski auf seiner Holocaust Wallfahrt ermutigt hatten und jeden Ausdruck von Qual und Trauma als Beweis seiner Authentizität betrachteten, bekam ich ebenfalls viel von einem Suizid zu hören. Ich war daher alarmiert, als ich vor Kurzem von einem Psychologen namens Harvey Peskin, der einer der lautesten Unterstützer Wilkomirskis war, eine Nachricht bekam. (Peskin hat sich dafür verwendet, die Amerikanische Orthopsychiatrische Gesellschaft zu veranlassen, Wilkomirski im Frühling 1999 einen Preis für seine Arbeiten über das Holocaust-Gedenken zu geben – die einzige öffentliche Ehrung übrigens, die der Autor erhielt, nachdem Ganzfried ihn entlarvt hatte.)

In seiner Korrespondenz verglich Peskin den Verfasser der «Bruchstücke» mit so grossen Überlebenden Schriftstellern wie Jean Améry, Paul Celan und Primo Levi. Peskin betonte, dass alle diese Männer Selbstmord begangen hatten, und schrieb mit Hinweis auf Wilkomirskis psychische Fragilität: «Wie bei Levi, Celan und Améry ist sein Schreiben kein wirklicher Schutz.» Ich realisierte, dass Ganzfried die Angelegenheit wohl nicht überschätzte, als er mir mitteilte: «Diese Leute, die von Selbstmord reden, werden ihm irgendwie diesen *Vorschlag* machen. Sie werden zum Beispiel sagen: «Hast Du jemals einen Zug gesehen und daran gedacht, dich unter ihn zu stürzen?» Einige seiner Förderer sähen ihn am liebsten tot, würde es doch wie ein Beweis dafür aussehen, dass er Wilkomirski ist. Damit würde der Fall für immer offenbleiben.» Und er sagte: «Den Fall offen lassen, läuft darauf hinaus, dass man den Holocaust sowohl erfinden als auch abstreiten kann.»

Eines Nachmittags, Ganzfried und ich hatten über das Rätsel des Falls Wilkomirski gesprochen, sagte er plötzlich selber etwas sehr rätselhaftes: «Ich glaube, er mag mich.» Ich fragte mich, ob Ganzfried verrückt geworden sei. Aber nein, sagte er. «Er ist jetzt wieder das Opfer, das er immer sein wollte. Also glaube ich, dass er mich irgendwie mag. Und ich mag ihn auch irgendwie. Ich war die erste wirkliche Person, die ihn herausgefordert hat. Er sieht, dass ich es ernst meine. Elitsur Bernstein hat ihn nicht herausgefordert. Leah Balint hat ihn nicht herausgefordert. Also war ich derjenige, auf den er gewartet hat. Und ich glaube, dass er sich gefragt hat, warum es so lange dauerte.»

Ganzfried fuhr fort: «Er ist der Beweis, den wir noch brauchten, dafür, dass mit dem Holocaust heutzutage nicht seriös umgegangen wird, und deswegen mag ich ihn irgendwie.» Und dann: «Versuche einmal, gleichzeitig so viele Leute irrezuführen! Das verlangt Geschick, und dafür ich mag ich ihn.»

In einem Essay über das Gedächtnis in «The Oxford Companion to the Mind» schreibt der Psychologe Alan Baddeley: «Stellen sie sich vor, ich würde sie dazu auffordern, sich an das Wort «jam» zu erinnern. Ich kann die Richtung beeinflussen, in der sie das Wort kodieren und erinnern, indem ich davor das Wort «traffic» oder das Wort «Strawberry» setze. Wenn ich zu Beginn ihre Interpretation in Richtung «traffic jam» beeinflusse, erkennen sie später das Wort weniger wahrscheinlich, wenn es vom Wort «raspberry» begleitet wird, das sie in Richtung der anderen Bedeutung von «jam» beeinflusst. Diese Wirkung tritt ein, obwohl das Subjekt ganz klar weiss, dass es sich nur an das Wort «jam» zu erinnern braucht, nicht an die Wörter, die den Kontext oder die Sinnrichtung angeben. ... Unsere Wahrnehmung oder Erinnerung geschieht nicht in einem Vakuum.»

Als ich dies las, mit Wilkomirski im Hinterkopf, hatte ich das Gefühl, etwas wiederzuerkennen. Am Gymnasium und später begegnete man ihm mit Ungläubigkeit, wenn er den Leuten sagte, er sei ein Opfer des Holocaust gewesen. Beginnend mit Bernstein und Piller aber, fand er Zuhörer, bei denen bloss Andeutungen genügten – die zusammengepressten Lippen beim Betrachten des Majdanek-Prozesses am Fernsehen oder die Beschreibung des Traums von den Baracken, den Schüssen und dem Feuer –, um daraus den Verdacht zu schöpfen, er halte noch etwas zurück, das ans Licht gebracht werden müsse. In den Jahren dazwischen hat sich das Bild vom Überleben des Holocaust in der öffentlichen Wahrnehmung zweifellos gewandelt. Es hatte nichts mehr von einem schändlichen Tabu an sich, sondern wurde zum geheiligten Wahrzeichen; das Gedenken an den Holocaust, das vor Kurzem noch als besondere Last und heilige Pflicht der Juden betrachtet wurde, entwickelte sich in grossen Teilen der westlichen Kultur zu einem gemeinsamen Bürgerritual. Anstatt andere von seinen Erinnerungen überzeugen zu müssen, durfte sich Wilkomirski nun erlauben, von andern dazu überredet zu werden. Wenn er «Alptraum» sagte und ihm mit dem Verdacht auf «Holocaust» begegnet wurde, dann konnte er sowohl widerstehen als auch sich auf eine hypno-

tische, halbbewusste Weise in Richtung dieser Möglichkeit vorantasten, auf eine Weise nämlich, die nicht nur wie ein Gedächtnis erschien, sondern sich auch wie ein solches anfühlte.

Wilkomirski beschrieb die Wirkungsweise dieses Prozesses deutlich, als ich ihn fragte, warum er Auschwitz in seinem Buch nicht genannt hatte, nun aber erkläre, dass er ein Auschwitz-Überlebender sei.

«Schauen Sie», sagte er: «Können Sie sich vorstellen, dass Sie sich vor ihren eigenen Erinnerungen fürchten und an gewisse Dinge nicht zu denken wagen? Als mich jemand fragte: «Bruno, bist Du in Auschwitz gewesen?» sagte ich, «Nein, nein, ich habe damit nichts zu tun», und ich bekam furchtbare Angst. Es war mir zuviel, das zu hören. Ich wollte den Zusammenhang nicht machen. Aber in der Anfangszeit meiner historischen Forschung gewöhnte ich mich langsam an die Idee, dass ein Stück von meiner Erinnerung an einer Stelle von Auschwitz ist.»

Das ist die Sprache eines Testamentes, weniger die eines Testimoniums. So wie sich der Novize eines kirchlichen Ordens einer Gottheit unterwirft, wurde Wilkomirski, versehen mit den Mutmassungen aus seiner «Forschung», langsam in die Lage versetzt, zu prophezeien, dass sein Gedächtnis – und durch Erweiterung er selbst also – zum Holocaust gehöre und letztlich zu Auschwitz. Das Seltsamste in diesem Fall ist jedoch, dass eine pharaonische Armee von Jüngern zugleich seine Gefolgschaft und seine Führung bildete.

Der Buchumschlag der amerikanischen Ausgabe von Wilkomirskis Memoiren nennt dieses «ein Buch, das nicht gelesen, sondern erlebt wird.» Aber wie *ist* man in der Lage, ein Buch – von seiner plumpen Dinglichkeit abgesehen – zu erleben, ausser man liest es? Offensichtlich ist es das, was verfügt wird: Verzicht auf Besinnung zugunsten der Sensation. In einer Zeit, in der die Beschwörung des Völkermords als ein niemals zu duldenes Vergehen zum Hauptartikel der Reden über Toleranz geworden ist, und man nur das Wort «Holocaust» zu sagen braucht, um den heiligen Schauer mitfühlender moralischer Rechtschaffenheit zu erzeugen, bildet Wilkomirskis faktenfreie Fabel von einer Kindheit, die auf unheilbare und unvergessliche Weise dem Unrecht geopfert worden war, die stärkste rhetorische Keule. Es konnte kaum etwas ausmachen, dass der Solipsismus seines Gedächtnisses keine neue Erkenntnis über die von ihm erlittenen Verbrechen zuließ. Im Gegenteil, nach Ansicht ihrer Bewunderer schien das Supremat des Seelenleids eines Individuums das darzustellen, was «Bruchstücke» Autorität verschaffte.

Gegen Ende der Zeit, die ich mit Wilkomirski verbrachte, fragte ich: «Verstehen Sie, dass die Leute besonders deshalb empfindlich für Ihre Wahrhaftigkeit sind, weil Sie den Holocaust beanspruchen? Können Sie das nachvollziehen?» Er sagte: «Ich weiss nicht», und einen Augenblick danach fügte er hinzu: «Wer kann beurteilen, was in jener Zeit möglich war? Niemand. Weil es mehr ist, als man sich vorstellen kann.» Das war sein Alibi; indem er die Idee der Möglichkeit zu einem unerträglichen Extrem führte, hat Wilkomirski auf wirksame Weise versucht, das Faktum der nationalsozialistischen Vernichtungskampagne in eine Glaubensfrage umzuwandeln. «Der Holocaust existiert, weil ich mich daran erinnere», schien er zu sagen, «an mir zu zweifeln heisst also, den Holocaust anzuzweifeln.»

Als ich die Hosiannas der Kritiker las, die «Bruchstücke» begrüsst und die darauf warteten, Wilkomirski bei seinem Sturz in Ungnade zu verspotten, erinnerte ich mich daran, wie Elie Wiesel 1965 dazu verleitet wurde, Jerzy Kosinskis «The Painted Bird», ein anderes, anschaulich gewaltiges und oft surreales Buch über eine jüdische Knabenzeit in Polen während des Krieges zu verherrlichen. Gewiss, «The Painted Bird» ist als Roman erschienen, und die fantastischen Abenteuer des Knaben hatten wenig mehr als einen geografischen Zusammenhang mit Kosinskis eigener, kaum angenehmen Kriegserfahrung als Sohn einer jüdischen Familie, die sich als Nichtjuden in einem polnischen Dorf getarnt hatten. Aber Kosinski war einer, der seine eigene Biographie ständig mystifizierte und sich dann mit erstaunlichem Geschick daran abmühte, durch das Labyrinth seiner Identität zu steuern, das er selbst konstruiert hatte. Als Kosinski hörte, dass Wiesel in «Times Book Review» seinen Roman besprechen werde, fand er eine Gelegenheit, diesem zu erzählen, seine Geschichte sei autobiographisch. Nach James Park Sloan, dem Verfasser von Kosinskis Biographie, hatte Wiesel ursprünglich eine «lauwarme» Reaktion auf «The Painted Bird» gezeigt. Auf Anregung Kosinskis aber «heiligte er das Buch» – die Besprechung stand unter dem Titel «Everybody's Victim» – als wäre es das Werk einer unmittelbaren Zeugenschaft gewesen.

So kann ein leichtgläubiger Kritiker aus «strawberry jam» einen «trafffic jam» machen. Doch wenn man die Mühe nicht scheut, Wilkomirskis Buch zu lesen, statt es zu «erleben», ist schwer zu verstehen, wie es je ernstgenommen werden konnte. Ein Grossteil von «Bruchstücke» ist der Aufzeichnung von Wilkomirskis eigener elender Hilflosigkeit gewidmet. Aber die Erzählung wird zu weiten Teilen von Ereignissen angetrieben,

in denen er unheimliche körperliche Kräfte an den Tag legt, sowohl um Gewalt zu widerstehen als auch sie auszuüben: Er wird von einer Peitsche quer über das Gesicht geschlagen, von einem Stiefeltritt in den Hinterkopf in die Luft geschossen, an den Füßen über den Kopf eines Wärters gehoben, der ihn kopfvoran gegen eine Steinmauer knallt; und, als er sieht, wie der Kopf eines kleinen Knaben von der Faust eines anderen Wärters zerschmettert wird, schafft er es, blutend aber immer noch wagemutig genug, den Mörder anzugreifen und sich, indem er sich vorstellt, selber ein Wolf zu sein, auf den Mann zu stürzen, seinen Unterarm zu fassen, seine Zähne hineinzugraben und selbst dann nicht loszulassen, als er weggezogen wird, tiefend vor «Blut und Speichel», bis «Meine Erinnerung erlöscht, als ich hart mit dem Rücken gegen etwas stosse.»

Wilkomirski ist wie ein ungezähmt kindlicher Superheld. In seinem fieberhaften Bericht über seine Fahrt aus Majdanek heraus verunfallt der hoffnungslos überfüllte Zug, kippt um und fängt Feuer. Er stellt fest, dass er beinahe als einziger in einer Wagenladung von Gestorbenen überlebt hat. Dann merkt er, dass alle Körper, die auf ihn niederdrücken, plötzlich und auf unerklärliche Weise nackt sind. So kommt er davon:

Mit einer Wildheit und Kraft, die ich noch nie zuvor in mir gespürt habe, beginne ich zu strampeln und zu treten, mir Platz zu schaffen, und dann hole ich Atem, so tief, wie ich noch nie zuvor Atem geholt habe, dann schreie ich mit höchster Kraft, wie ich noch nie zuvor geschrien habe.

In diesem Augenblick, wie eine Antwort auf meinen langgezogenen Schrei, bewegt sich etwas hinter mir. Zwei grosse, starke Hände packen mich unter den Armen. Sie werfen mich nach vorne, über die anderen hinweg, dorthin, wo das Licht ist, wo Luft ist. Ich kollere über die Reglosen hinweg, falle irgendwo hinunter.

Das ist schon fast zu einfältig, um noch Kitsch genannt zu werden. Doch da kommt der Schriftsteller Arnost Lustig, selbst ein Überlebender der Lager, und vergleicht in der Washington «Times» «Bruchstücke» mit den Werken von Homer, Cervantes und Shakespeare; und beim «Guardian» kommt Anne Karpf, die Tochter von Überlebenden, und verkündet, Wilkomirski habe «eines der grössten Werke über den Holocaust... vom Rang Primo Levis» geschrieben.

Nur dass Levi in jeder Beziehung Wilkomirskis Gegenteil ist. Ein grosser Memoirenschreiber ist er vor allem deswegen, weil er nie versucht hat, die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu ziehen; er verabscheut seinen Opferstatus; er versteht Ironie. Er sieht Menschen in seiner Umgebung, die er verehren kann, und er beschreibt sie mit beinahe verzehrender Faszination, Grosszügigkeit und Einsicht. Er sucht nicht das Mitleid, obwohl jeder Satz unser Mitgefühl hervorruft. Die Lehren, die er zieht, sind tief sinnig, weil sie einfach und aufrüttelnd sind.

Kurz vor seinem Tod, vor zwölf Jahren, äusserte Levi sein Missfallen über «den Abstand, der existierte und der sich mit jedem Jahr vergrösserte, zwischen den Dingen, wie sie waren «dort unten» und der üblichen Vorstellung davon, die in entsprechenden Büchern, Filmen und Mythen genährt wird.» Die irrigen Vorstellungen, die Levi beklagt, sind bestimmt nicht absichtlich irreführend; sie kommen ständig als Talismane des Gedenkens verpackt daher und tragen die Frankatur der Warnungen vor den Gefahren des Vergessens. Gewiss wusste Levi, dass einer sich nicht an etwas erinnern kann, wenn er es nie erlebt hat. Wir können bestenfalls die Erinnerungen anderer bewahren – und schlimmstenfalls eben auch. Das ist es, was Wilkomirski getan hat: Er hat sich mit Erinnerungen aus zweiter Hand geschmückt, mit geborgten Erinnerungen, ja mit schlechthin gestohlenen Erinnerungen. Mir fällt dazu eine Aussage ein, die er gegenüber dem Holocaust Museum gemacht hat. Er hielt ein Bild hoch von einem kleinen blonden jüdischen Knaben in einem Krakauer Waisenhaus nach dem Krieg und sagte: «Ich weiss, dass ich das bin.» Wer war dieses Kind, bevor Wilkomirski seinen kleinen Kopf abschnitt und ihn sich auf die eigenen Schultern setzte?

«Persönliche Erzählungen» füllen im Laden des Holocaust Museums von Washington D. C. mehr als zehn Meter Bücherregal. Doch als ich im letzten Dezember hinging, war Wilkomirskis «Bruchstücke» nicht unter ihnen. Der Verkäufer zeigte sich zuerst überrascht, aber nach einem Augenblick sagte er milde: «Es gibt Verdächtigungen, wissen Sie?» Ich sagte, das sei mir bekannt. «Gut», sagte er, «alles klar dann», und er kehrte zurück zu seinem Register. Die publizistische Leiterin des Museums, Shana Penn, erklärte, dass entschieden worden sei, das Buch nicht mehr nachzubestellen, «bis die Angelegenheit aufgeklärt ist.» So weit ich feststellen konnte, machte dieser öffentliche Akt der Nichtanerkennung das Museum unter denjenigen kulturellen Institutionen einzigartig, die in die Verlegenheit geraten sind, dass sie Wilkomirski mit Lorbeeren verse-

hen hatten – oder von ihm sogar, wie im Falle des Museums, beim Fundraising mithilfe seines Showtalentes profitieren konnten. Das Museum jedenfalls hatte sich davor gescheut, den Forderungen nach einer Untersuchung über Wilkomirski stattzugeben. Diese Verantwortung wurde letztlich seiner Agentin, Eva Koralnik, überlassen, die im Frühjahr 1999 einen Vertrag mit dem Historiker Stefan Mächler unterzeichnete.

Mächlers Aufgabe ist, eine durchgängige und unparteiische Beurteilung des Falles durchzuführen und in den kommenden Monaten einen Bericht zu verfassen, der, mit welchen Ergebnissen auch immer, allen Verlegern der «Bruchstücke» zur Verfügung gestellt werde, um ihn eventuell in zukünftigen Editionen einzuarbeiten. Wilkomirski hat mitgeteilt, er werde uneingeschränkt kooperieren. Was immer jedoch Mächler schreibt, es mag sich als unmöglich erweisen, den Nebel der Verwirrung zu lichten, der Wilkomirskis nutzloses literarisches Abenteuer umhüllt.

Wenige Tage nach meinem Besuch im Holocaust Museum sah ich Norman Manea in New York. Er war gerade fertig mit einer Lektion über «Bruchstücke» im Rahmen eines Seminars über Holocaust Literatur am Bard College. Dabei hatte er gehofft, eine Diskussion darüber auslösen zu können, wie die Faktizität von Memoiren sich auf ihre Wahrhaftigkeit auswirkt. Doch er war traurig, mir mitteilen zu müssen: «Meine Studenten sagten, wenn das Buch gut ist, kommt es nicht darauf an.» Manea hat jahrzehntelang über jene Aspekte der Politik der Sprache gebrütet und auch einsichtig über diesen Komplex geschrieben, den auch George Orwell umgetrieben hatte: Immer dann, wenn wir es nicht vermögen, Worte mit Rücksicht auf ihre Wahrhaftigkeit zu verwenden, geht die Ehrlichkeit in allem, was wir mit Worten ausdrücken, zunehmend verloren. «Wir haben jetzt dieses Modell für das Leiden namens Holocaust», sagte Manea. «Nun kann eine Frau weinen und sagen: «Du hast mein Leben zum Holocaust gemacht». Und vor nicht langer Zeit, sah ich, dass ein Pornokanal hier in New York einen Monat aus dem Äther genommen wurde, und die Frau sagte: «Wir mussten einen Holocaust durchmachen.» Kann man das nun verhindern? Nein. Besonders in der Zeit, in der wir leben, in welcher die Grenze zwischen Realem und Fiktivem so vage ist. Er ist ein mächtiges Ereignis, der Holocaust, daher werden Trivialisierung, Kommerzialisierung, falsche Erinnerung und Hochstapeleien zwangsläufig auftauchen. Aber man muss Standards durchsetzen.»

Ein Punkt, den Wilkomirski wiederholt aussprach und den ich ihm eindeutig glaube, ist, dass er seine Erinnerungen für sich selbst aufgeschrieben habe und dass es ihn eigentlich nicht kümmere, was andere dazu sagen, weil niemand ihm diese Erinnerungen wegnehmen könne. Nach über sechs Monaten jedoch, in denen ich den Unsinn studiert habe, der aus Wilkomirskis Fantasien und Verwirrungen hervorgegangen ist, ist mir mehr Angst und Bange vor der Kultur, die ihn als einen Apostel der Erinnerung wahrgenommen hat, als vor dem Mann selber. Mehrere Male während unseres Gesprächs teilte er mir mit, dass er sicher sei, dass sich die Papiere in seinem amtlichen Dossier auf einen wirklichen Jungen namens Bruno Grosjean bezögen. Also fragte ich ihn, was wohl aus diesem Bruno geworden sei. Wilkomirski war sich nicht sicher, aber plötzlich sagte er, dass er vor langer Zeit, in seiner Kindheit noch, diesen vermissen Knaben getroffen habe. Zunächst klang er unbestimmt, redete langsam und stockend, als würde er unerwartet auf eine neue Erinnerung stoßen. Dann wuchs seine Erregung und alles klärte sich: Er hatte den Knaben Grosjean zuerst im schweizer Waisenhaus getroffen, wo sie, so glaubte Wilkomirski, vertauscht worden seien. Später, sagt er, hätten sie sich nochmals gesehen, als sie beide am Gymnasium gewesen seien. Zuerst seien sie einander ausgewichen, dann hätten sie angefangen, miteinander zu reden. Wilkomirski sagte, «Er begann damit, mir zu sagen, wie wunderbar er es habe bei seinen Pflegeeltern, dass er so glücklich sei und dass sie auswandern wollten.» Die Worte sprudelten nun aus ihm heraus, ganze Gesprächsfetzen tauchten wieder auf. Seine Augen fanden weit weg ein Ziel. Er war in seinem Gedächtnis. Ich unterbrach ihn dort, um ihn zu fragen, ob sein verlorener Doppelgänger immer noch Bruno heiße. «Ja, aber der Knabe hat auch einen neuen Namen – Hugo, oder Wolf, oder so ähnlich,» sagte Wilkomirski und, er glaube, der verschwundene Grosjean lebe vielleicht in Amerika.

Erschienen unter dem Titel «The Memory Thief» im «The New Yorker», 14. Juni 1999. S. 48ff. Übersetzung: Sebastian Hefti.

Die Autorinnen

Daniel Ganzfried: geboren 1958 in Afulah/Israel; 1976-1979 Buchhändlerlehre in Bern; ab 1985 politisch-kulturelle Projekte in Zürich; ab 1990 Tätigkeit als Schriftsteller; ab 1995 Organisation der «Hannah Arendt Tage Zürich»; 1995-2000 Mitherausgeber der Zeitschrift «politikinitiativen» Zürich; Essays in Radio und Presse zur «Schweiz im Zweiten Weltkrieg»; 1999-2000 Newsredaktor bei Schweizer Radio International; 2000-2001 Produzent bei der Pendlerzeitung «Metropol», Zürich; seit November 2001 dito bei der Wochenzeitschrift «Facts»; 1999 Zürcher Journalistenpreis für den Artikel «Die geliehene Holocaust-Biographie». Publikationen: u.a. «Der Absender», Roman, Zürich 1995; gemeinsam mit Sebastian Hefti Herausgeber von «Hannah Arendt. Nach dem Totalitarismus», Hamburg 1997. Mitglied des Deutschschweizer PEN-Zentrums.

Philip Gourevitch: geboren 1961 in Philadelphia; ist «staff writer» der Zeitschrift «The New Yorker». Sein erstes Buch, «Wir möchten Ihnen mitteilen, das wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden: Berichte aus Ruanda», Berlin 1999, gewann die Auszeichnung «The National Book Critics Circle Award» in den USA sowie den «Guardian First Book Award» in England; sein neues Buch «A Cold Case» erscheint 2002 beim Berlin Verlag; er leitet das Internationale Komitee des Amerikanischen PEN-Zentrums.

Sebastian Hefti: geboren 1956 in Bogotá/Kolumbien. Studierte Philosophie, Geschichte und Semiotik in Zürich und Berlin; ab 1980 organisierte er politische und kulturelle Kampagnen; betreute Leseseminare zur politischen Theorie; 1992-2000 Produzent der Zeitschrift «politikinitiativen» zu Brennpunkten politischen Denkens und Handelns: Gewalt, transnationale Zivilisation, Politik der Stadtwelt; 1995-2001 Leiter der «Hannah Arendt Tage Zürich»; «Corresponding Editor» des «Hannah Arendt Newsletter»; seit 1998 selbstständige Tätigkeit für politisch-kulturelle Öffentlichkeitsarbeit; seit Januar 2000 Generalsekretär des Deutschschweizer PEN-Zentrums, Zürich. Publikationen: u.a. «Hannah Arendt. Nach dem Totalitarismus», Herausgeber, Hamburg 1997.

Wolfgang Heuer: geboren 1949 in Köln. Studium der Geschichte, Germanistik und Lateinamerikanistik; Forschungsarbeiten in Lateinamerika; promovierte über Hannah Arendt; Lehrbeauftragter am Fachbereich Politische Wissenschaften an der FU Berlin; freischaffende Tätigkeit für Film- und Rundfunk; Redaktor des «Hannah Arendt Newsletter». Publikationen: u.a. «Hannah Arendt» (rororo Bildmonografien), 1987 Reinbek bei Hamburg; «Citizen. Persönliche Integrität und politisches Handeln», Berlin 1992; Mitglied des Deutschschweizer PEN-Zentrums.

Lorenz Jäger: geboren 1951. Studium der Soziologie und Germanistik in Frankfurt und Marburg; lehrte an amerikanischen und japanischen Universitäten (zuletzt Visiting fellow in Stanford); seit 1997 Redakteur im Feuilleton der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung»; Herausgeber von Schriften der klassischen Moderne. Zuletzt: «Siegfried Kracauer: Entwicklung der Schmiedekunst in Berlin und einigen Städten der Mark Brandenburg»; Hugo von Hofmannsthal: Werke in zehn Bänden.

Imre Kertész: geboren 1929 in Budapest. Mit fünfzehn Jahren Deportation nach Auschwitz-Birkenau; 1945 Befreiung aus Buchenwald; 1949 Journalist eines späteren kommunistischen Parteiorgans; Entlassung 1951; seit 1953 freier Schriftsteller, der Musicals und Unterhaltendes für das Theater schrieb; 1960 Beginn der Arbeit am «Roman eines Schicksallosen»; ab 1977 Übersetzer von Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud, Hugo von Hofmannsthal, Elias Canetti, Ludwig Wittgenstein, Joseph Roth, Arthur Schnitzler, Tankred Dorst und anderen. Publikationen (deutsch): «Kaddisch für ein nicht geborenes Kind», Berlin 1992; «Galeerentagebuch», Berlin 1993; «Roman eines Schicksallosen», Berlin 1996; «Ich – ein anderer», Berlin 1998; «Die englische Flagge», Berlin 1999; «Fiasko», Roman, Berlin 1999.

Ruth Klüger: geboren 1931 in Wien. Wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, ab 1944 in weitere Lager bis zur Flucht 1945; Studium ab 1946; 1947 Emigration in die USA, Studium in New York; 1965-1995 Hochschullehrerin für deutsche Sprache und Literatur an verschiedenen US-Universitäten; 1988-1990 Aufenthalt in Göttingen; lehrt zur Zeit Germanistik in Boston. Publikationen: u.a. «weiter leben – Eine Jugend» 1992; «Katastrophen. Über deutsche Literatur», 1994;

«Lesen Frauen anders?», 1994 und «Über Knigges Umgang mit Menschen», 1996. Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Claude Lanzmann: geboren 1925. 1943 unter den Organisatoren der «Résistance» am «Lycée Blaise Pascal» in Clermont-Ferrand, wo er am Untergrundkampf und später an den Kämpfen in der «Maquis» der Auvergne teilnahm; 1952 Bekanntschaft mit Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir in Berlin und Beginn der lebenslangen Freundschaft; Zusammenarbeit in der Zeitschrift «Les Temps Modernes», Paris, deren Direktor er heute noch ist. Realisation der Filme: 1970-1973 «Pourquoi Israël»; 1974-1985 «Shoah»; 1994 «Tsahal»; 1997 «Un vivant qui passe». Publikationen: «Shoah», Paris 1997; «Au sujet de Shoah, le film de Claude Lanzmann», Berlin 1990; «Un vivant qui passe», Paris 1997.

Rafaël Newman: geboren 1964 in Montréal/Kanada. Studierte Altertums- und vergleichende Literaturwissenschaft in Toronto, Paris und Princeton, wo er 1994 mit dem Ph.D. abschloss; 1992-1997 Assistenz- und später Dozententätigkeit in Princeton und Seattle; seit 1998 Tätigkeit in Zürich als Lektor, Englischlehrer, Lehrbeauftragter und Übersetzer; seit 1998 auch Redaktor und Übersetzer bei «du. Zeitschrift der Kultur», Zürich; Publikationen: u.a. «The Visible God: Staging the History of Money», Lanham 1999; «Zweifache Eigenheit: Jüdische Gegenwartsliteratur in der Schweiz», Zürich 2002. Mitglied des Deutschschweizer PEN-Zentrums.

Elsbeth Pulver: geboren 1928. Studium der Germanistik und Geschichte in Bern und Tübingen; Unterricht an einer amerikanischen Universität, dann an einer Mittelschule in Bern; seit 1981 freiberufliche Literaturkritikerin («Neue Zürcher Zeitung», «Schweizer Monatshefte», «Berner Zeitung» u.a.); Mitarbeit «Kritisches Lexikon der Gegenwartsliteratur»; 1979-1989 Mitglied des Stiftungsrates der schweizerischen Kulturstiftung «Pro Helvetia»; Publikationen: u.a. «Die deutschsprachige Literatur der Schweiz», in: «Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart», 1974/80; Monographie über Marie Luise Kaschnitz, 1984. Als Herausgeberin: Anthologien u.a. zu Robert Walser, Josef Viktor Widmann. Mitglied des Deutschschweizer PEN-Zentrums.

Hans Saner: geboren 1934. Studium der Philosophie, Psychologie und Romanistik; 1962-1969 Privatassistent bei Karl Jaspers; lehrt seit 1979 Kulturphilosophie an der Hochschule für Musik in Basel, ist aber überwiegend freischaffend tätig. Publikationen: u.a. «Die Anarchie der Stille», Basel 1990, 3. Aufl. 1996; «Macht und Ohnmacht der Symbole. Essays», Basel 1993, 2. Aufl. 1999; «Einsamkeit und Kommunikation. Essays zur Geschichte des Denkens», Basel 1994; «Der Schatten des Orpheus», 1997; «Was gehen uns unsere Väter an? Jugendliche zu den Spuren des Holocaust in der Schweiz», zusammen mit Hans D. Jendreyko ediert, Basel 2000. Mitglied der Gruppe Olten und des Deutschschweizer PEN-Zentrums.

Wanda Schmid: geboren 1947. Bibliothekarin und Schriftstellerin; Publikationen: «Wer zuerst das Schweigen bricht», Gedichte, Halle 1995; «Im Schatten lagern Worte», Gedichte, Textfragmente, CD, Schöffland 1998; «Friedhofsgeflüster», Erzählung, Bern 2000; «Paare und andere Einsame», Kurzprosa und Textfragmente, Zürich 2000. Mitglied des Deutschschweizer PEN-Zentrums.